

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 148-149 (2011-2012)

Artikel: Huggenberger : die Karriere eines Schriftstellers
Autor: Brändle, Rea / König, Mario
Kapitel: 3: Der Preis der Popularität : Isolation und Vereinnahmung (1925-1947)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Preis der Popularität: Isolation und Vereinnahmung (1925–1947)

Ohne ökonomischen Zwang schreibt Alfred Huggenberger am laufenden Band. Mit unterschiedlichen Segmenten seiner literarischen Produktion bedient er verschiedene Verlage, arbeitet fürs Radio, ist ganze Wochen mit Lesungen unterwegs. Trotzdem – oder gerade deshalb – scheint er nirgends richtig dazuzugehören: Weder zu den fortschrittlichen Mundartliteraten noch zu den erklärten Bauerndichtern. Die meisten seiner Freundschaften verlaufen sich. «Er hat viele Freunde, aber schwerlich einen Freund», heisst es über ihn. Es ist dies die paradoxe Isolation eines Umschwärmten. Der ruhelose Hunger nach Anerkennung dürfte seine Empfänglichkeit für die völkischen Schmeicheleien gefördert und – nach 1933 – eine politische Abgrenzung erschwert haben. Huggenberger empfängt Preise der Nationalsozialisten und, erschreckender noch, unternimmt bis 1942 fast Jahr für Jahr ausgedehnte Lesereisen nach Deutschland. Erstmals wird er in der Schweiz kritisiert, er reagiert darauf sehr gekränkt.

Alfred Huggenberger ass gerne gut und deftig und drückte das auch unverblümt aus. «Trotzdem ich ein vielgeplagter Christ bin, lebe ich immer noch nach meinem alten Leitspruch: All Tag im Jahr/ Ein Freudlein nimm wahr! – und wenn's auch nur ein guter Bauernfrass: Speck und Bohnen – wäre, zu dem mich meine Frau eben ruft.»¹ Vegetarisches war nicht seine Sache; alkoholfrei auch nicht. Die im Tauschhandel gegen Farbpostkarten von Otto Marquard bezogenen «Gangfische», eine geräucherte Winterspezialität vom Untersee, konnten ihn jedoch begeistern. «Die Fische schmecken! Ich sauf Most dazu, dass sie das Schwimmen nicht verlernen.»² Und Carl Seelig lud er im Februar 1920 mit den Worten ein: «Sie sollten wieder einmal da heraus kommen, wir trinken ein Krüglein feinen Apfelwein und schmausen ein «Mostbröckli» dazu vom Holzteller. Der «Geselchte» ist im besten Stadium, die Rauchkammer, mein heimlicher Hort in dieser trüben Zeit, ist noch selten besser dotiert gewesen.»³ Die Hauptmahlzeit war am Mittag; Bertha Huggenberger kochte ganz nach seinem Geschmack. Die Kücheneinrichtung in Gerlikon blieb allerdings noch lang altertümlich, der Holzherd wurde erst im Herbst 1941 durch einen elektrischen mit drei Kochplatten ersetzt.⁴ Öfter brachte der Mann Gäste mit, manchmal spontan und unangemeldet, so dass sie froh war, wenn es reichte. Häufig aber, vor allem während der Festsaison im Herbst, war er auswärts eingeladen, wie seine Frau gelegentlich berichtet. «Heute muss der Vater in Brugg lesen und Morgen bei der Mittwochgesellschaft [in Frauenfeld; er war dort Mitglied] eine Gans vertilgen helfen und am Donnerstag mit dem Literarischen Club in Zürich an einem Nachtessen teilnehmen.»⁵ Wenn er nach auswärtigen Lesungen zu Fuss vom Bahnhof Frauenfeld heimkehrte – Radfahren hatte er nie gelernt – trank er gern noch ein Gläschen in der Wirtschaft Buff an der Zürcherstrasse, die heute Sennhütte heisst, oder im Ochsen, an der Ecke der Walzmühlestrasse.⁶

Seit den frühen 1920er-Jahren hatte sich in Gerlikon ein deutlicher Lebenschnitt vollzogen. Mit

dem sprunghaften Anstieg der Lesungen war Huggenberger nun im Winterhalbjahr fast ständig unterwegs. Im Sommer zog er auf seine Schreibwanderungen, oft tagelang am Stück. Als die siebzehnjährige Tochter Martha in ein Töchterpensionat in Lignières oberhalb des Bielersees übersiedelte, wurde es im Haus recht still. Martha absolvierte dort, nach dem Besuch der Frauenfelder Sekundarschule, eine Ausbildung in Haushaltung und gutem Benehmen bei gleichzeitig praktischer Arbeit, wie es für Töchter des Mittelstands verbreitet war. Auch lernte sie Französisch, was dem Vater vorenthalten geblieben war. «Dass ich zu gescheidt werde [sic], müsst Ihr nicht befürchten», berichtete sie. «Ich habe viel Freude am Lernen, aber auch auf das Arbeiten zu Hause nächstes Jahr freue ich mich sehr.»⁷ Dem Abschluss des Pensionats folgte ein Haushaltungslehrjahr in Lausanne, wie es auch ihre Mutter einst gemacht hatte. Nach ihrer dauerhaften Rückkehr Ende 1924 wurde ein elektrisches Klavier angeschafft. Ihre Beziehung zum Vater war eng: Öfter nahm er sie mit auf seine Wanderungen oder zu Lesungen; 1925 begleitete sie ihn nach Leipzig, 1929 sogar an die Jahresversammlung des Schriftstellervereins.

Momentaufnahmen aus Gerlikon

Alfred Huggenberger war längst Landwirt im Nebenerwerb, den kleinen Hof unterhielten Frau und Tochter, unter gelegentlichem Beizug eines entlohnten

1 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 12.9.1929.

2 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 10.12.1918.

3 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 15.2.1920.

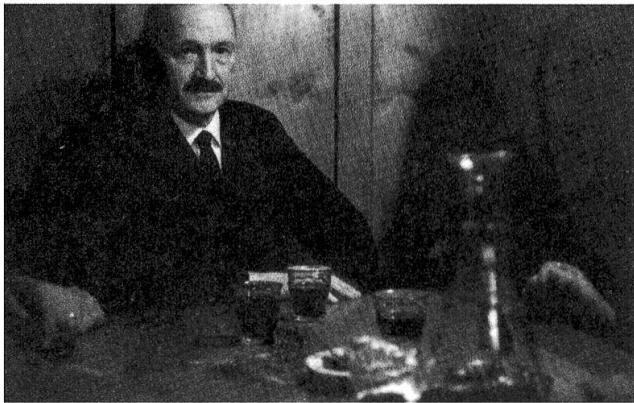
4 KBTG Sch 65: Quittungen, 19.9.1941.

5 KBTG Hu B Sch 42: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 10.11.1924.

6 Siehe Gonzenbach, Nono, S. 33.

7 KBTG Hu B Sch 3: Martha Huggenberger an Eltern, 20.11.1921.

Abb. 73: Ein Schnapsschuss in der Beiz, Ort und Jahr unbekannt.



Knechts – über Jahrzehnte war dies Otto Kübler – und mit freiwilliger Mithilfe junger Frauen aus der Nachbarschaft. Die Haltung von Grossvieh stellte man in den 1920er-Jahren ein. Ab und zu kaufte Bertha Huggenberger junge Schweine; ein paar Ziegen und eine Schar Hühner gehörten ebenfalls dazu. Das angebaute Gemüse diente dem Eigengebrauch, das Obst hingegen, das neben dem Heuen und Emden den grössten Aufwand im jährlichen Arbeitszyklus verursachte, wurde verkauft.

Seit die Tochter ausgezogen war, lastete eine enorme Arbeitslast auf Bertha Huggenberger. Ihre Briefe an Martha berichten von Alltäglichem, vom Kommen und Gehen im Ort, von anstehenden Verlobungen, von einem Todesfall, vom Wetter und von Festlichkeiten. Die grosse Wäsche, das Kochen und das Putzen, Einkochen von Beeren, Sammeln des Obstes füllten den anstrengenden Tag. «Mein liebes Kind!», schrieb sie Ende August 1924: «Es ist wieder einmal Sonntag Nachmittag, eben habe ich den Hund spazieren geführt und nun sitze ich in der Stube und warte der Dinge, die da kommen sollen. Ich werde wohl vergeblich warten. [...] Vater ist immer auf Reisen, er war in Bern, Aarau und fuhr gestern Abend nach St. Gallen. Frau Kappeler hilft mir emden.»⁸

Bertha Huggenberger ging durchaus ihren eigenen Interessen nach, machte Besuche, fuhr einmal

nach Winterthur zum Kauf eines Huts, trank dort Kaffee, besuchte eine Theatervorführung in Frauenfeld, berichtete ausführlich von einem Kinobesuch. Doch geschah dies weitestgehend allein, ja Ehemann Alfred missbilligte ihre Aktivitäten, wie sie schreibt. «Er war nicht sehr erbaut, dass ich ins Theater nach Frauenfeld ging, er sagte, ob jetzt das ‹auf Frauenfeld laufen› wieder angehe. Ich habe aber gar nicht die Absicht, den ganzen Winter schön daheim zu bleiben, denn er war bis jetzt auch überall, wo etwas los war.»⁹

Im Herbst 1924 steckte die Beziehung von Alfred und Bertha Huggenberger in einer Krise. Seine ständige Abwesenheit, der Fortgang der Tochter, ihre grosse Arbeitslast mögen dazu beigetragen haben. Die Briefe an Martha lassen eine emotionale Auskühlung der ehelichen Beziehung erkennen. Bertha war inzwischen 43 Jahre alt, hatte aber bereits rheumatische Beschwerden, vermutlich als Folge harter Arbeit. Die Berichte an die Tochter lassen auch ein verletztes Gerechtigkeitsgefühl erahnen. Als der bekannte Sänger Hanns In der Gand im Frauenfelder Rathaus auftrat, liess ihr Mann sich das nicht entgehen. «Ich hätte ihn [In der Gand] auch gern gehört, aber ich war auch zu müde gewesen, um hinzugehen, denn ich las den ganzen Nachmittag Äpfel ab.»¹⁰ Als Ende 1924 die Heimkehr von Tochter Martha anstand, schrieb ihr die Mutter: «Dein Zimmer steht Dir natürlich wieder zur Verfügung, sobald Du zurückkehrst. Ob ich hingegen wieder [in] mein ehemaliges einziehen werde, weiss ich jetzt noch nicht. Ich habe es nicht freiwillig verlassen, sondern weil man mich geheissen hat. Vater hat überhaupt schon früher ge-

8 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 31.8.1924.

9 KBTG Hu B Sch 42: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 10.11.1924.

10 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 17.10.1924.

Abb. 74: Im Garten in Gerlikon: «Sommer 1924. Warum so ernst», notiert Martha Huggenberger auf dem Bild.



sagt, er wollte lieber allein sein. Und ich konnte auch nicht gut schlafen im gemeinsamen Zimmer, ich will in Zukunft lieber allein sein.»¹¹ Beide Elternteile zogen die eben zwanzigjährige Tochter ins Vertrauen, was für diese nicht einfach gewesen sein dürfte. So berichtete ihr der Vater von seinen intensiven Lesetourneen, entschuldigte sich, dass er sein jüngstes Buch («Chom mer wänd i d'Haselnuss!») nicht wie angekündigt persönlich nach Lausanne gebracht habe und fügte bei: «Hoffentlich wird's im neuen Jahr gehen. Die Zeit war eben schwer. Es muss ja doch besser kommen. Es wäre schade um alles Gute und Schöne, dass uns Gott geschenkt hat. Ich bin oft sehr traurig, aber den Mut habe ich noch nicht ganz verloren. Wenn ich nur im Wald schaffen könnte; aber leider blieben mir bis jetzt nur wenige Stunden zu meiner Lieblingsbeschäftigung.»¹²

Irgendwie muss sich das Paar wieder gefunden haben. Ob es Änderungen am gegenseitigen Arran-

gement gab, zum Beispiel durch vermehrten Beizug fremder Hilfe zur Entlastung von Bertha, erfahren wir nicht. Ausserhalb dieser Briefe aus dem engsten Familienkreis ist nie und nirgends von Problemen die Rede. Bertha Huggenberger hatte noch immer Kontakt mit ihren beiden Jugendfreundinnen, mit denen sie auch über Persönliches gesprochen haben mag. Bei ihm steht dies sehr zu bezweifeln. Ihr Bericht an die Tochter, das fällt auf, ist weit offener als sein zerquältes Bekenntnis. Er änderte jedenfalls nichts an der Häufigkeit seiner Abwesenheiten. Und er suchte eher die Einsamkeit des Waldes als das Gespräch, wenn er sich vor einer kritischen Situation sah.

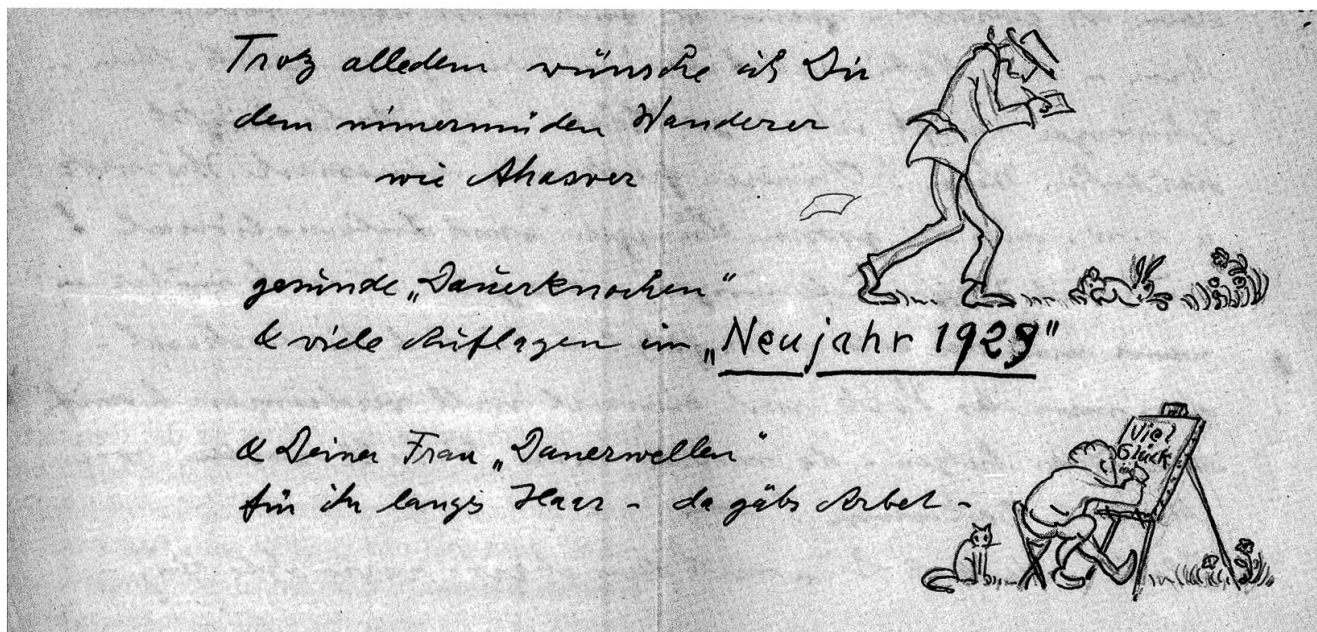
Freundschaften

Mit dem plötzlichen Ruhm hatte Huggenberger um 1912 eine Fülle neuer Bekanntschaften gemacht. Bei Vielen hatte er Respekt und Sympathie gewonnen, es zeichneten sich Möglichkeiten zur Freundschaft mit gleichaltrigen Schriftstellerkollegen und anderen Künstlern ab. Eine Zeitlang war der Austausch mit Carl Albert Loosli intensiv; auch mit Simon Gfeller ergab sich eine freundliche Verbindung. Die Beziehung mit dem Maler und frühen Illustrator seiner Werke, Otto Marquard, hatte eine herzliche Note; die beiderseitigen Familien waren einbezogen. Nichts aber war wirklich von Dauer. Hermann Rau, sein erster Illustrator, war plötzlich nicht mehr gefragt. Mit Loosli hätte er wegen der höchst unterschiedlichen Reaktionen auf den Krieg Schwierigkeiten bekommen. Doch fand diese Diskussion allem Anschein nach gar nicht mehr statt, da der Kontakt bereits zuvor ausgelaufen war. Huggenberger hatte sich im

11 KBTG Hu B Sch 41: Bertha Huggenberger an Martha Huggenberger, 5.10.1924.

12 KBTG Hu B Sch 38: A. H. an Martha Huggenberger, 14.12.1924.

Abb. 75: Neujahrswünsche von Otto Marquard,
28. Dezember 1928.



Zug einer relativ banalen Differenz um Abdruckrechte wenig loyal gezeigt gegenüber dem Freund, dem er auch nicht beistand, als dieser wegen seiner mutigen Provokation der Gotthelf-Verehrer in der Presse übel attackiert wurde. «Loosli hätte sich eine kleine Lektion getrost gefallen lassen dürfen, er bekommt zur Zeit ganz anderes zu hören», schrieb er sehr distanzierend an Verleger Rudolf Huber.¹³

Jakob Christoph Heer starb 1925. Die Beziehung zu Marquard hielt noch in den 1920er-Jahren. Huggenberger zog ihn gelegentlich für Illustrationen bei, auch vermittelte er dem nicht auf Rosen gebetteten Maler eine Zeitlang Bildaufträge, hielt gar wie ein Galerist einige von dessen Arbeiten bei sich zuhause zur Ansicht für mögliche Käufer. Anfang 1930 beging Marquard den Fehler, den Freund in einer Notlage um finanzielle Aushilfe irgendeiner Art zu bitten. Da sein Brief nicht erhalten ist, wissen wir nicht, worum genau es ging. Darauf mochte Huggenberger sich gar nicht einlassen, er berief sich auf seine Verpflichtungen gegenüber dem Schwiegersohn in Elgg und stellte sich selber als bedrängt dar, obwohl er in

den letzten Jahren so gut verdient hatte wie noch nie. «Lieber M.!\», antwortete er, «Zurzeit unmöglich! Ich bin gar nicht in so guter Finanzlage, wie Du glaubst. Der Wald ist mein Besitz – und der kostet vorläufig eher noch Geld, als dass er etwas eintrüge. Mit der Schriftstellerei wird's wahrscheinlich punkto Ertrag nächstens Null sein. Schon jetzt kauft Deutschland fast gar nichts mehr von uns, es ist nicht anders, als wenn man die Schweiz absichtlich boykottieren wollte. Ich kann von Glück sagen, dass ich das Gütlein habe und meinen Kohl pflanzen kann.» Geradezu zynisch klang sein Rat: «Nun, Du hast ja im letzten Fall immer noch die Möglichkeit, das Haus zu verkaufen. Nicht?»¹⁴ Seither, noch bevor die politischen Differenzen hinzukamen, dünnte auch diese Verbindung aus.

Huggenberger liess manche Freundschaft einfach verkümmern, wenn sie ihm keinen Nutzen mehr versprach. Einige Personen, die ihm einst nahestan-

13 StATG 8'405, 3/254: A. H. an Rudolf Huber, 3.3.1913.

14 KBTG Hu B 675: A. H. an Marquard, 13.3.1930.

den, wie die Schriftstellerin Nanny von Escher, oder sogar eine höchst wichtige fördernde Rolle gespielt hatten, wie Hermann Hesse, verschwanden vollständig aus dem Blickfeld. Mit den Kollegen Josef Reinhart, Kaspar Freuler oder Ernst Eschmann blieb der langjährige Kontakt oberflächlich. Er nahm sich auch wenig Zeit, am Werk anderer Anteil zu nehmen. Walther Huber, seit 1912 Pfarrer in Gachnang, beobachtete sein prominentes Gemeindeglied aufmerksam und hielt seine Notizen in der vertraulichen Pfarrechronik fest. Nicht immer verlässlich im Urteil, traf er hier den Sachverhalt doch sehr genau. «Im Umgang ist Alfred Huggenberger freundlich, doch ist es unmöglich ihm freundschaftlich nahe zu kommen», schrieb er Ende 1917 aus Anlass des 50. Geburtstags. «Er hat viele Freunde, aber schwerlich einen Freund. [...] Er hat viele Verehrer, aber keinen Vertrauten.»¹⁵

An die Stelle der gleichaltrigen Kollegen traten bald einmal weit jüngere, die zwar nicht einfach als Verehrer abzutun sind, sondern durchaus Könner auf ihrem eigenen Feld waren. Dennoch kam hier ein Ungleichgewicht in Autorität, Erfahrung und Renommee ins Spiel, das Huggenberger vor allzu viel Herausforderung oder gar vor Kritik schützte, auch in jenen Fällen, wo er von Jüngeren etwas hätte lernen können. Zum Beispiel von Traugott Vogel, von dem er sich punkto Jugendbücher hätte anregen lassen können. Zu diesen jüngeren Bekannten zählten auch der Journalist und Autor Carl Seelig sowie der Biograf und Journalist Hans Kägi. Beide waren über positive Besprechungen mit ihm in Austausch gekommen. Zu erwähnen ist ebenso der junge Primarlehrer Otto Schaufelberger aus dem Zürcher Oberland, der sich zum Schriftsteller entwickelte. Der antifaschistisch gesinnte Mann hätte Huggenberger helfen können, Klarheit zu gewinnen in der Beurteilung der deutschen Diktatur. Dieser scheint sich aber weit mehr an Emanuel Stickelberger gehalten zu haben, den weit rechtsstehenden Basler Autor, mit dem der Kontakt

nach 1930 enger wurde. Mit den Biografen Karl Heinrich Maurer und Rudolf Hägni war die Beziehung über kurze Zeit sehr intensiv, verlief sich dann aber wieder. Hägni war für Huggenbergers Geschmack vielleicht zu eigenwillig. Maurer hingegen hingte sich mit solcher Inbrunst an ihn, dass es ihm lästig geworden sein dürfte. Von Gustav Gamper erfuhr er 1930, dass es Maurer materiell und gesundheitlich miserabel gehe, er sei ganz vereinsamt; ein Brief würde ihn sicher sehr freuen.¹⁶ Es gibt keinen Beleg, dass eine Reaktion darauf erfolgt wäre. Wirkliche Vertraulichkeit gab es in keinem der erwähnten Fälle. Eine gewisse Unnahbarkeit kommt auch darin zum Ausdruck, dass Huggenberger Personen, mit denen er zum Du übergegangen war, in Briefen plötzlich wieder siezte. Beziehungen auf Distanz waren ihm durchaus recht.

Manchmal half er in Fällen, in denen man es nicht erwartet hätte. So setzte er sich ein für den viel jüngeren Kollegen Oskar Kollbrunner aus Hüttlingen, der die Ausbildung am Lehrerseminar Kreuzlingen abgebrochen hatte, um in die USA auszuwandern und Schriftsteller zu werden. Huggenberger engagierte sich dafür, dass ab 1927 die Werke von Kollbrunner im Huber-Verlag erschienen und verfasste Empfehlungen, die er an diverse Rezensenten verschickte.¹⁷

Einen eigenartigen Sonderfall stellt der Österreicher Karl Maria Cajka dar. Der mehr als dreissig Jahre jüngere – von Beruf Bankangestellter – schrieb ihm erstmals 1924 aus Wien, wie er es auch mit anderen Autoren tat, so mit Ernst Zahn und mit dem verehrten Adolf Bartels in Weimar. Cajka ging eigenen literarischen Neigungen nach und gab in den 1930er-Jahren

15 Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 12.

16 KBTG Hu B 306: Gamper an A. H., 11.3.1930.

17 Siehe KBTG Hu B Sch 11, Kollbrunner; KBTG, NL Kollbrunner, ohne Signatur, sowie StATG 8'405, 3/255: Verlag Huber (Vetter) an A. H., 1926/27.

Abb. 76: Im Vorfeld des 60. Geburtstags: Gerlikoner Familienporträt, fotografiert von Jakob Bär, 22. September 1927.



eine kleine völkische Zeitschrift heraus. Unerwartet langdauernd entwickelte sich die daraus entstehende Brieffreundschaft. Es blieb immer beim schriftlichen Austausch, die Zeitumstände verhinderten, dass es je zur persönlichen Begegnung gekommen wäre. Da Cajka alles aufbewahrte, die Durchschläge seiner eigenen Briefe inbegriffen, entstand hier eine aufschlussreiche, über mehrere Jahrzehnte reichende Dokumentation.

Der nützliche Schwiegersohn

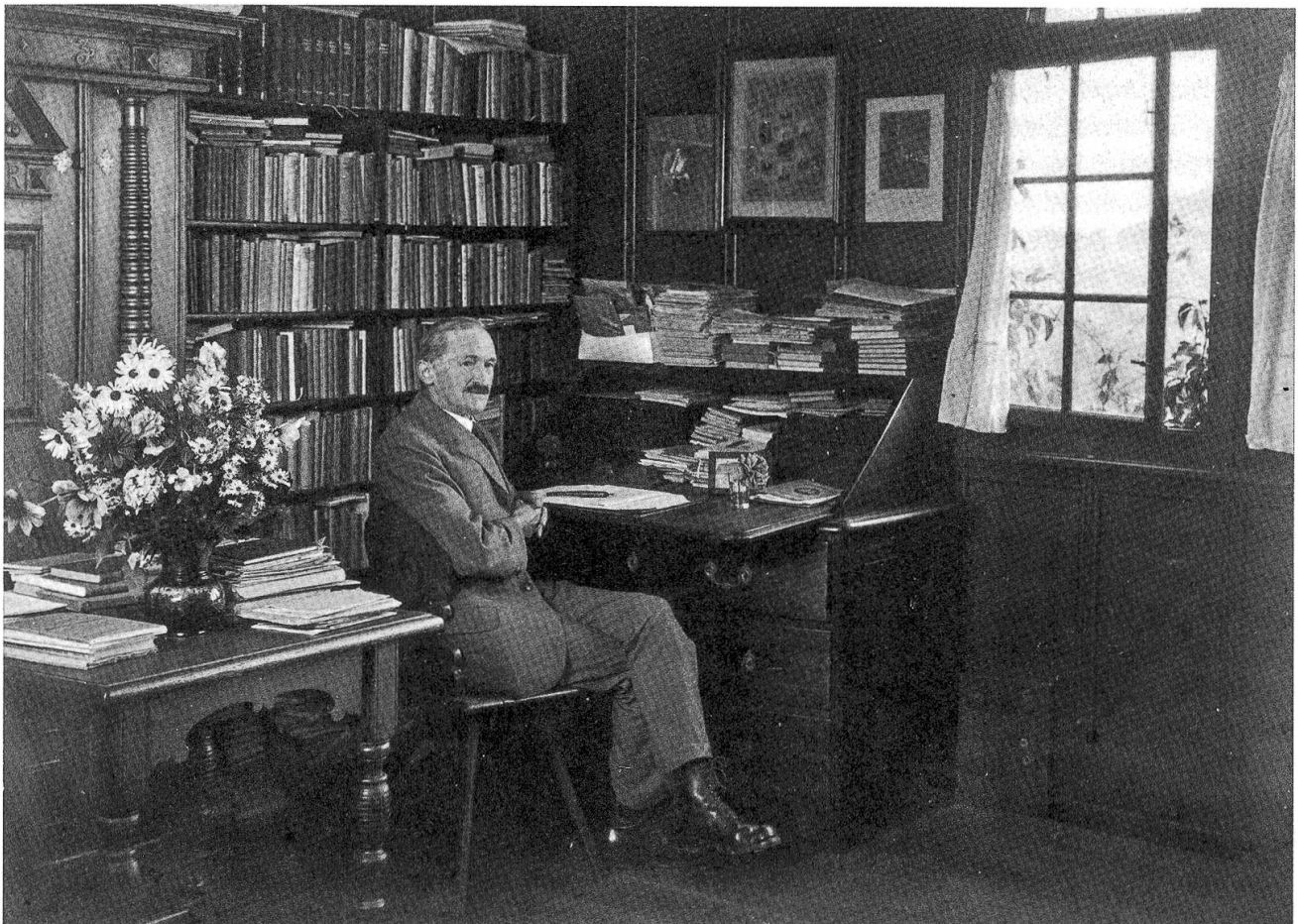
Im August 1928 heiratete Martha Huggenberger den aus Elgg stammenden Willy Büchi. Es existierten bereits geschäftliche Beziehungen zwischen den Familien. Büchi hatte 1925 den Theaterverlag von Gottfried Feuz gekauft, in Erweiterung der 1922 erworbenen Druckerei, die einige Regionalblätter sowie die «Schweizerische Theaterzeitung» druckte. Den Deklamationsverlag von Feuz baute Willy Büchi

zum Volksverlag Elgg mit rund 600 Titeln aus, darunter in späteren Jahren Werke von Jakob Bühler, Alfred Rasser, Max Werner Lenz, Walter Lesch und andere.¹⁸ Die Verbindung zu Huggenberger ergab sich über einige bei Feuz verbliebene Deklamationen und Einkakter, die Sauerländer nicht hatte übernehmen wollen. Sie wurden nun vom Volksverlag vertrieben. Auch die bei Wirz verbliebenen Restbestände gelangten schliesslich zu Büchi.

Die Beziehung zwischen Elgg und Gerlikon blieb stets eng. Martha Büchi arbeitete im Geschäft ihres Mannes mit, schrieb auch gelegentlich journalistische Beiträge; 1934 und 1935 wurden zwei Söhne geboren. Am Sonntag war man oft zu Besuch in Gerlikon. Der Volksverlag besorgte früh schon kleine Druckauf-

¹⁸ Vom Volksverlag existiert nur wenig Material; siehe Reinhardt Stumm, Brot aus Spielen, in: Die Weltwoche, 6.8.1975; schriftliche Auskunft von Alfred Büchi, 24.10.2010; siehe auch teaterverlag elgg, Belp, Archiv zur Verlagsgeschichte.

Abb. 77: Am Schreibtisch in Gerlikon, 1927.



träge für Huggenberger, zum Beispiel seine Neujahrskarten mit Gedicht oder kleine Separatdrucke, wie die bekannte «Kapuzinerpredigt» von 1928. Als erste Publikation folgte 1934 «Pfeffermünz und Magebrot», die letzte der humoristischen Sammlungen. Mit dem Krieg und dem Ausfall von Staackmann sollte der Volksverlag nach 1945 unerwartet in die Rolle des Hauptverlegers gelangen. Martha und Willy Büchi blieben dem Werk von Alfred Huggenberger lebenslang verpflichtet und nahmen manche Opfer auf sich, als dieses längst keine grossen Früchte mehr trug.

Als Martha Büchi 1985 starb, verriet Pfarrer Alfred Frühauf von Elgg in seiner Abdankungsrede ein

bemerkenswertes Geheimnis: «Obwohl ihr Vater in manchen Romanen ergreifende Liebesgeschichten geschrieben hatte, zeigte er für die Jugendliebe seiner einzigen Tochter nicht so viel Verständnis. Erst Willy Büchi, den Martha am Aschermittwoch in Elgg kennenlernte, wurde als Schwiegersohn akzeptiert.»¹⁹ Die hinterlassenen Briefe der Tochter an ihre Mutter zeigen, dass sie 1924 eine Bekanntschaft im Kanton Waadt, in Vallorbe, gemacht hatte, die offensichtlich bedeutungsvoll gewesen war.

19 Elgger Zeitung, 12.3.1985, Alfred Frühauf, nach Vorlage von Elisabeth und Willi Büchi-K.

30 Vielseitigkeit und Isolation

Am 4. Mai 1924 war innerhalb des Schweizerischen Schriftstellervereins ein Rechtsschutzbüro für Dramatische Dichtungen eingerichtet worden, mit dem Auftrag, bei den Stadttheatern und möglichst auch bei den zahllosen Laiensembles das neue Urheberrecht durchzusetzen. Erreichen wollte man dies mit systematischer Kontrolle der Spielpläne durch eine Agentur sowie eine Tantiemenzentrale. Alfred Huggenberger hatte diesen Professionalisierungsschub an einer Versammlung der Dramatiker in Olten mitverfolgt. Er begrüßte die Neuerungen und gehörte zu den ersten Nutzniessern.¹ Im folgenden Sommer war er mit einer Inszenierung des «Bollme» am Verbandstag der Weltspielkonkurrenz in Zürich vertreten. Nicht erwähnt hingegen ist sein Name 1926 im ersten «Verzeichnis schweizerischer Bühnenwerke in hochdeutscher Sprache» der jungen Gesellschaft schweizerischer Dramatiker, obwohl seine Historienstücke noch immer lieferbar und weitere passende Stücke vorrätig gewesen wären.

Wie Huggenberger sich gelegentlich selbst zum Aussenseiter machte, ist in einer Anekdote von Jakob Bühler beschrieben. «Wir fuhren jüngst zusammen ein Stündlein auf der Eisenbahn. Wir hatten beide der Erstaufführung eines Theaterstückes beigewohnt, in dem mit viel Kunst und tiefem Ernst die Schwächen der menschlichen Gesellschaft auf die Bühne gestellt worden waren. Wir sprachen über das Stück und Huggenberger sagte: «Es ist nun mal nicht meine Art, Probleme aufzustellen und zu behandeln. Mir ist es gut gegangen. Verstehe mich wohl», fügte er rasch hinzu, «ich habe hart durchmüssen, schon früh als Kind, später als Knechtlein, und dann als Schuldenbäuerlein, aber immer ist ein Vertrauen um mich gewesen, eine innere Sicherheit und Zuverlässigkeit.» Wir schwiegen dann, und später sprachen wir von etwas anderem.»²

Ein leidenschaftsloser Studiogast

Dazugehören und doch wieder nicht, diese Zwitterposition lässt sich auch in Huggenbergers Beziehungen zum Radio feststellen. Sehr früh war er mit dem neuen Medium in Kontakt gekommen, wenn auch nicht aufgrund eigener Initiative. Es waren die Theaterleute, die ihm Zugang verschafften. Denn kaum hatte das Zürcher Radiostudio im Sommer 1924 den Betrieb aufgenommen, vorerst nur wenige Stunden pro Tag, begann die Freie Bühne sich auf Hörspiele zu spezialisieren. Weil sie ohnehin ein paar Huggenberger-Stücke im Repertoire führte und seit Jahren freundschaftliche Beziehungen zum Autor unterhielt, wurden innert kurzer Zeit mehrere seiner Theaterstücke fürs Radio bearbeitet und als Hörspiele ausgestrahlt: «Der Heiratskandidat» am 24. Februar 1925, «Der Obigschoppe» am 28. Januar 1926, «En füürige Liebhaber» und «De Herr im Huus» am 28. Juli 1926.³ In den nächsten Jahren gab es verschiedene Wiederholungen. Zu neuen Hörspielaufnahmen hingegen kam es nur noch sporadisch, im Oktober 1929 wurde «E Verlobig über de Wille» von der Dramatischen Gesellschaft Neumünster aufgenommen,⁴ 1942 der bereits erwähnte «Bollme» mit Emil Gyr, im Dezember 1947 «Das Glück auf Glinzengrüt».⁵ Zwei weitere Produktionen – «Dur's Telephon» (1944) und «E Verlobig über de Wille» (1949) – haben als Tondokumente im Radioarchiv in Zürich überlebt.⁶ In der erstgenannten Arbeit übernahm Gyr erneut die Hauptrolle, Regie führte Hans Bänninger, der ebenfalls von der Freien Bühne kam und inzwischen als

1 StAAG ZWA 2001.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 24.9.1924.

2 In: Heimat, 1920/21, S. 143.

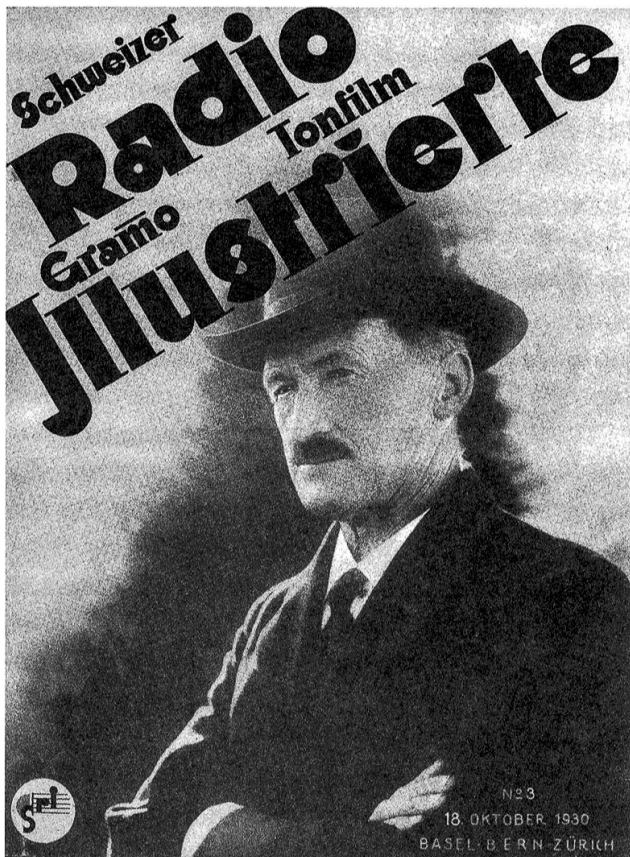
3 Weber, Hörspiel, S. 437–439.

4 StadtA Zürich VII.138.1929.

5 ZB Zürich, NL Job 21.44.

6 Weitere Tondokumente siehe Werkverzeichnis im Anhang.

Abb. 78: Radio-Werbung mit Huggenberger, Oktober 1930.



Leiter der Hörspielabteilung von Radio Zürich arbeitete. Huggenberger war höchstens am Rande in die Produktionen involviert, auch wenn sich im Nachlass ein gedrucktes Exemplar von «Dur's Telephon» mit ein paar handschriftlichen Änderungen und dem Vermerk «Radio-Bearbeitung, 1935» findet.⁷ Er wurde nie ein Hörspiel-Autor und ist im Unterschied zu den etwas jüngeren Kollegen Jakob Bühler, Richard Schneiter und Paul Altheer nicht zur Pioniergeneration dieses Genres zu zählen. So ist denn in der umfangreichen Korrespondenz mit Kaspar Freuler zwar viel vom Theater, doch nicht ein einziges Mal vom Radio die Rede. Merkwürdigerweise berichtete der befreundete Kollege weder von seinen experimentellen Hörformen noch über seine Leidenschaft, die aus der Anfangszeit des Radios herrührt. «Es ist ein frem-

des Gefühl, zu reden und niemand zu sehen», hatte Freuler am 2. Juli 1926 im Tagebuch notiert, «ich sässe täglich davor, wenn's sein müsste!»⁸

Huggenberger hingegen blieb im Studio immer der Gast, wenn auch ein recht häufiger. Sein Name taucht in mindestens 60 Sendungen auf, wie sich verstreuten Belegen entnehmen lässt.⁹ Auch für Auftritte in deutschen Sendern finden sich Hinweise aus den späten 1930er- und den frühen 1950er-Jahren.

Für Schriftsteller gab es im Schweizer Radio der Zwischenkriegsjahre neben dem Hörspiel die Gefässe «Vortrag» und «Hörfolge». Ersteres würde man heute Lesung nennen, das zweite war eine frühe Variante des Features, basierend auf Recherchen, die teils in Bibliotheken, teils vor Ort gemacht wurden, doch ohne O-Ton im heutigen Sinn. Das Material wurde zu einem Manuskript zusammengefügt, dieses dann im Studio vorgelesen und ähnlich wie im Hörspiel mit Kunstgeräuschen untermalt. Kaspar Freuler etwa war für eine Hörfolge mit Ziegenhirten in den Bergen unterwegs, bei der Ausstrahlung benutzte er «eine Platte mit klingendem Glöckleinenspiel und dem Gemecker einer Geissherde».¹⁰

In einer solch agilen Rolle wäre Huggenberger schwer vorstellbar. Seine Mitarbeit ist der ersten Kategorie zuzurechnen. Er las Gedichte und Geschichten für die Kinderstunde, den Schulfunk und auch für Erwachsene, meistens in Mundart. Dass er nicht wie die allermeisten Kollegen nur an den runden Geburtstagen berücksichtigt wurde, ist wohl nicht zuletzt seinen guten Beziehungen zuzuschreiben. Zuerst waren es Jakob Bühler und die Freie Bühne mit Hörspielen, dann vor allem Hans Bänninger, der eine siebenteilige Reihe «Wir besuchen Alfred Huggen-

7 KBTG Hu M Sch 79/8.

8 Zitiert nach Hans Thüerer, Kaspar Freuler, S. 45.

9 Brändle/König: Radio-Chronologie, in: KBTG Hu Sch 142.

10 Zitiert nach Thüerer, Kaspar Freuler, S. 52.

berger» für den Schulfunk realisierte.¹¹ Ein freundschaftliches Verhältnis verband ihn auch mit Jakob Job, noch ehe dieser 1932 Radioredaktor wurde. Später unterhielt er intensive Kontakte mit Dino Larese, der als Programmleiter der Ostschweizerischen Radiogesellschaft tätig war und eine Art Interviews mit Huggenberger machte, vorbereitete Gespräche in Mundart. Schon vor seiner Anstellung beim Radio hatte Larese damit begonnen, seine Begegnungen mit Huggenberger aufzuzeichnen,¹² was möglicherweise dazu führte, dass der Prosatext «E Kantönli-frog» in den Band «Bauernbrot» aufgenommen wurde.

Einige Tondokumente dürften als Zeitdokumente interessieren. Am 12. Mai 1942 wurden in der gut einstündigen Sendung «Gruss aus der Ostschweiz» kurze Beiträge über Albert Bächtold, Ernst Otto Marti, Jakob Hartmann und Alfred Huggenberger ausgestrahlt,¹³ umrahmt von Darbietungen der berühmten Streichmusik Alder aus Urnäsch, wohingegen sich nach dem Krieg das literarische Spektrum ausweitete: «Dichter und Schriftsteller erzählen über ihr erstes Werk», hiess am Silvester 1950 eine Sendung mit Max Frisch, Regina Ullmann, Edwin Arnet, Alfred Huggenberger, Hermann Hiltbrunner und Kaspar Freuler über ihr erstes Werk.¹⁴ Die Auskunft von Huggenberger dauerte eine Minute, er sprach von seinem Aufsatz in der Fortbildungsschule von Gachnang, eine Geschichte, die auch in einem Buch von Dino Larese festgehalten ist.¹⁵

Ausfälligkeiten gegenüber Mundartautoren

Allein schon seine Verehrung für Deutschland hätte es Huggenberger unmöglich gemacht, sich selbst als Mundartautor zu bezeichnen. Obwohl er zahlreiche Theaterstücke, Gedichte und mit zunehmendem Alter auch Prosatexte in seinem Idiom geschrieben hat, blieb ihm das Engagement eines Otto von Greyerz

fremd. Bezeichnenderweise schaffte er es nicht, sich konsequent auf die phonetische Schreibweise einzulassen. «Sie händ wieder Eine», den Titel eines seiner Mundartstücke, hatte er in einer Neuauflage zwar in «Si händ wider Eine» umbenannt, in der Verlagskorrespondenz jedoch konnte er selber sich nie an die Änderung halten. 1928 gab es einen nächsten Versuch, die Schreibweise dem gesprochenen Wort anzupassen, diesmal anhand von «En kritische Vormittag».¹⁶ Er begann sich nun intensiver mit Phonetik zu beschäftigen, davon zeugt ein Mäppchen mit einschlägigen Arbeiten aus der Zeit um 1935, die er teils mit bissigen Kommentaren versah; besonders moierte er sich über die Aussprachezeichen, die aus seiner Sicht überflüssigen «Tüpfli und Schlänggen».¹⁷ Aufbewahrt hat er auch eine kurze Notiz aus dem «Bund», die Huggenberger zu einem exponierten Gegner der neuen Regelungen zur Mundartschreibweise erklärt.¹⁸

Wie so oft, wenn Huggenberger sich in einem Thema zu isolieren begann, verkehrte er die Anliegen der andern Seite ins Grotleske. «Natürlich ist es wichtig, dass ie im Dialekt nicht als Dehnungszeichen zu gebrauchen ist, es ist bei mir auch nur eine Nachlässigkeit, wenn es in einzelnen Fällen noch vorkommt. Nur ums Himmelswillen keine Bluemeschschtärnli! Ein Schweizer wird nie <Btärnli> lesen», schrieb er dem wesentlich jüngeren Schriftsteller Traugott Vogel nach Zürich. «Ich stehe dieser Schschprachbewegung

11 SRF, Dokumentation und Archive, ZH_MG_3666: April 1955.

12 Dino Larese: Begegnige mit em Alfred Huggenberger, in: Schwyzerlüt. Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte. Brachmonet [Juni] 1942, S. 3 und S. 4.

13 SRF, Dokumentation und Archive, ZH_MG_10547.

14 Ebd., ZH_EP_5471.

15 Larese, Alfred Huggenberger, S. 74.

16 KBTG Hu M Sch 86/1.

17 KBTG Hu Sch 129: Mundart/Schriftsprache.

18 Der Bund, 16.11.1937.

überhaupt mit schwerer Sorge gegenüber. Wie kann man im Ernst an eine sogen. Rechtschreibung von 20–30 verschiedenen Mundarten denken? Kann man einen Haslitaler und einen Innerrhändler zur gleichen Rechtschreibung anhalten? Die künstliche Aufpöpelung wird die naturgemässe Entwicklung der Mundarten nur hintanhaltend und im schlechtesten Falle wird die Bäarin ein kastriertes Schwitzertüttsch kalbern. Das wird noch Kämpfe absetzen.»¹⁹

Das Gespött mag auch damit zusammenhängen, dass Huggenberger sich nicht mehr kleinräumig über einen Dialekt definieren konnte. Seine frühen Theaterstücke hatte er ausdrücklich in Zürcher Mundart verfasst, dann verzichtete er auf lokale Angaben oder wies seine Texte explizit der «Ostschweizer Mundart» zu, einem unsinnig weit gefassten Begriff. Bezeichnenderweise ist bei ihm «Thurgauer Mundart» in keinem seiner Untertitel zu finden.

Wenn Huggenberger im fortgeschrittenen Alter die Mundartautoren zu verhöhnen begann und ihre Auseinandersetzungen auf die Frage der phonetischen Schreibweise reduzierte, tat er sich selbst Gewalt an. Denn das Verhältnis von Mundart und Schriftdeutsch in der realistischen Prosa hatte ihn über lange Zeit sehr intensiv beschäftigt. Erinnerung sei an die Ernsthaftigkeit, mit der er dem alten Julius Rodenberg näherzubringen suchte, warum er auf Helvetismen zurückgreifen müsse: «Kein Beurteiler wird besser als Sie beobachten, wie ich besonders bei der direkten Rede nach Unmittelbarkeit des Ausdrucks ringe. Ich möchte erreichen, dass jedes dieser oft sehr einseitigen und in ihrem geistigen Horizont beschränkten Menschenkinder seine Gedanken so herausbringt (oder herauswürgt), wie es sie sich in seinem Innern zurecht gemacht hat. Das färbt nun mitunter auch auf den Erzähler ab, der ja, streng genommen, ganz gut beim Hochdeutschen bleiben könnte.»²⁰

Kein Platz als Kinderbuchautor

Die Sprachbewegung war nicht das einzige Thema, das Huggenberger in den Briefen an Traugott Vogel zu hämischen Bemerkungen verleitete. Welche Instanz überhaupt in der Lage sei, über die Qualität von Kinderbüchern zu urteilen, fragte er mit Blick auf das neue Märchenbuch «Tore auf» seines Briefpartners: «Ich glaube kaum, dass die Schulherren die Bedeutung dieses Buches erfassen werden. Die Damen-Dichterinnen reimen ja genügend Versgebrünzel für die Jugend zusammen.»²¹

Auf diesen Ton konnte sich der fein argumentierende Vogel nicht einlassen. Er blieb sachlich, kritisierte einzelne Formulierungen in Huggenbergers Texten, interessierte sich für die lokalen Namen bestimmter Blumen, kommentierte engagiert die Illustrationen von Oswald Saxer. So kommt in diesem Briefwechsel sehr schön zum Ausdruck, wie weit sich Huggenberger als literarischer Allrounder von den ernsthaften Spezialisten entfernt hatte.

In der Mundart-Anthologie von Traugott Vogel ist Huggenberger mit dem Gedicht «Dorfsunntig» als Repräsentant des Kantons Thurgau berücksichtigt worden.²² Nicht vertreten hingegen ist er im Buch «Traugott Vogel. Freundesgabe zu seinem 60. Geburtstag», das Beiträge von 44 Kolleginnen und Kollegen versammelt. Und trotz des freundschaftlichen Tons in der langjährigen Korrespondenz bleibt Huggenberger auch im posthum erschienenen «Leben und Schreiben» mit persönlich gehaltenen Rückblicken von Vogel unerwähnt.

19 SLA, NL Vogel, B-2-HUGG, ohne Datum (um 1937).

20 GSA, NL Rodenberg, 81/VI, 5, 11: A. H. an Rodenberg, 23.3.1911.

21 SLA B-2-G, NL Vogel: A. H. an Vogel, 4.2.1927.

22 Vogel, Schwizer Schnabelweid, S. 299–302.

31 Der Huggenberger-Abend: Lesung als öffentliches Ritual

«Ich habe ihn zum ersten Male im Eisenbahnzug gesehen», schreibt Else Spiller, eine der Pionierfrauen auf schweizerischen Redaktionen, im September 1913. «Er kam von einem Vortragsabend, den er in irgendeinem kleinen Dorf vor Bauern gegeben und war überglücklich. Man spürte es ihm an, dass er sich unter diesen Leuten, die seinesgleichen waren, wohl gefühlt hatte. Wir plauderten inmitten des dichtgefüllten Wagens miteinander, und ich sprach ihm meine Freude darüber aus, dass er so rasch berühmt geworden sei. «Rasch», meinte er lächelnd, «zwanzig Jahre ist es gegangen, bis man herausfand, meine Arbeiten taugen etwas!»¹

Mit dem Vortrag seiner Werke vor Publikum erreichte Alfred Huggenberger seit jener Zeit eine grosse Bekanntheit in der deutschen Schweiz. Er war damit nicht der einzige. Solche Autorenveranstaltungen gewannen nach der kriegsbedingten Unterbrechung in den 1920er-Jahren grosse Popularität. Das galt ganz besonders für ihn; der «Huggenberger-Abend» wurde zum festen Begriff.

Über den Zeitraum eines halben Jahrhunderts hinweg, von 1905 bis 1955, konnten 740 Huggenberger-Lesungen in der Schweiz erfasst werden; hinzu kommen seine deutschen Reisen.² Die genannte Zahl vermittelt nur eine annähernde Vorstellung; denn eine einigermaßen vollständige Aufzeichnung liegt nur aus jenen wenigen Jahren vor, für die entsprechende Dokumente wie Taschenkalender oder Fahrpläne erhalten sind. Die Informationslage zu diesen Veranstaltungen variiert stark, sie reicht vom blossen Hinweis auf Ort und Datum bis zu ergiebigen Presseberichten und Korrespondenzen. Viele der in Gerlikon eingehenden Briefe handelten vom Wunsch nach einer Lesung. Die schiere Masse dieser öffentlichen Auftritte gewährt interessante Einblicke in das Verhältnis von Autor und Publikum; darüber hinaus zeichnen sich in den Lesetourneen Alfred Huggenbergers die kulturellen Landschaften der Schweiz ab.

Was das Publikum sah und hörte

«Seine Sprache ist sinnlich, plastisch, unmittelbar und natürlich.» Die Vertreter der grossen Wiener Zeitungen waren erschienen, als Huggenberger im Herbst 1913 erstmals in der Metropole der Donaumonarchie las; der Literaturhistoriker und Kritiker Moritz Necker vom «Wiener Tagblatt» war sichtlich beeindruckt. «Charakteristisch für Huggenberger», fuhr er fort, «ist auch, dass er in seinen Büchern den heimischen Dialekt nur spärlich verwendet, beim lauten Vorlesen aus ihnen geriet er öfter wieder in ihn hinein; man hört ihm gleich den Schweizer an. In seiner schlanken, sehnigen Gestalt, dem fein durchgebildeten Kopf und den sprechenden, dunklen Augen machte Huggenberger just keinen bäuerlichen Eindruck; Frack oder Smoking dürften ihm allerdings auch nicht gut stehen. Er erschien im bequemen Sakko und las ganz schlicht, doch auch nicht kunstlos vor; seine Pointen waren wohl vorbereitet, und wenn die Zuhörer lachten, so wartete er befriedigt, bis er weiterlesen konnte.»³ Auch dem Berichterstatter der «Neuen Freien Presse» erschien die Sonntagsjoppe erwähnenswert. Schweren Tritt sei Huggenberger zum Vorlesungstisch geschritten. «Er betrachtete mit blitzenden Augen das Publikum, verweilte mit sichtlichem Interesse bei den Damenhüten und begann, ohne ein Wort der Begrüssung, mit den ersten zwei Kapiteln aus dem Roman «Die Bauern von Steig» [...]»⁴

In Kleidung, Sprache und dem schlichten, schnörkellosen Auftritt hatte Huggenberger seinen

1 Schweizerisches Haushalts-Blatt, 15.9.1913. Dieser wie die folgenden Presseberichte in KBTG Hu Sch 120/1.

2 Mario König, Verzeichnis aller erfassten Lesungen, deponiert in KBTG Hu Sch 142.

3 Neues Wiener Tagblatt, 30.11.1913 (Alfred Huggenberger am Lesetisch). Zu Necker siehe Österreichisches Biographisches Lexikon, Bd. 7, Wien 1978, S. 50–51.

4 Neue Freie Presse, 30.11.1912.

unverwechselbaren Stil. «Ungeschminkte Natürlichkeit» attestierte ihm das «Vaterland» im März 1915. Und das freisinnige «Tagblatt» schrieb zu derselben Lesung in der Kantonsschule Luzern über den innert weniger Jahre bekannt gewordenen Autor: «Huggenberger, der der einfache, liebe Mensch geblieben, wurde beim Erscheinen von herzlichem Händeklatschen begrüsst und auf dem grünen Tisch, hinter dem er dann nicht Platz nahm, sondern stehend vorlas, stand ein Strauss von Frühlingsblumen. Wenn er seine paar weissen Blätter aus dem Sack zieht, mit seinen hellen Augen, über denen die hochgebaute Stirn steht, über die Zuhörer schaut, mit ein paar Worten sich entschuldigt, dass er aus dem und dem Grunde nicht nach dem Programm lesen könne – alle Programme seien ja dafür da, um nicht eingehalten zu werden – und schliesslich mit angenehmer Stimme zu lesen beginnt, hat er die Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft sofort eingefangen.»⁵ Der Berichterstat-ter von einer vorweihnachtlichen Lesung im beinahe ausverkauften kleinen Tonhallsaal in Zürich 1913 konstatierte «eine zunehmende Erwärmung aller Gemü-ter, ein heiteres, beglücktes Lauschen».⁶ Und eine ältere Frau aus dem Kanton St. Gallen umschrieb das Erlebnis einer Lesung als «hohe Feierstunde» und bekannte ihren Stolz auf den «Thurgauer und boden-ständigen Bauernschriftsteller».⁷

Es waren Erlebnisse einer klar fassbaren Emotionalität, die sich zur Feierlichkeit steigern konnte, welche das Publikum fesselten. Der Erfolg hatte nichts mit einer besonderen Vortragskunst zu tun. Huggenberger war kein Vortragskünstler, und er war sich dessen bewusst. «Wenn ich nur vortragen könnte», bedauerte er in einem Brief von 1909.⁸ Einzelne Kritiker monierten eine gewisse Monotonie der Stimme, was bei längeren Texten störend wirke. Andere aber erklärten gerade die Einfachheit zur Tugend. «Manch einer möchte meinen, aus seinen Werken liesse sich beim Vortrag mehr machen; dann aber würde leicht das Beste abgestreift werden, das Frisch-Natürliche.»⁹

Es gibt keine Hinweise, dass er jemals etwas unter-nommen hätte, seine Stimme zu schulen. Und die kritischen Kommentare blieben selten, denn er wirkte in seiner Art überzeugend und beeindruckte die Zu-hörenden, wenn er nicht nur Gedichte, sondern so-gar eine ganze Erzählung auswendig vortrug. Vieles ergab sich im Lauf der Jahre durch Übung und wach-sendes Selbstvertrauen.

Als er am 13. Januar 1912 in Brugg lesen sollte, zweifelte er noch stark, ob die Leute – so fern von seinem ostschweizerischen Heimterritorium – über-haupt kommen würden. Redaktor Hermann Aellen vom «Brugger Tagblatt» hatte seine liebe Mühe, ihn zu beruhigen – die Lesung finde im Rathaussaal statt, das Interesse sei gross, ob er auch Ernst Laur vom Bauernverband, der seinen Sitz vor Ort hatte, schon informiert habe.¹⁰ Sehr bald aber wuchs die anfäng-lich noch fehlende Sicherheit: Die Menschen kamen, und dies in beträchtlicher Zahl. Nun stellte er auch seinerseits Forderungen ans Publikum und erwartete konzentrierte Aufmerksamkeit. Der Schriftsteller Nor-bert Jacques belustigt sich in einer (wenig präzisen) Erinnerung über empfindliche Reaktionen des Autors auf jede Unruhe im Saal.¹¹ Wehe aber den Veranstal-tern, wenn sich äussere Störungen geltend machten. Als Huggenberger im Januar 1914 erstmals nach Bas-el kam, gestanden ihm die Gastgeber gleich nach An-kunft, dass auf diesen Abend im Musiksaal des Kasinos – er sollte im Nebenraum lesen – «ein Riesen-

5 Vaterland, undatiert (März 1915); Luzerner Tagblatt, 23.3.1915.

6 Bericht über öffentliche Veranstaltung des Lesezirkels Hottingen, 22.12.1913, ohne Angabe der Zeitung.

7 KBTG Hu B 224: Berta Felder-Albrecht an A. H., 20.12.1928.

8 KBTG Hu B Sch 38, Briefentwürfe: A. H. an Wastian, 10.12.1909.

9 Vaterland, undatiert (März 1915).

10 KBTG Hu B 9: Briefe von Hermann Aellen von Ende 1911, Anfang 1912.

11 Jacques, Mit Lust gelebt, S. 232 ff.

monstrekonzert [sic] des Gesangvereins, der Liedertafel und des Orchesters» angesagt sei, Berlioz stand auf dem Programm! «Trotz der vereinten Redekünste dreier gewiss nicht um Worte verlegener Menschen gelang es nicht mehr, die Falten des Unmuts von der Stirne Huggenbergers zu verscheuchen. Er war misstrauisch geworden wie ein Rabe und drohte unerschliesslich, dass, wenn er auch nur im geringsten etwas höre, er die Segel streichen und das Podium verlassen werde. [...] Während das Publikum schon voller Spannung draussen im Saal auf den Dichter wartete, horchte dieser vor der Türe gespannt auf allfällige Nebengeräusche musikalischer Natur. Wir hörten nichts, denn drüben war gerade eine Pause – und das war unser Glück, denn sonst hätten wir Huggenberger nicht zu hören bekommen.»¹² Noch Jahre später erinnerte dieser sich daran und bedauerte, nicht doch weggelaufen zu sein, als die ersten Trompetenstösse in seinen Vortrag drangen.¹³

Unterwegs

Die Vortragssaison konzentrierte sich aufs Winterhalbjahr sowie – zu einem guten Teil – auf die Wochenenden. Dann war Huggenberger gefordert. In den Jahren 1923 bis 1928, die besonders gut dokumentiert sind, standen jeweils über vierzig Termine an. Mehr als ein Drittel aller erfassten Lesungen entfallen auf diese sechs Jahre, zwei Drittel auf den Zeitraum von 1921 bis 1934. Für die 1930er- und 1940er-Jahre wird die Dokumentation dünner, doch liess das Interesse unzweifelhaft auch real nach – an vielen Orten war er schon gewesen, der Neuigkeitswert hatte sich erschöpft, teilweise kamen auch politische Vorbehalte ins Spiel. Dafür reiste er nun vermehrt nach Deutschland. Schon allein die Vorbereitung einer Lesung verursachte einigen Aufwand. Die Veranstalter meldeten sich gewöhnlich schriftlich in Gerlikon, der Gebrauch des Telefons war in solchen Fällen

noch unüblich; oft aber brauchte es mehrere Briefe, bis man sich über Termin, Veranstaltungslokal und Honorar einig war. Hinzu kam die Organisation der Werbung, an der ihm sehr gelegen war. Er hielt grosse Mengen von Prospekten an Lager, die er den Veranstaltern zusandte mit der Bitte um Verteilung unter den Vereinsmitgliedern oder auch – in kleineren Ortschaften, wo der Anlass unbeschränkt zugänglich war – an alle Haushaltungen. Er erkundigte sich regelmässig, ob vor Ort eine Papeterie oder eine Buchhandlung existiere, die im gegebenen Fall den Direktverkauf übernehmen oder auch ein Schaufenster gestalten konnte, zu welchem Zweck er Bücher und ein fotografisches Porträt anbot. In grösseren Städten wie Zürich oder Winterthur, wo er besonders häufig las, hatte er seine festen Verbindungen zum Buchhandel.

Es lag an seinem organisatorischen Geschick, die eingehenden Anfragen so zu bündeln, dass seine Besuche sich gelegentlich zu eigentlichen kleinen Tournées zusammenfügten. Im Falle weiter entfernter und verkehrsmässig ungünstig gelegener Ortschaften – zum Beispiel im Emmental oder in Graubünden – wuchs ohnehin die Wahrscheinlichkeit, dass es zur Organisation gleich mehrerer Lesungen in derselben Region kam. So organisierte der Bündner Demokrat Andreas Gadiant 1928 und 1930/31 grössere Tournées im reformierten, deutschsprachigen Graubünden.¹⁴ Der Verein schweizerischer Literaturfreunde in Basel überraschte Huggenberger 1927 gar mit dem Vorschlag eines Vortragsabonnements: dreissig regionale Auftritte im kommenden Winter für eine pauschale Vergütung von 1500 Franken. Huggenberger hielt die Planung derart vieler Vorträge in so kurzer Zeit für unrealistisch, ganz abgese-

12 Neuestes aus dem Quodlibet, 31.1.1914, S. 59–60.

13 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 27.12.1922.

14 KBTG Hu B 75 und Hu B 77.

hen von der schlechten Bezahlung und dem Aufwand. «100 Briefe für mich, bis nur die Zeitfrage [...] geregelt ist», notierte er und lehnte ab.¹⁵ Für das Zustandekommen regionaler Vortragsreihen spielte auch der Nachahmungseffekt eine Rolle: Ging ein Ort voran, so animierte dies Veranstalter in anderen, nahe gelegenen Gemeinden, die nicht zurückstehen wollten bei der Gelegenheit, den bekannten Autor einmal in Person zu erleben.

Ein grosser Teil der Anlässe drängte sich auf einen geografisch relativ engen ostschweizerischen Raum zusammen, entsprechend war auch die viele Reiserei für Huggenberger nicht so schwer zu bewältigen. Da sein Bild regelmässig in illustrierten Zeitschriften zu sehen war, erkannte man den ruhigen, seine Umgebung beobachtenden Mann auch immer öfter, wenn er in der Bahn unterwegs war. Da die Veranstaltungen meist abends angesetzt waren, reichte es selten für eine Rückkehr nach Hause. Er übernachtete dann in einem Gasthof oder bei einem der Veranstalter, dem es eine Ehre war, ihn zu beherbergen. Am nächsten Morgen brach er sogleich wieder auf, manchmal hatten seine Gastgeber das Nachsehen, die ihn nach dem ausgiebigen geselligen Beisammensein des Vorabends noch im lokalen Gasthof verabschieden wollten, aber nicht so zeitig aus den Federn kamen wie der bäuerliche Frühaufsteher. Den Veranstaltungen folgten oftmals noch Dankeschreiben; wenn alles zu Huggenbergers Zufriedenheit verlaufen war, beschenkte er seine Gastgeber und die Veranstalter nachträglich mit gewidmeten Büchern, die er per Post verschickte. Vereinzelt entstanden über Lesungen persönliche Kontakte, die sich in Briefen oder gelegentlichen Besuchen über viele Jahre erstrecken konnten.

Die Lesungen brachten Huggenberger ein beträchtliches Nebeneinkommen. Gewöhnlich verlangte er hundert Franken, übernahm aber im Falle kleinerer Ortschaften die Reisekosten selber. «Weiter darf ich schon mit Rücksicht auf meine Kollegen nicht gehen»,

erklärte er dem Präsidenten der Volksbibliothek Buchs, der 1926 eine Veranstaltung durchführen wollte, aber wegen der Kosten zögerte.¹⁶ «Die Frage soll nicht Rolle spielen, in weitgehendstem Sinn entgegenkommen», notierte Huggenberger bei anderer Gelegenheit. Dabei ging es um ein wohlbestalltes Publikum der Studentenvereinigung Zofingia in Zürich: Erwartet wurden rund 70 Studierende und 30 bis 40 Alt-Akademiker, eventuell mit Ehefrauen, die sich nicht in der Lage fühlten, die gewünschten 100 Franken aufzubringen. So reduzierte er auf die Hälfte, was öfter vorkam.¹⁷ Nach seiner eigenen Schätzung blieben ihm durchschnittlich 60 bis 70 Franken pro Lesung, was bei mehr als vierzig jährlichen Terminen in den 1920er-Jahren bis zu 3000 Franken ausmachte, knapp das Jahreseinkommen eines Arbeiters.¹⁸

Es war aber nicht das Geld, das ihn zu der anstrengenden Tätigkeit veranlasste. Mehrfach äusserte er sich überhaupt ganz negativ zu diesem Betrieb. «Zeitraubende Vorbereitungen zu seinen Vorlesungen, umständliches Reisen und tagelanges Fernbleiben von seinen Lieben und seinem trauten Heim sind ihm recht zuwider», berichtet ein Korrespondent für das Sonntagsblatt des «Schweizer Bauer» 1913 von einem persönlichen Besuch in Gerlikon.¹⁹ Auch gegenüber dem jungen Hans Kägi klagte Huggenberger damals: «Die Vorleseabende im Februar nehmen mir nicht weniger als 8 Tage weg; absagen mag ich nicht gern und nun ist gar noch ein Abend in Karlsruhe in Aussicht, sodass es mir bald zu viel wird. [...] Mit dem Vorlesen muss ich wohl mit der Zeit ganz abfahren;

15 KBTG Hu B, Sch 23, Verein schweiz. Literaturfreunde: Dr. E. Steiner an A. H., 3 Schreiben 1927.

16 KBTG Hu B 1317: A. H. an J. Ostermeier, 12.9.1926.

17 KBTG Hu B Sch 26: Zofingia an A. H., 15.9.1932, Notiz für Antwort.

18 Dies ist eine begründete Schätzung, Zusammenstellungen von A. H. fehlen.

19 Sonntagsblatt des Schweizer Bauer, 16.11.1913, S. 366.

aber wenn ich jetzt den einen zusage, muss ich, Recht um Recht, auch die andern berücksichtigen.»²⁰ Solchen Aussagen zum Trotz war es auch schmeichelhaft, immerzu so gefragt zu sein; und das Neinsagen fiel ihm sichtlich schwer. Verleger Alfred Staackmann mahnte ihn zu Beginn der 1920er-Jahre, er möge doch weniger «kostbare Zeit verschwenden» mit den winterlichen Vortragsabenden. «Der Nutzen dieser Veranstaltungen wird namentlich in kleinen und kleinsten Orten immer nur ein problematischer sein [...]»²¹ Und wieder klagte Huggenberger gegenüber Kägi: «Mit den Vorträgen muss ich halt über kurz oder lang Schluss machen. Mich reut die Zeit! Und die Lebenskraft, die man dabei ausgibt. Man lernt ja auch. Aber innere Genugtuung finde ich selten.»²² Zu dieser Zeit lagen die Jahre seines grössten Einsatzes noch vor ihm. Es gibt kein Anzeichen, dass er jemals ernsthaft gebremst hätte. Entgegen der Skepsis, ja dem Unmut, den er gelegentlich äusserte, dürfte ihm die Begegnung mit dem Publikum doch überaus wichtig gewesen sein. Er war auf die Anerkennung angewiesen; und als in den 1940er-Jahren die Anfragen seltener wurden und Deutschland 1943 als Reiseziel ganz ausfiel, war er keineswegs zufrieden damit, sondern griff nach jeder Möglichkeit und betonte, dass die Bezahlung überhaupt keine Rolle spiele. Er ging inzwischen auf die achtzig zu, hungerte aber immer noch nach dem Applaus. Im Winter 1946/47 traf er Verabredungen für Lesungen vor Krankenschwestern in verschiedenen Heilstätten und Sanatorien und bekundete, dass er «zu einer beliebigen Anzahl von Vorträgen zur Verfügung» stehe.²³ Noch einmal fuhr er kreuz und quer durch die halbe Schweiz.

Programme, Räume, Publikum

«Ich habe ja, wenn ich mein Programm abwickeln soll, immer so mit 1½ Std. zu rechnen, und das ist den meisten Leuten genug.» So schrieb Huggenberger an

Kaspar Freuler, als es im Herbst 1921 um die Vorbereitung einer Reise ins Glarnerland ging.²⁴ Die Veranstaltungen waren tatsächlich oftmals abendfüllend: Zweimal 45 Minuten von Huggenberger, mit eingeschobener Pause, dazu ein Rahmenprogramm, bei dem die Musik wichtig war, die lokalen Chöre kamen zum Einsatz, im städtischen Rahmen wohl auch eine Streichmusik. Öfter wurde zusätzlich ein kleiner Einakter aufgeführt, unter Umständen sogar zwei, und am Schluss folgten bisweilen noch Geselligkeit und Tanz für die Jugend, so dass sich die Veranstaltung im Extremfall bis weit über Mitternacht hinausziehen mochte. «Tanzen nicht mit ausschreiben», notierte Huggenberger bei Gelegenheit, in Sorge, dass seine Darbietung nicht in einem allzu sehr dem Vergnügen gewidmeten Trubel untergehen möge.²⁵ Wie ein «Huggenberger-Abend» auszusehen hatte, spielte sich sehr rasch ein und sprach sich herum. Wer es noch nicht wusste, fragte nach. So erkundigte sich der Landwirtschaftliche Verein Weinfeld 1926, «um zu erfahren, wie solche Abende an andern Orten durchgeführt wurden».²⁶ Über den Verlauf bestimmte letztlich Huggenberger selber. Zum 28. März 1935 hatte ihn der Leseverein Dozwil in die Bodenseegegend eingeladen; 52 zahlende Zuhörer waren im Landhaussaal erschienen, der Gemischte Chor hatte 30 Sängern und Sänger aufgeboten und trug, nach Huggenbergers Vorschlag, abwechselnd mit ihm vor. «Der

20 KBTG Hu B Sch 127: A. H. an Kägi, 4.1.1912.

21 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 9.3.1922.

22 KBTG Hu B Sch 127: A. H. an Kägi, 24.11.1923.

23 KBTG Hu B Sch 23: Verband schweiz. Krankenanstalten Veska: 8 Schreiben 1946/47; Zitat aus Brief vom 20.11.1946.

24 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Freuler, 2.9.1921.

25 KBTG Hu B Sch 23: Bürgerliche Vereinigung Effretikon und Umgebung: 15.2.1929, Notiz von A. H. auf dem Brief.

26 KBTG Hu B Sch 23: Landwirtschaftlicher Verein Weinfeld an A. H., 5.1.1926.

Abb. 79–82: Werbezettel und Programme für Lesungen.

TONHALLE Großer Saal

Schweizerischer
DICHTER-ABEND

zu Gunsten vaterländischer Bürgerkurse.
 Sonntag, den 20. Februar 1916, nachmittags 2 1/2 Uhr

Vorlesen eigener Dichtungen
 durch:

Alfred **HUGGENBERGER**
 Adolf **FREY**
 Ernst **ZAHN**

Weitere gefällige Mitwirkung von:


EMMY WIRTH-GYSLER, Sopran
CLARA GOOS, Alt
JUSTUS HÜRLIMANN, Tenor
FRANZ FITZAU, Baß

FRITZ NIGGLI Pianist
GUSTAV NIEDERMANN Musikdirektor

HALBCHOR DES MÄNNERCHOR AUSSERSIHL.

Eintrittspreise Fr. 3.—, 2.—, 1.— Liedertexte 20 Rp.
 Billet-Vorverkauf bei Gebr. HUG, Musikalienhandlung
 ab Montag, den 14. Februar 1916.
 Kassa-Öffnung 1 1/2 Std. vor Beginn im Vestibül der Tonhalle.
 Die Türen bleiben während der Vorträge geschlossen.

MÜLLER, WERDER & CO., KÖLN



**FRAUENCHOR
 MÜNCHENSTEIN**

+

Huggenberger - Abend

unter persönlicher Mitwirkung des Dichters

Samstag, den 24. Okt. 1936
 20.15 Uhr

im großen Konzertsaal der Hofmatt

Eintritt: Im Vorverkauf Fr. 1.20
 An der Abendkasse Fr. 1.50

Gemischte Chor sang mindestens ein Dutzend Lieder», berichtet das Vereinsprotokoll. «Das Publikum hatte Gefallen an dem bunten Abend und hielt geschlossen bis nach ein Uhr aus. Der Dichter aber dachte nicht ans Heimgehen. Im untern Lokal fühlte er sich bei Wein und Gesang so wohl, dass es auch dem Trinkfesten bald bange wurde, der Morgen und der Schlaf könnten ihn vertreiben, bevor ihn der grosse Mann in Gnaden entlasse [...]»²⁷

Huggenberger las begreiflicherweise gern vor einem vollen Saal. Auf dem Höhepunkt seiner Popu-

larität in den 1920er-Jahren liess er gelegentlich durchblicken, dass er einen Anlass mit weniger als 150 Zuhörenden schon fast nicht mehr für lohnend erachtete. In Bern 1924 kamen etwa 500, so viele seien es noch nie gewesen, schrieb er an Verleger Sauerländer.²⁸ Mikrofone gab es zu dieser Zeit noch keine, bei so vielen Menschen war einige Stimmkraft

27 Zitiert nach Oetterli, Alfred Huggenberger, S. 186.

28 StAAG Zwa 2001.0027/0633: A. H. an Sauerländer, 23.1.1924.

Huggenberger - Abend

Sonntag den 26. März 4 $\frac{1}{2}$ Uhr
 :: In der Turnhalle Romanshorn ::

I. Teil.

1. Die Maikönigin (Märchen)*
2. Die Weggefährten*
3. März
4. Der Pflüger*
5. Frohes Heute*
6. Kirchturmlied*
7. Zweierlei Menschen
8. Ochsgeschäfte
9. Unser Weihnachtsabend

5 Minuten Pause.

II. Teil.

10. Elsberth's Enttäuschungen (Erzählung)
11. Dorfgenossen
12. Der Traum*

Die mit * bezeichneten Gedichte sind aus der Sammlung „Hinterm Pflug“, die übrigen bisher ungedruckt.

Eintritt 20 Cts.

Kassaeröffnung 4 Uhr.

Vorverkauf der Bilette im Chalet Knorr.



**Schweizerwoche-
Heimatabend**

im Kasino Schönenwerd
 am 21. Oktober 1936. — Beginn punkt 20 Uhr.

Programm:

Handharmonika-Orchester Chromatique Schönenwerd: **Eröffnungsmarsch.**

Herr **Dr. E. Steuri, Solothurn**, Zentralsekretär des Schweizerwoche-Verbandes:
**Dienst am Volk —
Dienst an der Heimat.**

Jodlerklub Schönenwerd: **2 Jodellieder.**
 Herr **Alfred Huggenberger, Gerlikon**
 liest aus eigenen Werken.

Jodlerklub Schönenwerd: **2 Jodellieder.**
 Herr **Alfred Huggenberger, Gerlikon**
 liest aus eigenen Werken.

Handharmonika-Orchester Chromatique Schönenwerd: **Schlussmarsch.**

Eintritt frei. — Konzertbestuhlung.

Veranstaltung für die Schuljugend:
 am 21. Oktober, nachmittags 15.30 Uhr, mit ähnlichem Programm.

Zu dieser vaterländischen Veranstaltung ist jedermann herzlich eingeladen, ganz besonders auch Frauen und Töchter.

Das Schweizerwoche-Komitee.

gefordert. Vereinzelt Hinweise vermitteln den Eindruck, dass Frauen im Publikum sehr gut vertreten waren.²⁹ «Die Frauen sind es doch fast ausschliesslich, die auf dem Bauernland lesen; u. meine Bücher kommen zu meiner Freude in viele Bauernhäuser», schrieb Huggenberger im Juni 1930.³⁰ Wenn er den Eindruck erhielt, dass die Veranstalter zögerten, forderte er sie unter Umständen explizit auf, auch Frauen und Töchter einzuladen.³¹ Der erwähnte Berner Grossanlass fand im Rathaussaal statt. In kleineren Ortschaften musste ein Gemeindesaal genügen, vielleicht auch

der Saal einer besseren Gastwirtschaft oder eines Hotels. In Kirchen mochte er nicht lesen, da er sich damit Beschränkungen im Vortrag seiner humoristischen Texte unterworfen hätte. Auch gegenüber den Gastwirtschaften gab es Vorbehalte; er legte Wert darauf,

29 Siehe Polizeiberichte über Lesungen rechtsradikaler Veranstalter, Kapitel 43.

30 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 18.6.1930.

31 Siehe KBTG Hu B 178: Katholischer Cirkel St. Gallen, 3 Briefe 1930.

dass während des Vortrags nicht serviert wurde. «Ich nehme an, es sei Ihnen nicht gerade angenehm, in einem Wirtshaussaal vorzutragen», entschuldigte sich Lehrer Brack aus dem aargauischen Murgenthal, «aber ich kann Ihnen sagen, dass Sie durch den Wirtschaftsbetrieb absolut nicht gestört werden.»³² Allzu vornehm war auch nicht recht. So gab sich der Kaufmännische Verein Davos, eine Angestelltenorganisation, grosse Mühe um einen gediegenen Rahmen und zögerte dann doch. «Wir hatten uns eigentlich von Anfang an gedacht, um Ihrem Namen und Ruf entsprechend den richtigen Raum zu wählen, die Veranstaltung im Saal des Grand Hotel Curhaus abzuhalten. Aber wir haben es uns überlegt, ob die schlichte Schönheit Ihrer Werke in einem solchen internationalen Milieu richtig zur Geltung kommen kann und ob Sie sich im Hinblick darauf selbst darin wohl fühlen würden. Dazu kommt noch, dass der Grossteil unserer Mitglieder aus einfacheren Leuten besteht, die persönlich eine gewisse Scheu empfinden, in das vornehme Milieu eines Grand Hotel wie das Curhaus zu kommen.»³³ So überliess man dem Autor die Entscheidung, und der wählte den einfacheren Rathausaal.

Huggenberger legte Wert darauf, als einziger Gast des Abends aufzutreten. «Das ist keine glückliche Sache, so ein Wettrennen», hielt er fest. «Die Poeten sollen sich nicht serienweise vorstellen.»³⁴ Mit dem Programm mochte er sich nicht unbedingt im Voraus festlegen. Er werde «je nach Stimmung» eine Auswahl treffen, teilte er der Literarischen Gesellschaft Winterthur mit. Man könne ja «Darbietungen aus eigener Hand» ankünden.³⁵ Tatsächlich wiederholte er denselben Vortrag mit geringen Variationen jeweils über eine gewisse Zeit. Der Schwerpunkt war bestimmt durch die neueste Publikation, für die er werben wollte. Zugleich bot er immer eine gewisse Bandbreite, die einem vielfältig zusammengesetzten Publikum gerecht werden mochte. Ab und zu informierten ihn die Veranstalter über die zu erwartenden

Besucher. «Zu Ihrer Orientierung diene noch, dass unser Publikum sich zusammensetzt aus: Arbeitern, Beamten, Direktoren und Bauern.» So schrieb ihm 1925 die Leitung der Viscose Suisse, eines industriellen Grossbetriebs in Emmenbrücke bei Luzern.³⁶ Auch von Seiten der Gebrüder Bühler, einem Unternehmen der Maschinenindustrie im sanktgallischen Uzwil, wies man auf die erwartbare Heterogenität des Publikums hin. «Alles freut sich, dass Huggenberger kommt. Und wir sind sehr froh, dass wir – die Verantwortung für die Veranstaltungen tragend – so ruhig sein dürfen, dass Sie in Ihrem Vortrag das richtige Weglein finden zum Arbeiter, und dass Ihre Kunst aber auch gerade so gut den verwöhntern Ansprüchen aus Angestellten- & Arbeitgeberkreisen Genüge leistet.»³⁷ Für kleinere Ortschaften galt oft, was das evangelische Pfarramt von Balgach im St. Galler Rheintal schrieb: «Das Publikum besteht zumeist aus Bauern, einzelnen Industriearbeitern und deren Familien; es ist also ein recht schlichtes, aber sicherlich auch sehr dankbares Publikum, das Sie bei uns vor sich hätten.»³⁸ «Als Sie letztes Jahr bei uns erwartet wurden, sind die Bauern aus der Umgebung in Leiterwagen hergefahren, um Sie zu hören», meldete Hedwig Doerfliger von der Theatergesellschaft im aargauischen Schöftland.³⁹ Stark landwirtschaftlich dominiert waren am ehesten ganz kleine Ortschaften, wie etwa das schaffhausische Dörflingen mit

32 KBTG Hu B 971 in Sch 38: Staatsbürgerkudkurs, 7.12.1924.

33 KBTG Hu B Sch 23: KV Davos, 26.1.1928.

34 Landesbibliothek Glarus, NL Freuler, KF/KO 128: A. H. an Kaspar Freuler, 2.9.1921.

35 winbib, Studienbibliothek, Ms BRH 550/37, 19.10.1923.

36 KBTG Hu B Sch 20: 27.2.1925.

37 KBTG Hu B Sch 20: Schweizer Verband Volksdienst: Gebrüder Bühler, 4.10.1928.

38 KBTG Hu B Sch 16: Pfarrer Weidenmann an A. H., 20.9.1927.

39 KBTG Hu B 204: 7.3.1931.

Abb. 83: Ungewohnter Anblick mit Mikrofon und Lesebrille, Lesung ohne Ortsangabe, 1930er-Jahre.



wenig mehr als 400 Einwohnern. Der Landwirtschaftliche Verein freute sich auf den «bevorstehenden hohen Genuss», warnte aber auch: «Wir hoffen, dass wir uns alle gut vertragen werden, Störungen, wie sie an andern Orten vorkommen, werden auch bei uns in Dörflingen nicht ausbleiben, denn wir sind ein Bauernvolk, grob und trotzköpfig, aber im Grunde gut, gerade so wie die Menschen in Ihren Geschichten [...]»⁴⁰ In solchen Orten betonten die Veranstalter denn auch gern, dass «Humoristisches wohl am liebsten gehört wird».⁴¹

Am anderen Ende eines breiten sozialen Spektrums standen Veranstaltungen im städtischen Rahmen mit einem bürgerlich geprägten Publikum. Die Vereinschronik des Stadsängervereins Winterthur hält einen frühen Anlass vom Februar 1912 wie folgt fest: «In einer stillen Winternacht, als draussen die weichen Flocken vom dunklen Himmel sanken, kam Huggenbergers ländliche Muse und erfreute die

dankbaren Zuhörer mit ihrer Ursprünglichkeit, Innigkeit, ihrem launigen Humor. Die Vorlesung des Dichters wurde wirkungsvoll eingerahmt durch Liedervorträge der Sopranistin Fräulein Alice Baumgartner, Winterthur, des St. Galler Baritons Herr Kranwehr, der Sektion B und des Gesangvereins. Die Liedertexte, von Huggenberger stammend, waren mit zwei Ausnahmen alle von unserm Direktor Herrn G. Niedermann in sangbarer und ansprechender Weise vertont worden. Besonderen Eindruck machte der wuchtige Gesamtchor, das Lied vom Winter, welches dem prächtigen Abend einen wirkungsvollen Abschluss verlieh.»⁴² Mehr als dreissig Jahre später liessen die Initianten anlässlich einer Veranstaltung in Zürich

40 KBTG Hu B Sch 23: 12.1.1927.

41 KBTG Hu Sch 3: Ferdinand Bolt, Krummenau: 23.11.1929.

42 Zitiert in KBTG Hu B Sch 21: Stadsängerverein: 23.12.1942.

durchblicken, «für das zu erwartende Stadtpublikum» komme am ehesten «Lyrik und ernste epische Prosa, ganz nach freier Wahl», in Frage.⁴³ Solche Beschreibungen suggerieren allerdings eine stärkere soziale Differenzierung der Programme, als sie in Realität gegeben war. Huggenberger machte, was er wollte, und kümmerte sich nur begrenzt um besondere Anforderungen. Da konnte es auch mal vorkommen, dass er danebengriff und ein bürgerlich-städtisches Publikum mit älteren Humoresken bediente, die mässige Heiterkeit erregten.⁴⁴ Bemerkenswert scheint, wie er – quer durch alle sozialen Schichten und Altersgruppen – über Jahrzehnte hinweg immer wieder eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Menschen anzusprechen vermochte.

Konturen einer Popularität

Im kleinstädtisch-städtischen Rahmen entstand die besondere Form des «Huggenberger-Abends», der schon vor 1914 seine charakteristische Form gewann und bald auch in ländlichen Gebieten kopiert wurde. Schulwesen und Vereine hatten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Weg dafür geebnet: In der organisierten – und disziplinierten – Geselligkeit, gestaltet durch Musik, Theater und vielfältige Unterhaltungen fand auch ein «Bauerndichter» seinen Platz.

Das Interesse an Huggenberger hatte einen starken Schwerpunkt in der Ostschweiz, in den Kantonen Thurgau, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden, wo 470 der 740 erfassten Lesungen stattfanden. Eine nach Gemeinden gegliederte Karte zeigt die regionalen Schwerpunkte in den Städten und mittelgrossen Ortschaften sowie die Verdichtungen entlang der Verkehrswege, etwa entlang den Ufern des Zürichsees oder von Frauenfeld nach St. Gallen. Westlich der Stadt Zürich verlief bereits eine erste Trennlinie, jenseits derer die Häufigkeit der Lesungen deutlich nachliess, wenn sich auch eine

Linie der Aufmerksamkeit quer durch das aargauische Mittelland bis in den Kanton Solothurn hinein zog. Ausserhalb dieses relativ geschlossenen Gebiets stehen Inseln des Interesses im Raum Basel, in der Stadt wie in ihren Vororten. Ferner im Kanton Bern, neben der Hauptstadt auch im relativ entlegenen Emmental, wo in den 1920er-Jahren Hans Müller mit seinem Verein abstinenten Bauern aktiv war, bevor er in den 1930er-Jahren zum bekannten Führer kleinbäuerlicher Opposition wurde –, der Kontakt mit Huggenberger brach dann ab.⁴⁵ Auch touristische Zentren, wie etwa Davos oder Interlaken, waren interessiert. Als vereinzelte Anlässe sind Huggenbergers Reisen in die Romandie oder in den Tessin zu betrachten: Es waren vor allem die deutschsprachigen Minderheiten dieser Kantone, die ihn einluden. Besonders aktiv waren die Thurgauer Vereine. Nach Graubünden wäre Huggenberger, von Chur abgesehen, wohl nur selten gelangt, hätte ihn nicht der bereits erwähnte demokratische und reformierte Nationalrat Andreas Gadiant mehrfach eingeladen und für ihn Auftritte auch in kleineren Ortschaften organisiert.⁴⁶ Die Aktivität von Gadiant, der im linksbürgerlichen Lager politisierte und bei Bedarf auch die konfessionellen Antagonismen gezielt für seine Zwecke einsetzte, weist nun aber auf die wichtigste Trennlinie hin, welche der Popularität Alfred Huggenbergers Grenzen setzte.

In die katholische Schweiz wurde Huggenberger selten eingeladen. Dies galt namentlich für die katholischen Stammlande, wo er nur ganz vereinzelt – und spät – erschien. Im vielbesuchten Pilgerort Einsiedeln

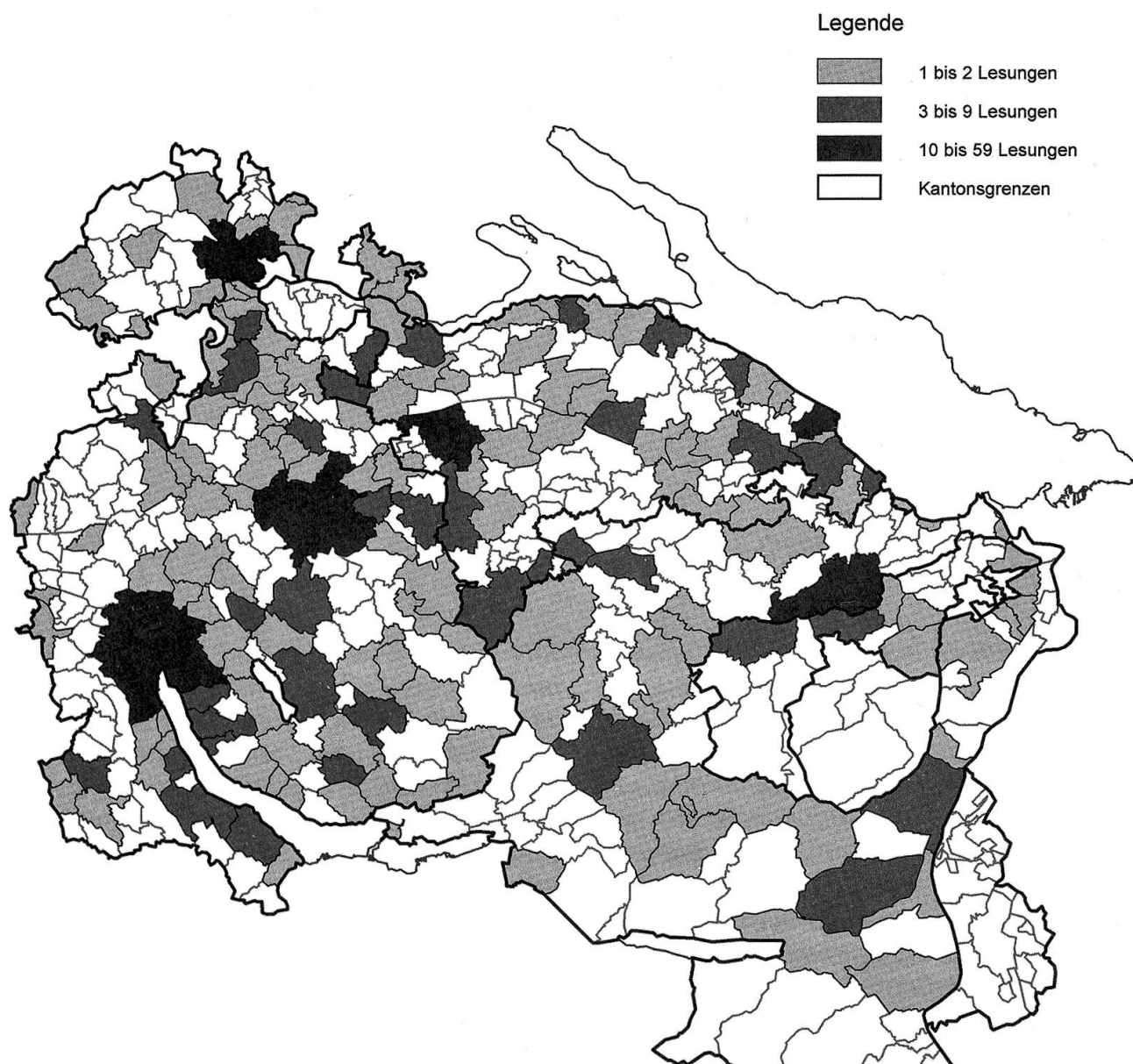
43 KBTG Hu B 1233, in Sch 26: W. Stokar, Zürcher Schriftsteller-Verein an A. H., 16.1.1946.

44 Siehe BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95; c.2.74: Polizeirapport aus Basel, 10.12.1942.

45 Siehe KBTG Hu Sch 23: Schweiz. Verband abstinenten Bauern, 1928/29.

46 Zu Andreas Gadiant siehe HLS 5, S. 59.

Abb. 84: Lesungen Alfred Huggenbergers in der Nordostschweiz.



las er bemerkenswerterweise schon 1924, in Zug hingegen erschien er erst 1943, in Menzingen 1950, in Schwyz 1953. Für die Stadt Freiburg ist kein einziger Besuch belegt, in diesem Kanton las er nur in den reformierten ehemaligen gemeinen Herrschaften Murten und Kerzers. Eher noch gelang der Kontakt mit der christlich-sozialen Diaspora im mehrheitlich

reformierten Umfeld, so in Zürich, oder in Städten mit einem ausgeprägten liberalen Katholizismus, wie etwa Solothurn und – in vermindertem Umfang – in Luzern.

Eine nähere Betrachtung der Verhältnisse im ostschweizerischen Kerngebiet, in den Kantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden be-

stätigt das Bild und lässt weitere Kräfte erkennen, die den kulturellen Markt bestimmten.⁴⁷ Auch hier tritt deutlich die Reserve stark katholisch geprägter Ortschaften gegenüber Huggenberger hervor. Es waren die dominant reformierten oder gemischt-konfessionelle Gemeinden, die ihn einluden. Erst seit den späten 1920er-Jahren meldeten sich allmählich ein wenig vermehrt auch katholische Ortschaften. Hingegen ist kein einziger Besuch im katholischen Appenzell Innerrhoden dokumentiert. Im Übrigen waren es naheliegender Weise nur selten ganz kleine Gemeinden, die eine Initiative ergriffen, am ehesten kamen diese im Thurgau zum Zug, wo die Popularität Huggenbergers am grössten war. Ein sehr hoher Anteil an landwirtschaftlich Beschäftigten wirkte eher negativ, unabhängig von der Konfession. Unter den etwas grösseren Ortschaften führten die Bezirkshauptorte und die kleinen Verkehrszentren mit einem erhöhten Anteil an Handel und Dienstleistungen. Sie wiesen in ihrer Erwerbsstruktur mehr Angestellte und Beamte auf. So lag Romanshorn (10 Lesungen) weit vor dem benachbarten, deutlich einwohnerstärkeren und sehr industriell geprägten Arbon (3 Lesungen), das zudem infolge Zuwanderung auch einen grösseren Katholikenanteil aufwies. Daneben gab es selbstverständlich einzelne Orte mit speziellen Bedingungen, welche die häufigen Besuche Huggenbergers erklären: So etwa wirkte die landwirtschaftliche Schule von Arenenberg im kleinen Salenstein als starker Magnet für regelmässig wiederkehrende Lesungen.

Die Konfession blieb indes die wichtigste Kraft, die über alle anderen Faktoren hinaus die Wahrscheinlichkeit einer Huggenberger-Lesung bestimmte. Die Häufigkeit der Lesungen lässt sich auch als – grober – Indikator für den regionalen Absatz der Bücher verstehen, über den sonst keinerlei Daten vorliegen. Der Autor war sich der Vorbehalte bewusst, die ihm in der katholischen Schweiz entgegenschlugen, auch wenn diese kaum je explizit formuliert wurden. Kritik konnte an unerwarteter Stelle laut

werden. So meldete sich Ende 1937 Kaplan Franz Seiler, Präses der Katholischen Jungmannschaft in Weinfeld, der mit seinen Zöglingen «Dr Herr im Huus» einstudierte, das sei ein gutes Stück. «Jedoch schreiben Sie Seite 17 unten: «Sackerment hindere!» Wir Katholiken lieben solche Ausdrücke nicht, denn der genannte Ausdruck erinnert uns an das heilige Sakrament des Altars. Der Spieler hat das selbst geändert in Sack Zement.»⁴⁸

Konfessionelle Engstirnigkeit hatte Huggenberger immer abgelehnt; in seinem ganzen Werdegang wie in seiner Lebenshaltung aber war er unzweifelhaft zutiefst reformiert geprägt. In seiner Jugend, ja bis in die 1890er-Jahre, hatte ein tiefer politisch-konfessioneller Graben die liberal-freisinnige und demokratische von der katholisch-konservativen Schweiz getrennt. In vielen Regionen blieben diese Gegensätze bis in die Zwischenkriegszeit und darüber hinaus virulent. Da er immer daran interessiert war, seinen Absatzmarkt zu sichern und auszubauen, musste ihn die katholische Zurückhaltung beschäftigen. Vereinzelt taucht die Frage auch einmal in seiner Korrespondenz auf; sie dürfte zu den sich von selbst verstehenden Dingen gehört haben, über die man keine grossen Worte verlor. Grundsätzlich operierte er vorsichtig und mied die konfessionellen Fettnäpfchen auch in seinen humoristischen Schriften, obwohl auf diesem Gebiet viel Stoff zu holen gewesen wäre. Als in den späten 1930er-Jahren einzelne katholische Patres aus der Bauernseelsorge den Kontakt zu ihm suchten, ging er bereitwillig darauf ein. «Vom katholischen

47 Es handelt sich um die Betrachtung folgender Merkmale der Gemeinden: Lesungen, Bevölkerungszahl, Anteil der Katholiken, Anteil von Landwirtschaft und von Handel/Verkehr an den Beschäftigten (nach Volkszählung 1920). Auf eine statistische Korrelationsanalyse wurde verzichtet, da der Zusammenhang bezüglich der vor allem interessierenden Konfession überaus eindeutig ist.

48 KBTG Hu Sch 20: Seiler an A. H., 31.12.1937.

Standpunkt aus» habe er keinerlei Vorbehalte gegen seine Bücher, bekannte Pater Aegidius Bitter, ein Kapuziner aus Schwyz. «Sie wissen, dass wir die Ehe als unauflöslich betrachten und dass ein Eheteil, solange der andere Ehepartner lebt, keine neue Ehe eingehen kann. Dass Sie auch da mit unsern Grundsätzen übereinstimmen, freut mich sehr. Ohne zu moralisieren stehen Sie fest zu den Grundsätzen der christlichen Moral.»⁴⁹ Entgegen der Annahme des Paters liess Huggenberger allerdings die Scheidung in seinen Werken – ganz vereinzelt – durchaus gelten als Erlösung für die Frau aus unerträglicher Abhängigkeit und unmenschlicher Behandlung.⁵⁰

Eine Vielfalt von Veranstaltern

Ein Blick auf die Veranstalter der «Huggenberger-Abende» ergänzt das Bild. Auch hier wird der konfessionelle Graben sichtbar. Erkennbar wird aber auch die Trennlinie zur politisch-gewerkschaftlichen Linken. Ein einziges Mal, Anfang 1917, trat die Sozialdemokratische Partei (Grütliverein) an ihn heran, es handelte sich um die Sektion Frauenfeld, um eine Lesung zu organisieren. Auch das Gewerkschaftskartell Schaffhausen meldete sich 1933. Dies waren aber grosse Ausnahmen. Dabei waren Arbeitnehmerorganisationen an sich gut vertreten unter den Interessenten. Es handelte sich um die überwiegend nichtsozialistischen Angestellten der Privatwirtschaft, darunter zahlreiche Sektionen des «Schweizerischen Kaufmännischen Vereins, auch um Eisenbahner und Postangestellte, zudem Hausvereine von Grossfirmen oder christlich-soziale Gruppierungen.⁵¹ Was politische Organisationen betrifft, veranstaltete die Freisinnige Partei, der Huggenberger selber angehörte, immer wieder Lesungen. Neben bäuerlichen Vereinen meldeten sich auch die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Bauern- und Gewerbetparteien. Politisch gefärbt im Sinn einer bürgerlichen, meist freisin-

nigen Orientierung waren die sogenannten staatsbürgerlichen Kurse, an denen Huggenberger öfter partizipierte, wobei sein Programm ganz im gewohnten Rahmen blieb. Die Veranstalter hatten jedoch durchaus politische Intentionen. So schrieb die Freisinnige Partei von Thalwil im Sommer 1929: «Die Wahlen des Jahres 1928 haben im städtischen Parlament eine rote Mehrheit gebracht, indessen versuchen die Sozialistische Jugend und Bildungsbestrebungen auch auf dem Lande festen Fuss zu fassen. Den Kursen für staatsbürgerliche Bildung ist somit eine erhöhte Pflicht auferlegt worden, den zersetzenden Ideen der Linken auf dem Wege der Aufklärung Einhalt zu gebieten.»⁵²

Am allerhäufigsten aber kamen die Impulse zur Organisation einer Lesung aus dem breitgelagerten ländlichen und städtischen Vereinswesen: Ortsvereine, gemeinnützige Gesellschaften, kulturell tätige Organisationen wie Lesegesellschaften, literarische Vereinigungen, Theater- und Musikvereine. Eine Rolle spielten auch die expandierenden Einrichtungen des bäuerlichen Bildungswesens und die neu entstehenden Organisationen der Bäuerinnen. Pfarreien organisierten Familienfeste, Verkehrs- und Verschönerungsvereine organisierten Anlässe für die ganze Gemeinde. Politik blieb dabei auf der Seite.

Neben den abendfüllenden Veranstaltungen gab es auch kleinere Einsätze, beliebt vor allem an Verbandstagungen: Sie boten den Delegierten neben dem Pflichtprogramm noch einen unterhaltenden

49 KBTG Hu B 112: Bitter an A. H., 26.7.1939; siehe auch Hu B 418 in Sch 9: Pater Ansfried Hinder, sowie Hu B 32: Bauernpater Siegwald Angehrn.

50 So z. B. in der Erzählung «Der Glückfinder», in: A. H., Heimliche Macht.

51 Zu den Angestellten und ihrer politisch-kulturellen Orientierung siehe König/Siegrist/Vetterli, Die Angestellten.

52 KBTG Hu Sch 12: Freisinnige Partei an A. H., 20.7.1929; es scheint, dass A. H. an der Schlussveranstaltung vom 19.3.1930 mitwirkte.

Teil. Die Veranstalter waren bisweilen sehr explizit mit ihren Erwartungen, so etwa die Konferenz der eidgenössischen und kantonalen Vermessungsaufsichtsbeamten mit ihrer Tagung im Hotel Bahnhof in Frauenfeld 1930: «Einige Verse über die Geometer im allgemeinen oder die Vermessungsaufsichtsbeamten (Kantonsgeometer) im speziellen würden zur Hebung der Heiterkeit noch besonders beitragen.»⁵³ Ob Huggenberger dazu etwas einfiel, bleibt offen. Der Kanton Thurgau bediente sich gern des populären Mitbürgers, wenn es darum ging, Regierungsmitglieder aus anderen Kantonen oder gar einen Bundesrat zu empfangen, so etwa zum Treffen der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren in Frauenfeld, im Beisein von Bundesrat Heinrich Häberlin im Oktober 1928. «Ihre Gegenwart würde die Herren natürlich sehr freuen», erklärte Regierungsrat Paul Altwegg, der als Gastgeber ein erheiterndes Intermezzo für den geselligen Teil des Anlasses erhofft haben dürfte.⁵⁴ Einige Notizen verraten, dass Huggenberger sich auch hier nicht versagte, sondern eigens gefertigte Verse vortrug.

Der «Huggenberger-Abend» war in Zürich so beliebt wie nirgendwo sonst. Nicht weniger als 59 Auftritte in der Stadt sind belegt; an zweiter Stelle folgte Winterthur (23 Lesungen), dann Basel (21), Bern (17) und Frauenfeld (14). Die kleinstädtische und ländliche Nachfrage zog mit der Zeit kräftig nach, Zürich nahm nur den Platz ein, der ihm aufgrund der Bevölkerungszahl zustand. In den späten 1940er- und frühen 50er-Jahren endeten Huggenbergers Lesereisen wieder im ostschweizerischen Raum, im Umfeld von Zürich und Winterthur. Die Anlässe waren nun oftmals bescheiden geworden. Auf den März 1949 plante die Landwirtschaftliche Genossenschaft Dussnang, im Tannzapfenland des Hinterthurgau, eine Landfrauentagung, der Auftritt des Einundachtzigjährigen war nur noch als ein Programmpunkt unter verschiedenen vorgesehen. «Das ungefähre Programm», so teilte man ihm mit, «würde

sich nun wie folgt stellen: 1. Begrüssung durch den Vorstandspräsidenten. 2. 2 Lieder zur Eröffnung v. Männerchor. 3. Dann Ihr Programm mit Einlagen der Trachtengruppe [...]. 4. Im II. Teil würde ein Vertreter vom VOLG mit einem Film aufwarten & zum Schluss erhalten alle eine Gratiswurst.»⁵⁵

53 KBTG Hu B 788: Otto Possert an A. H., 12.6.1930.

54 KBTG Hu L Sch 65: Altwegg an A. H., 24.9.1928.

55 KBTG Hu B 318: Landwirtschaftliche Genossenschaft Dussnang an A. H., 16.3.1949.

32 Eine zunehmend problematische Verlagsbeziehung

«Es würde mich natürlich ganz ausserordentlich freuen, wenn der schöne und verdiente Erfolg, den Ihr Roman «Die Frauen von Siebenacker» errungen hat, Sie dazu veranlassen könnte, sich in Zukunft wieder eifriger der in den letzten Jahren etwas vernachlässigten Schriftstellerei zu widmen», schrieb Alfred Staackmann zum Jahreswechsel 1925/26 mit sanftem Druck aus Leipzig. «Jetzt zu Weihnachten wurde ja der beste Beweis erbracht, dass es nach wie vor noch viele Tausende von Lesern gibt, die sich für Ihr Schaffen lebhaft interessieren und dass auch die Kritik im allgemeinen durchaus bereit ist, Ihre Eigenart und grosses künstlerisches Können in vollem Umfang zu würdigen.»¹

Für einmal scheint es, als habe sich Huggenberger vom fordernden Ton des Verlegers nicht allzu sehr bedrängen lassen. Wann genau er sein nächstes Projekt ankündigte, lässt sich zwar nicht rekonstruieren, auch könnte der Nachlass hier eine Lücke aufweisen, jedenfalls verging ein halbes Jahr, bis im nächsten Brief der Verlagsmitarbeiter Franz Winter erstmals die neue Novellensammlung erwähnt. Am 5. Oktober 1926 reiste Huggenberger mit den Manuskripten nach Leipzig. Die meisten seiner insgesamt sieben Texte waren längst fertig. «Das Opfer» hatte er, noch unter dem Titel «Weihnachtsäpfel», drei Jahre zuvor ins Reine geschrieben.² «Mädeli» war in der «Schweizerzeitung für Literatur, Volkstum und Theater»³ abgedruckt worden, und bei «Eia Weihnacht» handelt es sich um nichts anderes als um «Der Maispacher holt seinen Christbaum», dieselbe Geschichte also, die gut zehn Jahre zuvor zuerst in Adolf Bartels «Neuer Christoterpe» und danach im «Sommergarten» erschienen war. «Der verkehrte Jakob Stockauer» beschäftigte Huggenberger auf mehreren ausgiebigen Sommerwanderungen, und er schrieb noch daran auf der Fahrt nach Leipzig.⁴

Mitte Oktober – sein Autor war bereits auf der Heimreise – bekam Alfred Staackmann erstmals alle sieben Texte zu lesen. Es spricht nicht für seine litera-

rische Kompetenz, dass ihm «Mädeli» und «Das Opfer» am besten gefielen, die beiden rührseligen Geschichten der Sammlung. An der unterschiedlichen Art der Texte störte er sich nicht, im Gegenteil, er wertete es als grossen Vorzug des geplanten Buchs, «dass die beiden letzten Erzählungen einen humoristischen Einschlag erhalten haben und sich in ihnen der «Kampf mit dem Leben» weniger rau und tragisch abspielt, wie in den Anfangsgeschichten. Der Leser wird daher ihr Buch in gehobener und befreiter Stimmung aus der Hand legen und ihm ein gutes Gedenken bewahren».⁵

Mit den letzten Erzählungen meinte Stackmann die Satire «Die Brüder» sowie «Die drei guten Werke», eine Prosafassung des Lustspiels «D'Liebi dur Zitig oder die verwechselten Bräute», das Huggenberger im selben Jahr für den Sauerländer-Verlag geschrieben hatte, als eine weitere Variation aus dem schier unerschöpflichen Heinrich-Fundus. Wie die meisten der sieben Texte passen sie schlecht zum Thema der neuen Sammlung und ihrem schludrig formulierten Titel. «Kampf mit dem Leben» sollte wohl Lebenskampf bedeuten, und es ist zugleich das Gegenteil vom Kampf mit dem Tod.

Herr Stockauer, sein Schirm und die lieben Frauen

Kein lobendes Wörtchen des Verlegers also erhielt «Der verkehrte Jakob Stockauer», die längste und mit Abstand beste Erzählung des Bands. Es ist eine der Knechtgeschichten, mindestens ebenso glücklich wie

1 KBTG Hu B Sch 969 in Sch 21: Staackmann an A. H. 7.1.1926.

2 KBTG Hu B L Sch 60/5: 17.5.1923.

3 Ausgabe vom Juli 1926, S. 3–6.

4 KBTG Hu M Sch 90, die Heftchen Juni–August 1926 sowie 6.10.1926 (nach Leipzig).

5 KBTG Hu Sch 21: Staackmann an A. H., 20.10.1926.

«Daniel Pfund». Beide Protagonisten sind in mehr als eine unglückliche Liebschaft verwickelt und kommen im besten Alter auf tragische Art ums Leben. Und doch unterscheiden sie sich grundlegend. Während Daniel Pfund mit den Jahren heiter-melancholische Züge annimmt, findet Jakob Stockauer solchen Ausgleich nicht. Wohl ist auch er überaus tüchtig, er scheut keine Arbeit, ja «es gibt auf der Welt nur zwei Dinge, die ihm zu schaffen geben: das Geld, das ihn dumm machen könnte, und die Aline Käch in Guten Grund, die ihn heiraten will».⁶ Wo er doch in Grete Züblin, die Meistertochter verliebt ist – und sie, ohne es sich einzugestehen, vielleicht auch ein bisschen in ihn? Dass ihre Gefühle in der Schwebe bleiben, ist die Kunst dieses Texts. Und dass Grete als einzige weiss, warum sie Jakob den Schirm in den Sarg mitgegeben hat! Es lohnt sich, diesen Schirm während der Lektüre im Auge zu behalten. Hier sei nur soviel verraten, dass es sich nicht um ein beseeltes Objekt handelt, keinen sprechenden Gegenstand, es ist ein unscheinbares Utensil, ein nützliches Ding, ganz einfach ein Schirm.

Konsequent wie selten verzichtet Huggenberger auf Erzählerkommentare, was für seine Leserschaft ungewohnt war, selbst für den belesenen Rudolf Hägni. «Die Geschichte ist etwas zu karg, das Licht eine Idee zu nüchtern»,⁷ schreibt er, seine Frau habe dasselbe Gefühl gehabt, irgendetwas könne einen an der Geschichte nicht befriedigen.

Befremdlich wirkte Jakob Stockauer wohl vor allem wegen seiner anarchischen Eskapaden. Diese rühren offenbar von seiner Angst, sich im sozialen Anpassungsprozess Wesentliches zu vergeben, so dass es ihm ebenso ergehen könnte wie seiner Jugendliebe Aline Käch. Wie er ist sie überaus tüchtig, hat als Kellnerin viel erspart, für das ökonomische Vorwärtskommen ist sie bereit, ihre Lustgefühle zurückzustellen. Das kann Jakob nicht akzeptieren. «Warum denn nicht heute», fragt er bloss, als sie ihm wortreich ein Tête-à-tête für den kommenden Sonntag verspricht.⁸

Wie Jakob Stockauer, Daniel Pfund und allenfalls Augustin Brendli aus den «Frauen vom Siebenacker» zu den gelungenen Knechtfiguren gehören, gibt es in Huggenbergers Texten auch eine Reihe imposanter Frauengestalten hervorzuheben. Grete Züblin hätte das Zeug dazu, wäre sie mehr in den Fokus gerückt. Sicher ist Elsbeth Mähder aus dem «Ebenhöch» eine der faszinierenden weiblichen Persönlichkeiten, ebenso Rose Öler aus den «Kleinen Leuten» und Hermine Inzuben aus den «Dorfgenossen», zudem die eine und andere Figur aus den Romanen. Wobei bei der Beurteilung zu bedenken wäre, dass die Meinungen über die Frauen sehr viel weiter auseinandergehen als bei den Knechten. Von der zeitgenössischen Kritik wurden die Mutterfiguren mit besonderem Wohlwollen behandelt, auch wackere Frauen wie Anna Wassmann aus den «Frauen von Siebenacker» oder Esther Kempf aus dem «Ebenhöch». Immer und immer wieder wurde betont, mit solchen Figuren habe der Autor seiner Mutter Margaretha ein Denkmal gesetzt.

1929, mit gut sechzig Jahren also, schrieb Huggenberger einen nächsten Geschichtenband, den er «Liebe Frauen» nannte. Es sind drei längere Texte, die auch als Novellen bezeichnet werden könnten. Sie behandeln ungewöhnliche weibliche Lebensläufe von der Art, wie man sie landläufig als Schicksal bezeichnet: ein Freitod, ein übersteigertes Verantwortungsgefühl, ein seltsamer Unfall. Damit bezahlen die Frauen einen hohen Preis für die kleinen Extravaganzen. Liesbeth Gander galt von klein auf als apart, wegen eines Kränzchens, das ihr die Mutter am ersten Schultag aufgesetzt hatte. Alwine Wälli im nächsten Text hat einen noch härteren Kopf als ihr Bruder und schreibt diesem wunderliche Briefe voller Zärtlichkeit. Auch die junge Regine Bächler hat ihre Ma-

6 A. H., Der Kampf mit dem Leben, S. 9.

7 KBTG Hu B Sch 8: Hägni an A. H., 22.7.1927.

8 A. H., Der Kampf mit dem Leben, S. 61.

cken, doch «grad deine Sonderlichkeit hat mich zu dir hingezogen»,⁹ bekommt sie von ihrem Verehrer zu hören.

Zu solchen Frauen hatten die zeitgenössischen Huggenberger-Kenner eine merkwürdige Haltung. Sie seien Opfer, stille Dulderinnen, aber keine komplizierten Fälle für Psychologen, schreibt Hans Kägi mit einer Vehemenz, als müsste er Huggenberger gegen unberechtigte Anwürfe in Schutz nehmen: «Man kann ihren Dichter nicht zu den Seelenseziern reihen, welche die Literatur eine Zeitlang mit Psychopathen und Neurotikern bevölkert haben.»¹⁰ Es ist aber die Empathie, ein Verständnis für psychische Vorgänge, die frappiert. Wie die Fürsorglichkeit von Alwine gegenüber dem jüngeren Bruder zur Kontrollsucht ausartet etwa, ja selbst Liesbeth Gander, die Kranzjungfer, lässt sich nicht so einfach in die Opferrolle drängen. Es hat etwas Selbstverständliches, wie sie, die Magd, sich mit dem Zelghofbauern einlässt, während dessen Frau für längere Zeit in der Kur weilt. Als sie schwanger wird, kommt die alte Ordnung zum Tragen. Weil der Kindsvater hinter ihrem Rücken für sie die Heirat mit einem andern arrangiert, nimmt sie sich das Leben. Nicht als stille Dulderin mit Tabletten oder sonstwie unauffällig, nein, sie tut es mit dem Revolver des Zelghofbauern, wie dessen Melker in der Dorfwirtschaft bekannt gibt. Und wie Hohn klingt, was er am Herrentisch meldet: «Die Magd Liesbeth hat sich in ihrer Kammer erschossen. Mit Euerem eigenen Revolver, jawoll. Man sieht ihr kaum etwas an, nur dass sie jetzt tot ist, statt lebendig.»¹¹

Wie Huggenberger zu solchen Geschichten kam, ist aus den Notizheften nicht zu erfahren. Man findet wenig Konkretes zu den «Lieben Frauen», zuweilen sind kurze Reflexionen eingestreut: «Frauen, die heimlich weinen. Weshalb? Es weinen alle Frauen in X (und wohl auch in Herrenhäusern). [...] Die Frauen wissen oft selber nicht warum», heisst es, und dazu als eine Art Selbstgespräch aus weiblicher Sicht:

«Was ist mir denn eingefallen? Habe ich geweint? Sie müssen sich ihre kleinen Sonntage selber bereiten.»¹²

Ausbeutung, Filetstückchen, Kernsätze

Zu Huggenbergers 60. Geburtstag wurden in Leipzig verschiedene Verlagsaktivitäten geplant. Zum einen sollten die bislang verstreut veröffentlichten Jugenderinnerungen ein eigenes Buch erhalten, «Die Brunnen der Heimat» (auf die wir in Teil I eingegangen sind). Ausserdem wurde Rudolf Hägni mit einer werkbiografischen Skizze beauftragt. Es war keine leichte Aufgabe für den gewissenhaften Zürcher. Als er sich bei Huggenberger über Staackmanns inhaltliche Einmischungen beklagte, scheint er vom Regen in die Traufe gekommen zu sein. «Ich merke nun, dass auch unsereins seinen «Stil» hat», schrieb er angesichts der zahlreichen Änderungswünsche aus Gerlikon. «Sie haben eine andere Gangart. So sehr ich Ihren Tonfall liebe [...], aber mit meinen Sätzen zusammen ergibt es kein Ganzes. Sie sind zu geschlossen in sich, und zu geschliffen, als dass Sie mit unsereinem eine Ehe eingehen könnten! Ich bin geballter, gespannter.»¹³ Auch der Winterthurer Hans Kägi wurde von Staackmann eingespannt, er hatte ein Geburtstagsfeuilleton zu schreiben, das laut Verlag an rund 300 deutsche und österreichische Zeitungen verschickt werden sollte.

Kaum waren die Geburtstagsfeierlichkeiten vorüber, plante Staackmann die nächste Werbeaktion. Es ging um ein Huggenberger-Lesebuch, in der Art von the best of, wie man es heute nennen würde, eine Anthologie in eigener Sache, mit dem unsäglichen

9 A. H., Liebe Frauen, S. 188.

10 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 98.

11 A. H., Liebe Frauen, S. 88.

12 KBTG Hu M Sch 92: Schwarzes Wachstuchheft, S. 37.

13 KBTG Hu B Sch 8: Hägni an A. H., 28.9.1927.

chen Titel «Vom Segen der Scholle». Über den Untertitel gab es Differenzen. Der Autor hatte sich «Eine Auslese aus Alfred Huggenbergers Werken» gewünscht, während Staackmann «Ein Bauern-Brevier» bevorzugte. Schliesslich nahmen sie beides, den einen Vorschlag fürs Vorsatzblatt, den andern für den Buchdeckel. Im Innern wurden, mit Ausnahme der Arbeiten von Hermann Rau, Illustrationen aus dem Huggenberger-Fundus verwendet, neun verschiedene Stilrichtungen somit.

Erstmals praktizierte Huggenberger nun in Buchform, was er bisher in Lesungen, schriftlich aber nur in Zeitungen und Zeitschriften gemacht hatte. Er filetierte kurze Passagen aus seinen Erzählungen und Romanen, aus den Jugenderinnerungen, den Gedichtbänden, ja selbst aus dem «Sommergarten». Teilweise machte er dies mit Quellenangabe, teilweise auch ohne; so verwendete er die Geschichte «Die heimliche Macht» aus den «Dorfgenossen» nun unter dem neuen Titel «Das Rosendorf».

Als eine Art Nachwort des neuen Buchs wurde der Geburtstagsartikel des jungen Hans Kägi aus Winterthur abgedruckt, dann folgten neun Seiten Kürzestschnipsel, betitelt «Kern- und Merkworte aus Alfred Huggenbergers Werken». Sie hätten wohl als Aphorismen wirken sollen, lesen sich aber eher wie Kalendersprüchlein: «Der Liebe kann man keinen Gatter bauen (Heidenheuet)» oder «Eine Weltanschauung kann man nicht unter einem Birnbaum auflesen (Johann Benders Heiratsjahr)». Auch Gedichte wurden filetiert, eine Methode, die der Autor seinen Rezensenten oft vorgeworfen hatte. Und damit nicht genug: Der ausführliche Pressespiegel im Anhang enthält mehrere Passagen, die Alfred Huggenberger in die Ecke der Bauerndichtung drängen. Eduard Korrodi ist doppelt vertreten, ausgerechnet mit den problematischen Sätzen, die er über Huggenbergers ersten Roman geschrieben hatte: «Das Buch wird ein Datum sein nicht bloss in der Geschichte des schweizerischen Bauernromans, sondern auch des

deutschen. [...] Man kann nach diesen «Bauern von Steig» nur noch ganz wenige Bauernromane lesen, denn, wer diese kennt, lässt sich keine Pseudobauern mehr aufschwindeln. Sie haben ihre Kraft inwendig, und es muss einer den Pflug führen können, bevor sie ihm ein Tausendstel dessen sagen, was Huggenberger ihnen entlockte.»¹⁴

Das Haftetikett vom Bauerndichter

Das Etikett war nicht mehr abzustreifen. «Wenn der Ausdruck Bauerndichter je einmal zu Recht angewendet worden ist», schrieb die Thurgauer Zeitung, «dann gilt dies für Alfred Huggenberger im zwiefachen Sinne des Wortes. Nicht nur war er selbst Bauer vom Scheitel bis zur Sohle, sondern alle seine Gestalten, die er in seinen Büchern festgehalten hat, sind Bauern, wie sie sinnen und trachten.»¹⁵ Besonders rühmig war Hans Kägi, dessen Texte zur Freude Huggenbergers in der deutschen wie der schweizerischen Presse Verbreitung fanden. Scholle, Alemannentum und Bauerndichtung gingen bei ihm eine höchst problematische Symbiose ein, womit er seinem verehrten Freund keinen Dienst erwies. So liess er sich beispielsweise in den liberalen «Luzerner Nachrichten» vernehmen: «Aus zahllosen Einzelzügen einer reinen Sittlichkeit formt sich in Huggenbergers Werk das Gesamtbild des alemannischen Bauernstandes, der in seiner Schollentreue siegreich dem Ansturm der alles verflachenden Zeit trotzt. Wie dem Grund und Boden, so ist der Bauer dem Altvordern verbunden.»¹⁶

Das Alemannentum beschworen auch deutsche Kritiker gern, wenn sie Huggenberger als Vertreter des deutschen Bauerntums vereinnahmten. «Jeder Zeile von ihm merkt man an, dass sie erlebt ist, aus

14 Aus: Deutsche Tageszeitung, Berlin.

15 Thurgauer Zeitung, 24.12.1927.

16 Luzerner Neueste Nachrichten, 26.12.1927.

jedem seiner Bücher spricht die innige Vertrautheit mit dem Stoff, ein tiefes Wissen um deutsches Bauerntum, das sich in Alfred Huggenberger verklärt hat», schrieb Karl Fuss anlässlich eines Besuchs in Gerlikon.¹⁷ Solche Texte kamen selten ohne reflexartig antimoderne Seitenhiebe gegen die urbane Kultur der 1920er-Jahre aus. In einer Ruhrpott-Zeitung beschrieb Fuss, damals Bibliothekar bei Krupp in Essen und später unter dem Pseudonym Wendelin Überzwerch selbst ein erfolgreicher Autor, seine Thurgauer Expedition als Reise in eine andere Welt. Nach dem Essen beim Dichter sei man über die Felder gegangen und im Wirtshaus von Schneit eingekehrt. «Bauern kommen herein – es war eine Beerdigung – grüssen den Dichter um eine Nüance achtungsvoller als untereinander. Scherzworte fliegen von Tisch zu Tisch, die Wirtin sitzt dabei und ein alter Tagelöhner, der seine Pfeife raucht und nach einer Stunde die erste trockenhumorige Zwischenbemerkung macht. Dass es so etwas noch gibt! Diese Atmosphäre ist dem <zivilisierten> Grosstädter ungewohnt. Sie tut gut. Wurzelhaftes Bauerntum ist schliesslich doch der letzte Damm gegen die Allherrschaft grosstädtischer Pseudo-Kultur.»¹⁸

Im Mai 1928 nahm Huggenberger erstmals an der «Alemannischen Woche» in Freiburg im Breisgau teil und las dort, im Anschluss an Jakob Schaffner, aus seinen Werken.¹⁹

Allerdings zeigt die Huggenberger-Berichterstattung der 1920er-Jahre immer noch eine Differenzierung, die im Lauf der Zeit zunehmend abhanden kam. Für Paul Hedinger-Henrici zum Beispiel waren Huggenbergers Bauern primär Menschen, sein literarisches Schaffen letztlich Volkserziehung in der Tradition von Pestalozzi, Gotthelf und Keller, «die alten Probleme: Herz gegen Verstand; Sinnlichkeit gegen Sittlichkeit; Treue gegen Untreue zu Heimat und Menschen; nüchterner Sinn gegen freie Phantasie.»²⁰ Dies traf sich mit dem Kommentar von Georg Gustav Wiessner von der Volkshochschule Nürnberg; er

zeigt, dass man sich auch in Deutschland keineswegs nur aus der erzkonservativen und völkischen Ecke heraus für Huggenberger interessierte: «Es bleibt das Gesamterlebnis: Eine Landschaft mit Bauerndörfern, Ställen, Wiesen, Wäldern und Weinbergen. Von den Menschen: Mehr einzelne Bauern als eine Bauernschaft. Das grosstädtische Problem <der Bauer> kennt er nicht. Weil er selbst Bauer ist, darum schildert er im Bauern den Menschen vom Kauz bis zum Helden. Auch ist die <Heimatliteratur> viel zu weit heruntergekommen, als dass ich Huggenberger einen Heimatdichter nennen möchte. Das was wir so nennen, ist doch zu grössten Teilen geistige Flucht eines kleinen Dichterlings ins Diminutio der Dörfer, weil er dem Superlativ der Städte nicht gewachsen ist. Für Huggenberger ist das Dorf nicht Flucht, sondern Mittelpunkt der Welt.»²¹

17 Kölnische Zeitung, 18.12.1927 (Alfred Huggenberger, ein Schweizer Erzähler).

18 Rheinisch-Westfälische Zeitung, 7.10.1928.

19 Freiburger Zeitung, Bilderschau 5.5.1928.

20 Bildbeitrag und Feuilleton in: Basler Nachrichten, 25.12.1927.

21 Nürnberger Zeitung, 4.1.1928.

33 Huldigungen und Belästigungen

Als Alfred Huggenberger 1927 seinen 60. Geburtstag feierte, stand er auf dem Höhepunkt der Popularität. Von allen Seiten schlug ihm Sympathie entgegen. In den späten 1920er-Jahren, die auch ökonomisch zu seinen glücklichsten zählten, bremste keinerlei wirtschaftliche oder politische Misshelligkeit die Fülle der Huldigungen, die dem «Bauerdichter» aus Gerlikon dargebracht wurden. Das hatte seine angenehmen und schmeichelhaften Seiten; der Ruhm provozierte aber auch zeitraubende Beanspruchungen, die sich bis zur Belästigung steigern konnten.

Ein Sommernachtsfest in Trichtenhausen

Heiter und entspannt verlief das grosse, dem Jubilar vom Lesezirkel Hottingen ausgerichtete Geburtstagsfest. Es fand statt bei der Trichtenhauser Mühle, die der Lesezirkel gern für seine Veranstaltungen benutzte: Am südöstlichen Stadtrand von Zürich gelegen, ist sie bis zum heutigen Tag von einem dichten Wald umgeben, der den Eindruck der Abgeschiedenheit vermittelt. Das Fest hatte man, der Jahreszeit halber, in den Sommer vorverlegt, um das sehr spezielle Programm realisieren zu können. Hunderte von Personen aus zahlreichen Vereinen der Kantone Zürich und Thurgau wirkten mit, kostümiert als Gestalten aus Huggenbergers Werken. Der Autor selbst fuhr mit Frau und Tochter in einer altertümlichen offenen Chaise vor und postierte sich sodann mit dem übrigen Publikum auf einer kleinen Tribüne, um dem Umzug der Bauern von Steig, derer vom Ebenhöch, derer von Siebenacker und vieler anderer beizuwohnen. Dann aber kamen die Geschenke, Brot und Wein, Schinken und leuchtende Sträusse aus dem Sommergarten, von Teilnehmern des Umzugs übergeben. «Mit Lebensmitteln ist der Dichter nun wohl auf einige Zeit versorgt!», kommentierte die «Klettgauer Zeitung». ¹ Es war die Idylle eines ländlichen Fests, aufgezogen am Rand der grössten Stadt der

Schweiz. «Schulkinder singen und Turner produzieren sich», berichtet Ernst Aeppli im «Tages-Anzeiger», «in den Wirtschaften hebt ein Geläuf und Rufen an, indes die Nacht ins Waldtal sinkt. Als es dunkel geworden, der erste Tanz zu Ende gegangen, spricht der Dichter von der Baumkanzel über dem Bach Worte des Dankes. Und er wiederholt das Gelübde, solange ihm die Muse, er weiss nicht, ist sie ein Zürcher oder ein Thurgauer Mädchen, treu bliebe, der Mund des Volkes zu bleiben.» ² Huggenberger war gerührt und anerkannte für einmal, dass ihn die Heimat nicht nur vernachlässigt habe. «Ich weiss, und es erfüllt mich mit Freude und Genugtuung, dass hinter der Veranstaltung Freunde stehen, die mich in meinem Schaffen von den ersten, mühseligen Anfängen an beachtet und gestützt haben. Ich habe durch den Lesezirkel Hottingen und seinen weitsichtigen kunstfreundlichen Leiter, schon oftmals und in verschiedenster Form Förderung, Aufmunterung und Hilfe erfahren. Es soll ihnen unvergessen sein.» ³

Der Abend entsprach der Tradition des Lesezirkels, für prominente Mitglieder Geburtstagsfeste auszurichten, die ganz persönlich auf sie zugeschnitten waren. Die Absicht war gewesen, Volksfest und «künstlerisches Niveau» zu verbinden, «ohne dass das im besten Sinne Heimelige, Bodenständige verloren geht». ⁴ Ein Manko gab es dennoch in der Planung. Der ursprünglich auf Samstag angesetzte Anlass kollidierte mit dem Zürcher Seenachtsfest, dann war er wegen schlechten Wetters kurzfristig auf den folgenden Tag verschoben worden, aber der Strom der Besucher liess dennoch zu wünschen übrig.

Der runde Geburtstag zog mancherlei nach sich. Von der Schillerstiftung kam eine erneute Ehrengabe

1 Klettgauer Zeitung, 5.7.1927 (Das Huggenberger-Fest).

2 Ernst Aeppli, Dichterfest in Trichtenhausen, in: Tages-Anzeiger, 5.7.1927.

3 A. H., Rede von der Baumkanzel, S. 127.

4 Hägni, Das Trichtenhauser Gemeindefest, S. 123.

Samstag, den 2. Juli
veranstaltet vom
Lesezirkel Bottingen
Trichtenhauser
Gemeindefest
zu Ehren von
R. Huggenberger
Ländliches Sommernachtfest

Abends 7 Uhr: Einholung der Gäste durch die Vereine von Trichtenhausen und Zug durch den Wald mit Musik, Fahnen und ländlichem Fuhrwerk. 7^{1/2} Uhr: In Trichtenhausen Begrüßung durch die Gemeindebehörden, Chiltbibleben und Tanzunterhaltung.

Alles Nähere im Programm
Festzeichen
zum Eintritt berechtigend, zu Fr. 5.-, Programme zu Fr. 1.- von 6 Uhr an an den Kassen in Trichtenhausen.

NB. Um rechtzeitig Einnehmen der Zuschauerplätze wird dringend gebeten.

Bei ungünstiger Witterung wird das Fest auf Sonntag, den 3. Juli, beziehungsweise auf den nächsten schönen Wochentag verschoben. Im Zweifelsfalle ist jeweilen von mittags 12 Uhr an bei der „Auskunft“ der Telephonzentrale Zürich Bescheid erhältlich.

ihm im Sommer – gemeinsam mit Regierungsrat Anton Schmid – die Mitgliedschaft in der ehrwürdigen Konstablergesellschaft geschenkt, so dass er ab Anfang 1929 regelmässig zum traditionellen Bechtelmahl eingeladen war – als Gast hatte er auch zuvor schon gelegentlich teilgenommen.⁶ Seither trug er dort immer einmal wieder mit scherzhaften Rezitationen zur Unterhaltung bei. Zugleich wurde ihm auch das Thurgauer Kantonsbürgerrecht zugesprochen.

Die Aufwartung der Presse erreichte kurz vor dem Jahresende 1927, dem eigentlichen Geburtstag, den Höhepunkt. Huggenberger spielte mit oder entzog sich, wie es ihm gerade passte. Der Journalist und Gotthelf-Kenner Paul Hedinger-Henrici berichtet im Dezember 1927 von einem Besuch: «Das Gespräch dreht sich um alles andere als um Literatur und Papierweisheit; wir reden von Gras, Obst, Wald und Blumen. Nur einmal erwähnt Huggenberger das «Versemachen», indem er sein Töchterchen davor warnt. Von sich und seinen Plänen, Ideen, Erfolgen, von Schriftstellerei usw. sagt Huggenberger kein Wort. Wer ihn auf dieses Gebiet locken will, dem versteht er klug auszuweichen, sich mit einer neutralen Atmosphäre zu umgeben, einer Art Dornröschenhecke, in die nur er und freiwillig ein Türlein bauen will. So hält er sich alle Neugier klug vom Leibe.»⁷ Huggenberger hatte sich rechtzeitig mit Material für die Presse eingedeckt: Auf den 22. September 1927 hatte er den Fotografen Jakob Bär aus Frauenfeld nach Gerlikon bestellt, dieser fertigte eine ganze Serie von Aufnahmen der mittlerweile landesweit bekannten Stube mit dem obligaten Blumenstrauss auf dem Tisch und den vielen Bildern an der Wand an.⁸ Frau und Tochter

über 2000 Franken. Anfang 1928 machte ihn die Stadt Frauenfeld, «in Würdigung seines glänzenden Aufstieges als alemannischer Bauern-Dichter», zum Ehrenbürger.⁵ Als unmittelbare Folgewirkung wurde

5 KBTG Hu Sch 138: Kopie des Ehrenbürgerbriefs, 16.1.1928.

6 Hux, Konstablergesellschaft, S. 50 und S. 78; KBTG Hu B Sch 33: Einladung, 21.1.1929.

7 Heimatstimmen, 15.12.1927, S. 479–480.

8 Siehe Fotoarchiv Bär im StadtA Frauenfeld.

Abb. 86: Familie Huggenberger fährt vor, Trichtenhauser Fest, 3. Juli 1927.



hielten die Porträtsitzungen geduldig aus. In diesem Jahr muss auch die oft reproduzierte Aufnahme entstanden sein, die den Autor am Tisch sitzend vor aufgeschlagenem Buch zeigt, das Kinn auf die Hand aufgestützt, der Blick verschlossen, fast abweisend. Vielleicht aber schaute gar niemand so genau hin; die Presse verkündete frohgemut: «Immer liegt Sonnenschein auf der Stirne des Dichters.»⁹

Journalismus nebenbei

Huggenberger war nicht nur Zielscheibe journalistischer Neugier. Seit 1920 verfügte er selber über einen Presseausweis und betätigte sich gelegentlich im Metier.¹⁰ Nur ganz ausnahmsweise galt dies einem politi-

schen Gegenstand, so etwa einer Abstimmung während seiner Grossratszeit, wobei er keine persönliche Meinung vertrat, sondern die Empfehlung der parlamentarischen Mehrheit. Ab und zu verfasste er jedoch eine Buchbesprechung, meist von Autoren, die ihm persönlich bekannt waren, wie etwa Ludwig Finckh, Hermann Hesse oder Traugott Vogel; dann auch gelegentlich einen Nachruf oder eine Geburtstagsehrung. Und hin und wieder berichtete er von einer Theateraufführung, von einem Umzug, von einem Festspiel.

Berichte von kleinen Festanlässen betrafen vor allem seine nähere Umgebung; so schrieb er von ei-

9 St. Galler Stadtanzeiger, 24.12.1927.

10 Kleine Dokumentationen in KBTG Hu Z Sch 100/2 und Z Sch 97.

Abb. 87: Weinländerinnen in Tracht machen ihre Aufwartung in Gerlikon, Mai 1933.



nem Erntefest in Gachnang, von einem Umzug oder einem Klausmarkt in Frauenfeld. Es waren dies wohl Anlässe, zu denen er ohnehin erschien, so dass ihm wenig zusätzlicher Aufwand entstand.

Schullesebücher – keine ungeteilte Freude

Ein Teil der Volkstümlichkeit und Bekanntheit von Alfred Huggenberger gründete darauf, dass seine Gedichte und seine Prosa früh schon zum obligatorischen Schulstoff avanciert waren. Bemerkenswert rasch, um 1911/12, hatten seine Gedichte in den Lesebüchern der Kantone Thurgau und Schaffhausen Einzug gehalten.¹¹ Derartige Lehrmittel existierten in der Schweiz infolge der uneingeschränkten kantonalen Hoheit jederzeit zu Dutzenden. Mit dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer breiten Erneuerung der

Lesebücher, deren neuer Typus wesentlich von Josef Reinhart und Otto von Greyerz gestaltet wurde.¹² Die Texte dieser Bücher sollten kindgerechter sein, sie integrierten die Mundart, und sie strebten nach heimatlicher Profilierung. Das Bild der Heimat aber suchte man besonders eindringlich in Darstellungen der bäuerlichen Welt. Kein Wunder stieg Huggenberger, neben Jakob Bosshart, Josef Reinhart und anderen, zu einem der meistgedruckten Schulbuchautoren auf. Die katholischen Kantone nahmen die neuen Autoren ein wenig verzögert ab Ende der 1920er-Jahre auf. In der langen Periode von etwa 1920 bis zu Beginn der 1960er-Jahre blieb dieser Lesebuchtypus dominant und in vielen Fällen fast unverändert erhal-

11 Helbling, Schweiz für die Schule, S. 46.

12 Ebd., S. 227 ff.

ten. Im Kanton Zürich zum Beispiel hielt sich das Buch für die Mittelstufenklassen mit geringen Änderungen von 1921 bis 1967/70.

Das meistgedruckte Gedicht Huggenbergers war «Fahnenflucht», das da endet: «Ich kann es nicht verstehen,/ dass du zur Stadt den Schritt gewandt:/ Hat dich ein letzter Blick ins Tal/ nicht an die Scholle gebannt?» Sehr populär waren auch einige Gedichte aus «Hinterm Pflug», so «Der Mähder», «Auf der Mähmaschine» und «Zweierlei Bauern», letzteres ein heiterer Dialog zweier Landleute, der eine unverwüstlich optimistisch, der andere übellaunig alles nieder-machend, der zum Schluss ausruft: «So soll mich der Kucker holen,/ mit dir kann ich nimmer gehen!/ Dir hängt der Himmel voll Geigen,/ und ich muss die Wolken sehn!» Neben den Gedichten fanden kleine Prosatexte, wie sie im «Sommergarten» zur Auswahl standen, in die Bücher: «Die Maikönigin» oder seine Fuchs- und Rabengeschichte «Der Weg ins Leben», dann auch die Jugendgeschichte «Abenteuer im Kirschbaum».

Huggenberger verwandte geringe Aufmerksamkeit für seine schulische Verwertung und führte auch keine entsprechende Dokumentation. So fiel er aus allen Wolken, als man ihn im Frühjahr 1933 auf das neue Bündner 5. Klasselesebuch für Primarschulen aufmerksam machte. Von seiner um zwei Drittel gekürzten, unter einem veränderten Titel und ohne Herkunftsangabe übernommenen Fuchs- und Rabengeschichte war «nur ein so armseliger Rest übrig-geblieben [...], dass ich es ablehnen muss, mich als Verfasser dieser Skizze bezeichnen zu lassen». So schrieb er an Karl Naef, Sekretär des Schriftstellervereins, dem er die Vertretung seiner Interessen über-gab.¹³ Wie sich rasch einmal herausstellte, zeichneten die Bündner Schulbuchproduzenten gar nicht selbst verantwortlich für diese Entstellung des Texts. Sie hatten ihn in aller Unschuld aus dem Zürcher Lesebuch von 1927 übernommen, so dass nun auch das Erziehungsdepartement des Kantons Zürich eine Be-

schwerde erhielt. Der Herausgeber jenes Lesebuchs, Jakob Keller, entschuldigte und verteidigte sich so ungeschickt, unter Berufung auf die gut gemeinte «pädagogische Absicht», dass Huggenberger wenig Anlass zur Beruhigung sah. «So gewiss ein Schriftsteller es sich zur Ehre anrechnen darf, wenn einzelne seiner Arbeiten oder geschlossene Bruchstücke aus solchen – den Weg in die Lehrmittel der Volksschule finden, ebenso gewiss muss er jeden Eingriff in sein Schaffen, jede Verzerrung eines künstlerischen Gebildes ablehnen. Es wäre wohl an der Zeit, die vorliegende und ähnliche Fragen einmal öffentlich aufzurollen; immerhin bin ich geneigt, hierauf zu verzichten, sofern Sie mir eine bindende Erklärung abgeben können, dahin lautend, dass das beanstandete Lese-stück in einer Neuauflage des betr. Lehrmittels nicht mehr figurieren werde.»¹⁴ Nach einem Treffen mit Jakob Keller fand man offenbar eine einvernehmliche Lösung; der Text blieb im Lesebuch. Es waren im Übrigen nicht nur Kürzung und eigenmächtige Bearbeitung, die Huggenberger ärgerten. Hinzu kamen die Illustrationen im Zürcher Lesebuch. Sein Gedicht «Auf der Mähmaschine» war begleitet von der Zeichnung eines Getreidemähers, die Fuchsgeschichte von der Abbildung eines Rudels Wölfe.¹⁵

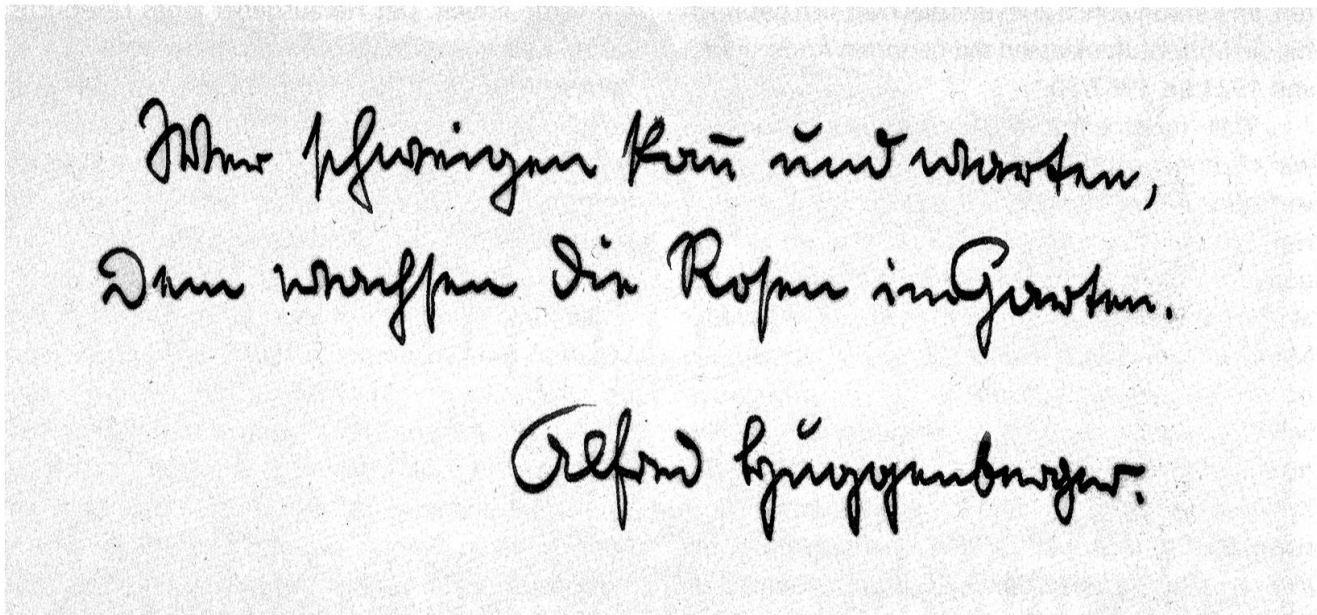
Lehrer wie Schüler schrieben ihm bisweilen, äus-serten ihre Freude an der Lektüre seiner Gedichte und Erzählungen oder stellten auch einmal eine Frage. Der Schüler Marcel Nünlist aber aus Kreuzlin-gen meldete sich mit einer schwer zu erfüllenden Bitte. «Hochgeehrter Herr Huggenberger! Wir haben heute Ihr Gedicht «Ochsengeschichte» zu Ende ge-lernt. Vor acht Tagen haben fünf nachsitzen müssen, weil sie's nicht konnten und heute haben zwei etwas

13 SLA, SSV, Couvert Niederer, Sch 1/9: A. H. an Karl Naef, 15.4.1933.

14 Ebd., 19.5.1933 (Abschrift an Karl Naef).

15 KBTG Hu Sch 80/3: Zürcher Lesebuch mit handschriftlichen Anmerkungen von A. H.

Abb. 88: Ein Markenzeichen von Huggenberger waren handgeschriebene Widmungen: «Wer schweigen kann und warten, dem wachsen die Rosen im Garten. Alfred Huggenberger.»



mit dem Stock bekommen, weil sie's nicht konnten. Daran haben sie wohl nicht gedacht, als Sie das Gedicht schrieben? Der Lehrer sagt, das Gedicht sei sehr schön und lustig geschrieben [,] es gibt aber so viele schöne Gedichte und wir müssen sie alle lernen. Ich möchte sie darum bitten, machen Sie nicht noch mehr Gedichte! Kriege gibt es auch immer mehr und wir müssen die Schlachten lernen. Geographie ist besser, da kann man immer wieder nach der Karte sehen, aber die Geschichte und die Schlachten sind am schlimmsten. Und dann hat jeder Dichter noch eine Biographie mit Geburtsjahr und Todesjahr zu lernen. Ich wünsche Ihnen also ein recht langes Leben und alles Gute im nächsten Jahr.»¹⁶

Die Lasten der Volkstümlichkeit

Mit dem Ruhm kamen auch die ungebetenen Gäste, die manchmal in Gerlikon persönlich vor der Türe standen, in grösserer Zahl aber sich schriftlich meldeten mit ihren Bekenntnissen und Bitten. Die sponta-

nen Besuche fanden, je nach den Umständen, manchmal einen freundlichen Empfang. Oft allerdings war Huggenberger gar nicht anwesend, so dass seine Frau Bertha entscheiden musste, wie viel Störung sie in Kauf nehmen wollte. Wichtiger war der Briefverkehr. Häufig waren die Wünsche und Fragen zu bestimmten Büchen oder Gedichten. Man hatte irgendwo etwas gehört oder halb im Kopf und hoffte zu erfahren, wo denn dieses oder jenes Gedicht erschienen sei. Einen erheblichen Schritt weiter gingen die Bitten um Verfassung eines Gedichts zu bestimmtem Zweck und Anlass, nach dem Muster: «Ist es Ihnen möglich uns noch etwas im Dialekt zusammen zu reihmen [sic]?»¹⁷ «Es gibt kein Fest in der Schweiz, zu dem ich nicht einen Prolog oder ein paar «recht zügige, originelle» Festhüttengrüsse machen sollte», seufzte Huggenberger bei Gelegenheit.¹⁸ Verbandstage, Vereinsnähe, Hochzeiten oder runde Ge-

16 KBTG Hu B Sch 16: Nünlist an A. H., 28.12.1948.

17 KBTG Hu B 189: Elisa Daepf an A. H., 13.6.1947.

18 KBTG Hu B 1319: A. H. an Schaufelberger, 24.6.1925.

burtstage, immer wieder hätte man gern einen Originalbeitrag aus Gerlikon gehabt. Der Mann werde sechzig, es werde eine Familienfeier geben, es wäre schön, wenn bei dieser Gelegenheit sein Lebenslauf in Gedichtform (ernst-heiter) vorgetragen werden könnte.¹⁹ Selten hingegen das Angebot, man sei immerhin bereit, auch etwas zu zahlen für den Aufwand. Die Anfragen konnten noch ausgefalleneren Formen annehmen, so etwa die Bitte um medizinischen Rat oder um Hilfe bei der Suche nach einem Ehemann für die Nichte – «am liebsten 28–40jährig, ledig, mit gutem Heimwesen, nicht arm».²⁰ Er war auch Anlaufstelle eigentlicher Betteleien. Andererseits trafen halbe Lebensgeschichten ein, manchmal anrührende Bekenntnisse einfacher Leute, die sich von der Schilderung bescheidener Tagelöhnerexistenzen bei Huggenberger sehr persönlich angesprochen gefühlt hatten.

Ende 1927 erhielt Huggenberger einen Brief aus Zürich-Höngg, der Bezug nahm auf eine vorangegangene Lesung. Er verdeutlicht, in welcher Weise seine Texte den Bewohnern verstädterter Dörfer Orientierung und Sinngebung bieten konnten. «Sehr geehrter Herr Huggenberger! Muss doch einmal dem Herrn Huggenberger schreiben, wie unser Vater Konrad Zollinger wo in Bewangen gewohnt hat, viel erzählte und wo Sie in der Kirche Höngg vorgelesen hatten, wie der Vater ein grosse Freude hätte erleben dürfen, ich glaube er hätte geweint. Leider ist er schon längst gestorben, im Jahre 1905. War doch noch 75 Jahre alt gewesen; er war nicht gerne gestorben. Vielleicht mögen Sie sich noch erinnern. Alle ihr werthen Gedichte und Geschichten lesen wir so gerne, in unsrer Zeitung kommen jetzt die Herdöpfelknöpfli; und in der Schweizerfamilie, der Kirschbaum, und ganz anmuthig ihre Familie. Der Ebe u Knabe [eingefügte Notiz, vermutlich von Martha Huggenberger: «Ebenhöch»] ist gewiss auch lustig, auch gratulire noch zu Ihrem 60. Geburtstage, ich hate am 27 Dezember den 66. erlebt, gehe noch alle Tage ins

Geschäft. Zetteln ist meine Arbeit, bin immer auf Vaters Heimwesen, eine Schwester lebt nur noch von unsern fünfen, es geht uns dan auch so, wir können nicht entfliehn, so schön es auf der Welt ist. In Höngg wird fest gebaut, man kennt niemand mehr als die alten Höngger. Jezt will ich aber Enden und haben Sie nichts für ungut. Alles gute wünsche ich Ihrer Familie im Jahreswechsel. Herzlich grüsst, Barb. Zollinger – Gässli Höngg.»²¹

Wie man aus erhaltenen Dankesbriefen entnehmen kann, nahm Huggenberger die Zusendungen sehr ernst. Oft nahm er sich die Zeit, darauf zu antworten, dies galt auch für Anfragen, die an sich eine Zumutung darstellten. Ohnehin unterhielt er einen eigentlichen Buch- und Prospektversand bei sich daheim. Der Briefverkehr hatte seit den frühen 1920er-Jahren kräftig zugenommen. Vieles davon ging auf die stark nachgefragten Lesungen zurück. Die Erledigung der Post – der ernsthaften wie der obskuren – nahm seither einen beträchtlichen Teil der Arbeitszeit in Anspruch. Die Ausgaben für den Brief- und Paketversand müssen hoch gewesen sein. Die hübschen kleinen Postkarten, die Huggenberger sich nach Vorlagen von Ernst Kreidolf und Otto Marquard in hoher Auflage hatte drucken lassen, leisteten hier gute Dienste. Seine Ausdauer in der Beantwortung auch kleiner und kleinster Anliegen, die ein anderer vielleicht dem Papierkorb überantwortet hätte, dürfte seine phänomenale Volkstümlichkeit gesteigert haben. Solche Dinge sprachen sich herum und prägten sein Image. Sein Wort galt weithin als authentische Stimme des Volks; dafür aber beanspruchte das Volk auch sein Ohr.

19 KBTG Hu B Sch 11: S. Kessler-Lehmann an A. H., 6.1.1927.

20 KBTG Hu Sch 6: Frau Füllmann an A. H., 17.9.1936.

21 KBTG Hu B Sch 26: Barbara Zollinger an A. H., 30.12.1927.

34 Von den Völkischen. Begegnungen, Ansichten, Reaktionen

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg hatte Deutschland und Österreich in schwere Desorientierung gestürzt. Nach dem Verenden des revolutionären Aufbruchs von 1918/19 erfolgte ein massiver Gegenschlag nationalistischer und antisemitischer Bewegungen. Deren Anfänge reichten weit vor den Krieg zurück. Nun destabilisierten politische Morde, Hasspropaganda und Putschversuche die junge deutsche Republik; der neuen demokratischen Führung wurde die Niederlage angelastet. Es wimmelte von sektiererischen und geheimbündlerischen Gruppierungen, von antidemokratischen Gesinnungen und Bestrebungen quer durch die ganze deutsche Gesellschaft. Nur in Bruchstücken erfahren wir, wie Alfred Huggenberger auf diesen Hexenkessel reagierte, was er dachte, welche Beziehungen er unterhielt und wo er Distanz wahrte.

Begegnungen im völkischen Irrgarten

Seine ersten Kontakte mit der völkischen Szene entwickelten sich schon vor 1914. Im Dezember 1911 erhielt Huggenberger eine merkwürdige Zusendung. Unter dem Briefkopf einer Wiener Zeitschrift «Der Scherer» schrieb ihm ein Stauf von der March; er begrüßte ihn als Heimatdichter und schloss «mit freundlichem Poetengruss», nicht ohne ein Exemplar seines «Deutsch-völkischen Blattes für Kunst und Laune» beizulegen. «Vielleicht haben Sie etwas, das hierher passt. Freilich: ob Sie mit der politischen Stellung des Scherers übereinstimmen, ist fraglich.»¹ Der Name des Absenders war ein Pseudonym. Ottokar Stauf, ursprünglich Chalupka, war ein Journalist und Schriftsteller aus Mähren, ein früher Anhänger des österreichischen Anschlusses an Deutschland, fanatischer Nationalist und Antisemit, Verfasser zahlreicher Hetzschriften und Wegbereiter nationalsozialistischer Anschauungen auf dem Feld der Literatur.² Huggenberger hatte Stauf ein gewidmetes Exemplar des

«Ebenhöch» gesandt und um Besprechung gebeten. Stauf erklärte sich dazu bereit und bat um weitere Publikationen, auf die er ebenfalls hinweisen wollte. Ob es zu weiteren Kontakten und zur versprochenen Rezension kam, erfahren wir nicht, auch nicht, wer Huggenberger zur Kontaktnahme mit der obskuren Zeitschrift geraten hatte.

Seit dem Erfolg mit «Hinterm Pflug» hatte Huggenberger sich angewöhnt, seine Schriften in der Hoffnung auf Anerkennung möglichst breit und bedenkenlos in Deutschland und Österreich zu streuen. Einige Adressen hatte ihm Hermann Hesse vermittelt. Weitere wird er von den kontaktierten Personen erhalten haben, die seine Zusendungen freundlich aufnahmen. So war er einst auch an Will Vesper gelangt, der nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Herold der völkischen und nationalsozialistischen Kulturpropaganda aufstieg. Ab 1923 verbreitete er seine Tiraden gegen die moderne Literatur und gegen jüdische Autoren in seiner Zeitschrift «Die schöne Literatur» (ab 1931 «Die neue Literatur»). Der Kontakt blieb einseitig; erst 1938 publizierte Huggenberger in dessen Zeitschrift, die nun zu einem mächtigen Organ der NS-Literaturpolitik geworden war.

Folgenreicher war der Versand eines Exemplars des «Ebenhöch» an Adolf Bartels nach Weimar.³ Dieser war 1906 durch seinen Kampf gegen ein Denkmal für Heinrich Heine landesweit bekannt geworden.⁴ Er war der radikalste Nationalist und rassistische Antisemit der deutschen Literaturkritik und ab 1910 ausschliesslich politisch und propagandistisch tätig. Dabei verfolgte er mit seiner publizistischen Produktivität ein einziges Ziel: die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Kultur-

1 KBTG Hu B 860, Der Scherer: Stauf an A. H., 13.12.1911.

2 Zu Stauf siehe Österreichisches biographisches Lexikon, Bd. 13, Wien 2008, S. 122.

3 Dokumentiert in KBTG Hu L Sch 64: Korrespondenzausgang 1911/12.

4 Fuller, The Nazis' Literary Grandfather, S. 103–136.

leben und die Förderung einer am «Volkstum» orientierten Kunst. Sein Einfluss als Wegbereiter des Nationalsozialismus muss als gross veranschlagt werden. Verfall und Entartung diagnostizierte er überall seit 1870; in seinen Worten: «Alle Schäden, die die übermässige Ausdehnung der Industrie und das Anwachsen der Grossstädte zur Folge haben, traten damals zuerst hervor, mit ihnen kam die Sozialdemokratie, und die Macht des Judentums wuchs stetig.»⁵ Liberal und human denkende Zeitgenossen mieden Bartels unbedingt. Huggenbergers Initiative folgte ein kurzer Briefwechsel, dem zu entnehmen ist, dass Bartels positiv reagierte und eine Erwähnung Huggenbergers in der 9. Auflage seiner «Deutschen Dichtung der Gegenwart» in Aussicht stellte, während Huggenberger ihm Texte liefern wollte.⁶ Daraus wurde zunächst nichts, die Erzählung «Der Maispacher holt seinen Christbaum», publizierte Bartels jedoch gern.⁷ Wie versprochen nahm er auf Huggenberger Bezug in der Neuauflage seiner «Deutschen Dichtung». Er ordnete ihn unter Heimatkunst ein und nannte ihn in einem Atemzug mit Jakob Christoph Heer, Adolf Vögtlin, Jakob Bosshart, Meinrad Lienert, Ernst Zahn und Heinrich Federer. Von all diesen schien ihm Huggenberger «der Gotthelfschen Welt am nächsten zu stehen»; er sei «aber eine weichere und stillere Natur».⁸ In späteren Ausgaben verzichtete er auf die Nennung von Gotthelf.⁹ Diese Gelegenheitskontakte mit der völkischen Szene blieben ohne grosse Folgen, wenn auch die Annäherung an Adolf Bartels von einer ziemlichen Bedenkenlosigkeit des nach Anerkennung Suchenden zeugt. Daneben hatte Huggenberger 1909 freundliche Briefe mit Stefan Zweig ausgetauscht, einem liberalen und weltoffenen Autor jüdischer Herkunft.

In den 1920er-Jahren wurde das Terrain, auf dem er sich bewegte, weitaus schwieriger. An seiner Haltung änderte sich dabei wenig: Wer ihn rühmte, gewann leicht seine Sympathie, gleichgültig, was für abwegige oder extremistische Ansichten er sonst vertrat. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Im Sommer 1923 schenkte Huggenberger der «Deutschen Bauernhochschule» 200 bis 300 Exemplare seines Gedichtbands «Stille der Felder». Alfred Staackmann, der dies möglicherweise vermittelt hatte, teilte ihm deren Dank mit, so dass wir davon erfahren, und bot an, auch einen Restposten der «Bauern von Steig» zur Verfügung zu stellen.¹⁰ Die Bauernhochschule war eine völkische Bildungseinrichtung mit gleichnamiger Zeitschrift, erscheinend in Hellerau bei Dresden im «Hakenkreuz-Verlag» von Bruno Tanzmann.¹¹ Nicht nur die aufstrebende Hitler-Bewegung, eine Vielzahl rechtsradikaler und esoterischer Zirkel benutzten damals dieses Symbol. Huggenberger erhielt die «Bauernhochschule» vermutlich ab diesem Zeitpunkt;¹² Anfang 1927 bestellte er sie ab, worauf ihn Redaktor Tanzmann – «mit deutschem Heilgruss» – anschrrieb und nochmals für seine Sache warb: «Jeder muss den Sieg im Herzen tragen, dann wird er kommen zum Heil unseres Vaterlandes.»¹³ Tanzmann bat um eine persönliche Antwort, die ihm Huggenberger schickte. Sie ist nicht erhalten, doch erkennt man an Tanzmanns handschriftlicher Erwidern, dass Huggenberger sich nicht auf Diskussionen einlassen wollte, sondern sich auf wirtschaftliche Schwierigkeiten berief, um seine Kündigung des Abonnements zu erklären. Das war nicht stichhaltig,

5 Bartels, Deutsche Dichtung, S. 172.

6 Siehe KBTG Hu L Sch 64: Korrespondenzgang 1911/12, wo Briefe von A. H. vom 9.3. und 24.12.1912 verzeichnet sind; ein einziger vom 26.12.1913 ist erhalten, siehe GSA 147/435, NL Bartels; Antwort darauf in KBTG Hu B Sch 2: 10.1.1914.

7 Sie erschien 1915 in dem von Bartels hrsg. Jahrbuch «Neue Christoterpe».

8 Bartels, Deutsche Dichtung, S. 487 und S. 529.

9 Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, S. 625.

10 KBTG Hu B 969 in Sch 21: Staackmann an A. H., 23.7.1923.

11 Piefel, Bruno Tanzmann, S. 262 ff.

12 Es befinden sich keine Exemplare im NL.

13 KBTG Hu B 1241 in Sch 36: Tanzmann an A. H., 12.3.1927.

seine Einkünfte waren in diesen Jahren so hoch wie nie. Auch entschuldigte sich Tanzmann, dass man bisher keine Werke von Huggenberger abgedruckt habe, man werde aber bei Gelegenheit ein Sonderheft herausgeben.

In einer interessanten Passage seines Briefs wies Tanzmann auf tatsächlich vorhandene Differenzen hin. Huggenberger sei ein Erzähler, und als Lyriker ein Idylliker. «Das zeigt Ihnen mehr passiven, beschaulichen, betrachtenden Charakter an. Die D.B.H. [Deutsche Bauernhochschule] und ich sind aber revolutionär, tatgesinnt und werkgestaltend. So gut wie sich die dramatische Sprache eines Kleist, Bismarck und Luther von einem Raabe, Keller und Storm unterscheidet – wir sehen den Unterschied am besten bei grossen Beispielen – so unterscheidet sich auch unsere Sprache. Dramatisch veranlagte Naturen halten Erzähler oft für langweilig, beschauliche Naturen halten Tatmenschen für Hochstapler. Also ich denke, wir müssten uns schon vertragen.»¹⁴ Im folgenden Jahr nahm Tanzmann nochmals Kontakt auf, seine Zeitschrift hiess neuerdings «Deutsche Botschaft», unter den Herausgebern figurierte auch Ludwig Finckh, alter Bekannter Huggenbergers vom Bodensee, der sich inzwischen dem völkischen Lager angeschlossen hatte. Tanzmann warb für eine Mitarbeit, doch Huggenberger wollte nicht: «Abgeschrieben. Der hohe Ton passt mir nicht recht», notierte er auf dem Brief.¹⁵ Das war eine eigentümlich aufs Sprachliche beschränkte Abweisung einer politischen Gruppierung, die sich scharf gegen alles Städtische wandte, den Bauernstand idealisierte, die Verwurzelung in Familie, Dorf und Volkstum pries – und unentwegt zum Kampf «wider den Todfeind des Germanentums, das Judentum», aufrief.¹⁶ Am staatsfeindlichen und rassistischen Extremismus des Kreises um die «Bauernhochschule» konnte kein Zweifel bestehen.

Man mag sich fragen, woher die Sympathie der Völkischen für Alfred Huggenberger eigentlich stammte. Die völkische Belletristik war durchdrungen

von Germanenkult und Antisemitismus, von nationalistischen und sozialdarwinistischen Anschauungen, die man bei Huggenberger nicht findet. War es die ungewöhnliche Biografie, der Status als «echter Bauer», was ihn so anziehend machte, dass man sich bemühte, ihn ins eigene Lager zu ziehen? Vielleicht lag es auch daran, dass seine Werke unter der völkischen Literaturproduktion mit ihren zahlreichen dürftigen Elaboraten allein schon von der Qualität her positiv auffielen.

Die Artamanen und andere Merkwürdigkeiten

Was genau Huggenberger an der «Bauernhochschule» gestört hatte, bleibt offen. Der exzentrische Stil von Tanzmann wird eine Rolle gespielt haben, doch dürften es eher konkrete als allgemeine und grundsätzliche Einwände gewesen sein, sonst hätte er die Zeitschrift nicht über längere Zeit bezogen. Dieser Kontakt war keine Ausnahme. Dem völkischen Eckart-Verlag in Wien bot Huggenberger 1927/28 ebenso Texte an wie der in Weimar erscheinenden «Pflugschar», im Untertitel «Halbmonatsblätter für Deutschtum, Christentum, Bauerntum».¹⁷

Eine langjährige Begegnung mit dem völkischen Denken entwickelte sich seit 1924 mit Karl Cajka aus Wien. Wiederholt stellte Huggenberger ihm für seine ab 1932 erscheinende kleine Zeitschrift («Sturm und Stille») Gedichte zur Verfügung.¹⁸ Cajka war ein deutschtümelnder Schwärmer, der die Schweiz gleich mit vereinnahmte für die zu rettende «deutsche

14 Ebd.: Tanzmann an A. H., 22.5.1927.

15 KBTG Hu B 138: Tanzmann an A. H., 19.9.1928.

16 Zitiert nach Piefel, Bruno Tanzmann, S. 266.

17 KBTG Hu B Sch 5: Eckart-Verlag, 3 Schreiben 1927/28 (zum Verlag siehe Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 2, S. 260); Sch 16: Die Pflugschar, Weimar 21.12.1928; zur Zeitschrift: Stenzel, Buch und Schwert, S. 90 und S. 117–118.

18 Im Untertitel «Blätter vom Leben und Dichten».

Seele». Seine Ausführungen vom Dezember 1929 zeigen einige beliebte völkische Denkfiguren – Germanenkult und Hass gegen die «Amerikanisierung», ein Begriff, mit dem der Autor die ganze Moderne, inklusive Massenkonsum und Massendemokratie meint. «Wintersonnenwende! Seit Jahren zwingt es mich, der in der Wiederverwurzelung des gesamten Germanentums in Scholle und Gottum die Hauptnotwendigkeit sieht, der nichts so sehr verdammt wie die natur- und kulturmeuchelnde, und waldgeborene germanische Völker am gefährlichsten bedrohende Amerikanisierungssorgie, die einen unerhörten Siegeszug über die Welt macht, zur Weihnachtszeit eine tiefenste Betrachtung Ihres Schweizer Landsmannes Ernst Zahn mir und anderen in Herz und Hirn zu hämmern.» Er zitiert dann Zahn, der die Rückkehr zur Schlichtheit und die Liebe zur Heimat anmahnt. «Aber wenn die Fahrt in den gähnenden Abgrund geht, muss und kann man auch das Steuer herumreißen! [...] Nun, die Anzeichen mehren sich, dass die unserem Hepp-hepp-Wahnsinnstempo entgegenwirkenden gesunden vaterländischen und bäuerlichen Kräfte das Spiel um Sein und Nichtsein noch nicht verlorengaben, vielmehr zum Sammeln und Abwehrsturm zu blasen beginnen (die deutsche Landvolks-, die Artamanenbewegung u. dgl.). Auch ich habe mich ganz diesem Gedanken verschrieben.»¹⁹

Huggenberger wusste durchaus, wovon Cajka sprach. Tanzmanns «Bauernhochschule» hatte über Jahre für die Artamanen geworben, eine agrarisch-utopische, aus der bündischen Jugend herausgewachsene Siedlungsgemeinschaft, deren Anhänger die deutsche Zukunft im Osten suchten.²⁰ Von den Artamanen führten viele Wege zum Nationalsozialismus. «Sie schwärmen auch für die Artamanen-Bewegung», reagierte Huggenberger im Juli 1931. «Ich nicht. Lasst die Studenten Ferienwanderungen machen, lasst sie rudern, segeln, bergsteigen – aber in die enge heilige Familiengemeinschaft des Kleinbauern werden sie nicht nur Gutes hereintragen. Beileibe

nicht. Unsere Bergbauern haben dem Angebot der Arbeitshilfe Studierender fast auf der ganzen Linie kühles Schweigen und schweigende Ablehnung entgegengesetzt. Der Instinkt des Naturmenschen ist selten falsch. So 5, 6 «jugendliche Helden und Liebhaber» würden für ein mittleres Bauerndörfchen genügen. Wenn die Stadt das Land fressen soll, könnte man es nicht geschickter anstellen.»²¹

Huggenbergers Urteil lag fernab von unmittelbar politischen Gesichtspunkten und übergang die Situation in Deutschland; es blieb im Konkreten und nährte sich aus einer persönlichen Skepsis gegenüber der als unecht empfundenen Begeisterung einer bürgerlich-studentischen Jugend für das ländlich-einfache Leben. Er bestand auf der Distanz, welche die bäuerlich-ländliche Welt von der städtischen und bürgerlichen trennte. Das städtische Leben erschien ihm wie ein Krankheitsherd, vor dem das Land in seiner noch gesunden Substanz zu schützen war. Solche Anschauungen waren verbreitet zu jener Zeit. Sie fanden sich im völkischen Faschismus ebenso wie in der Bauernsideologie eines Ernst Laur; auch hatten sie in den kulturellen Anschauungen breiter mittelständischer – und städtischer – Schichten in Deutschland wie in der Schweiz Fuss gefasst.

Vom Glauben

In den völkischen Anschauungen schwang viel Pseudo-Religiöses mit. Von Christentum und konfessionell organisiertem Glauben aber grenzte sich der Kult um Germanentum und deutschen Wald scharf ab. Er wirkte damit anziehend gerade auf jene, die mit den Tröstungen kirchlich organisierter Gläubiger

19 KBTG Hu Sch 140: Cajka an A. H., 6.12.1929.

20 Zu den Artamanen siehe Piefel, Bruno Tanzmann; Breuer, Die Völkischen, S. 218 ff.

21 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 15.7.1931.

keit nur noch wenig anzufangen wussten. Zu diesen zählte auch Huggenberger. Er äusserte sich selten zu religiösen Anschauungen, was nicht heisst, dass sie ihm ganz unwichtig waren. Sie sind seinem Werk unterlegt, sichtbar werdend vor allem in der Lyrik. An die Stelle der verblassenden reformierten Lehren seiner Jugend trat ein diffuser Kult um die Kräfte der Natur. Nicht die Kirche, der Wald war Gottes «Haus seit ewiger Zeit», wie es in der «Botschaft des Waldes» heisst, jenem Gedicht, das den Band «Lebenstreue» von 1923 eröffnet.²²

Ende 1908, als ihm der Erfolg von «Hinterm Pflug» plötzlich viele Türen geöffnet hatte, publizierte er in der Weihnachtsausgabe der Münchner «Jugend» ein Gedicht, das schon im Titel eine Provokation enthielt. «Das tote Wort» liess den Heiland auf die Erde zurückkehren, wo er unerkant die Wirkung seines Werks beobachtete. Kaum war der Glanz des Weihnachtsfests vergangen, präsentierte sich ihm die Welt in Hochmut und Not. «Und Eisenhämmer hört' er dröhnen,/ Sah Völker starr in Waffen stehn./ Die warnen sollten und versöhnen,/ Nicht einer wollte dienend gehen.// Da schlich ein tiefes, wehes Zagen/ Dem Menschensohn ins Herz hinein: Ob tausend stolze Dome ragen –/Ich hab umsonst das Kreuz getragen,/Ein stärkerer Gott muss Retter sein ...»²³ Dem Basler Geschichtspräsidenten Rudolf Thommen, dem Huggenberger das Gedicht schickte, erschienen die Verse als «eine Bankrott-Erklärung des Christentums». Damit werde er es «in evang[elisch] kirchlichen Kreisen mal ziemlich verschüttet haben». Huggenberger notierte sich für die Antwort: «Wenn ich auch kein Gottleugner sein will, an die verschied[enen] Religionen glaube ich nicht. Bis jetzt hat sich keine als stark genug erwiesen, die Menschen gut und rein zu machen, so wie sie sein sollten und sein könnten. Es gab eine Zeit, wo ich glauben konnte. Aber in Anfechtungen hat mir die Religion immer versagt. Es gibt stärkere Mächte.»²⁴

«In vielem bin ich einverstanden, in manchem

weniger», schrieb Huggenberger im Sommer 1931 an Cajka, als dieser ihm eine Abhandlung zusandte, die er in einer völkischen Zeitschrift publiziert hatte.²⁵ Cajkas Schwärmereien von waldgeborenen Germanen und vom Deutschtum, dem das Christentum ganz wesensfremd sei, veranlassten Huggenberger, von seinen eigenen Überzeugungen zu sprechen. «Meine Religion heisst Schweigen. [...] Die Andacht ist alles. Im altdeutschen Hain oder im dämmerigen Gotteshaus. Ich glaube bestimmt, auch die schöne Religion der alten Germanen wäre heute nichts Ideales in Ihren Augen, wenn sie noch lebte. Der Wille zur Macht hat ihr auch damals – d. h. ihren Dienern – angehaftet. Und dieser Machtwille ist noch jeder Religion gefährlich geworden, wo nicht zum Verhängnis. – Item, es liegt mir nichts ferner, als ein Religionsgespräch entfesseln zu wollen. Religion ist schweigen, nicht reden. Der Sektierer, der in Ekstase bezeugt, wie er jetzt «den Heiland gefunden habe», lügt uns wissend an, denn wenn er ihn gefunden hätte, würde er es nicht ausplappern können. Beim Klang der Orgel, beim Chorgesang der Gemeinde im altvertrauten Gotteshause der Kindheit kann ich oft mit meiner Seele allein sein, kann mein Ahnen fast zum Wissen werden.»²⁶ Dieses Ahnen kreiste um einen religiös aufgeladenen Kult der Arbeit, um die Kräfte der Natur, um Boden und dörfliche Heimat. Darin formte sich eine Anschauung, die Christliches verarbeitete und verwandelte – und auf Distanz ging zu kirchlichen Lehren. «Unser Gott ist die Arbeit, unser Gott ist die Sonne, unser Gott ist ein blustendes

22 A. H., *Lebenstreue*, S. 7.

23 *Die Jugend*, Nr. 51, 1908; siehe auch A. H., *Stille der Felder*, S. 72.

24 KBTG Hu B Sch 44: Thommen an A. H., 14.2.1909 (mit Notizen von A. H.).

25 Es handelt sich um die nicht greifbare Zeitschrift «Neue Ausfahrt. Kampfblatt für deutsche Geistesbefreiung», Edelgarten-Verlag.

26 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 15.7.1931.

Weizenfeld», notierte er bei anderer Gelegenheit in späteren Jahren in eines seiner kleinen Notizhefte.²⁷ Von einer «Bauernreligion» schrieb der mit Huggenberger bekannte Pfarrer Arnold Knellwolf.²⁸ Etwas vorsichtiger drückte sich Pfarrer Walther Huber in Gachnang aus, der seinem prominenten Gemeindeglied eine «religiöse Potenz» zuschrieb, die über allem Konfessionellen stehe. «Huggenberger verpönt alle Jesus-Lyrik», notierte er 1930; er singe aber gerne und mit kräftiger Stimme manche Kirchenlieder, in denen kein personalisierter Gott erscheine.²⁹

Das so hart klingende «Tote Wort» von 1908 aber mochte der alte Huggenberger nicht mehr unter seinem Namen sehen. In seine letzte Gedichtsammlung «Der Bund mit dem Leben» sollte er es nicht mehr aufnehmen.

27 KBTG Hu Na Sch 90: Notizhefte, «Die Leute vom Ackershimmel», undatiert (1940er-Jahre).

28 KBTG Hu B 522: Knellwolf an A. H., 10.5.1942.

29 Zitiert nach Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 17 und S. 22 (Notizen von 1930 und 1942).

35 «Der Berg Höchst», eine spezielle Art der Erkundung

Wenn Alfred Huggenberger in Gedanken bei neuen Texten war, ging er auf Wanderschaft. Dabei hielt er sich meistens an bestimmte Routen. In jungen Jahren hatte er jeweils einen ersten Streckenabschnitt mit der Bahn zurückgelegt, weil es ihm genierlich gewesen wäre, mit Bleistift und Notizheft in der Hand von Bekannten ertappt zu werden. Von jeher führten seine Lieblingstouren ins obere Tösstal, an den Rhein, ins Toggenburg oder durchs Weinland nach Andelfingen. Diese Gegenden blieben auch im Programm, als die Ausflüge grossräumiger wurden und sich auf ganze Wochen auszudehnen begannen. Es waren oft stundenlange Märsche, wie mehreren Notizheften zu entnehmen ist, an einem einzigen Augusttag beispielsweise «Nesslau–Amden–Weesen–Mels–Weisstannen», in der folgenden Woche «Wil–Bazenheid–Flawil–Urnäsch».¹ Selbstredend ist nicht auszuschliessen, dass Huggenberger die eine und andere Gewalttour per Bahn ein bisschen abkürzen musste.

Gepäck hatte er nicht dabei, doch immer genügend jener handlichen Heftchen, die er selbst aus losen Blättern zusammengenäht hatte. Darin notierte er seine Einfälle, manchmal nur einzelne Sätze, gelegentlich auch kurze Passagen.

Am liebsten schrieb er draussen, selten an einem Tisch, der Schrift nach zu schliessen. Die Notizen übertrug er später in seine Wachstuchhefte, nach einem System, das Aussenstehende wohl nie restlos begreifen werden. Auch wenn er auf seinen Touren gelegentlich direkt verwertbare Beobachtungen notierte, will das nicht heissen, dass er im klassischen Sinne auf Recherche ging.

In den Notizheftchen, aber auch in den Taschenkalendern sind mehrere Wanderungen am Schnebelhorn dokumentiert. Im September 1922 etwa war er zwei Tage lang zwischen der Hulftegg und dem Tössstock unterwegs, im folgenden Jahr besuchte er, vom Toggenburg her kommend, die Jakobskilbi auf der Kreuzegg.² Auf einem dieser Ausflüge lief er erstmals Otto Schaufelberger über den Weg. Dieser führte die

kleine Gesamtschule in Strahlegg, einem Weiler auf 1040 Metern über Meer, politisch zu Fischenthal gehörig, der weitläufigsten Gemeinde im Zürcher Oberland. Dies muss um 1925 gewesen sein, die beiden begannen sich anzufreunden, in den Gesprächen mit dem jungen Lehrer Schaufelberger erfuhr Huggenberger, wie drastisch sich die Gegend rund um das Schnebelhorn entvölkert hatte. Um 1870 wurden im Schulhaus von Strahlegg rund hundert Kinder unterrichtet, jetzt waren es noch zehn. Es lohnte sich kaum mehr, für sie im Winter die Wege freizuschaukeln, weshalb der Unterricht wegen des vielen Neuschnees ausfiel. Innert der letzten Jahre hatten dreissig Heimwesen den Betrieb aufgegeben. Die Abwanderung wurde beschleunigt, seit die zusammenbrechende Stickereiindustrie den Heimarbeiterfamilien keinen Verdienst mehr bieten konnte. Weil sie von der Landwirtschaft allein ohnehin nicht leben konnten, zogen immer mehr Leute weg. Die Häuser verfaulten, die Wiesen verwilderten. Einzelne Grundstücke wurden, weil im voralpinen Raum gelegen, von genossenschaftlich organisierten Bauern aus dem Bezirk Pfäffikon aufgekauft und zur Viehsömmerung benutzt. Und damit der Erosionsprozess an den Hängen gestoppt werden konnte, lancierte der Kanton mehrere Aufforstungsprogramme. Solche Angaben notierte sich Alfred Huggenberger in einem seiner Wachstuchhefte: «Bis 1892 besass der Staat nur 88 Hektar Wald. Nachher wurden 350 Hektar gekauft (davon war 1/3 Kulturland, das aufgeforstet wurde). Also über 300 Jucharten.»³ Wahrscheinlich hatte er auch die reichhaltig dokumentierte Dissertation von Hans Bernhard zur «Wirtschafts- und Siedlungsgeographie des Tösstals» beigezogen, und sicher interessierte er sich für einen speziellen Anlass, von dem ihm Schau-

1 KBTG Hu M Sch 90: Heftchen mit dem Titel «12. Aug. 27».

2 KBTG Hu L Sch 60/4: 6.9. und 7.9.1922, sowie 60/5: 29.7.1923.

3 KBTG Hu M Sch 91/2, S. 4.

Abb. 89: Alfred Huggenberger mit Otto Schaufelberger im Juli 1933 auf einer Wanderung am Schnebelhorn.



felberger berichtet hatte. Seit dem Kriegsende trafen sich regelmässig rund sechzig Strahlegger, ausgewanderte ebenso wie dagebliebene, an einem Septembersonntag im «Alpenrösli». Geleitet wurden die Versammlungen vom Geissenvater Rüegg aus Sternenberg. «Irgend ein passender Vortrag, Gesang, freie Ansprache, Tanz ist dabei. Ich habe schon sehr weihevollte Stimmungen erlebt. Herzergreifende auch!», berichtete Schaufelberger.⁴ Später hat er eine solche Versammlung in einem seiner Bücher anschaulich beschrieben.⁵

Auch wenn Huggenberger zumindest eine der Tagungen aus literarischem Interesse besuchte, soll das nicht heissen, dass er sie tel quel verwerten wollte. Als Romancier brauchte er eine Geschichte, die sich in der Landschaft am Schnebelhorn an der zürcherisch-st.gallischen Grenze abgespielt haben könnte. In den Wachstumheften finden wir verschiedene Konstellationsskizzen, die alle auf dasselbe hin-

auslaufen: «Ein Mensch wird plötzlich von der grossen Liebe befallen.»⁶ In den ersten Entwürfen ist der Protagonist Hannes Fryner verheiratet, in der druckfertigen Fassung frisch verlobt. Zu diesem Schritt ist er von einem Nachbarn richtiggehend gedrängt worden, so ringt er sich durch, dessen Nichte, die begüterte Ros, zu heiraten. Zwar ahnt er nicht, dass sie von einem anderen Mann schwanger ist, weiss aber sehr wohl, dass er sie nie lieben können. Da befällt ihn eine amour fou. Seine Gefühle werden erwidert. Hannes Fryner und Eva Mai werden ein Paar, sie heiraten und ziehen mit ihrem Glück die Feindschaft des Kupplers auf sich. Dieser steigert sich so sehr in seinen Hass, dass er selbst den Bannwald abholzt, um seinem Nachbarn zu schaden. Und während die Fryners mit ihren drei Kindern auf die andere, die sichere Seite des Bergs umziehen, werden sie fast von einer Schlammlawine mitgerissen. So kommt im Roman eine naturschützerische (heute hiesse dies: ökologische) Haltung zum Tragen, sie wird jedoch in den Entwürfen mit kulturpessimistischen Gedanken vermischt: «Es wird eine Sehnsucht nach der Stille über die Menschen kommen. Sie werden nach der Einsamkeit hungern, dermassen, dass sie sich lieber von Milch, Obst und Gras ernähren, als dass sie ihre Seelen im Lärm der Grossstadt, von Kino, Radio ertrinken lassen.» Die Stadt werde keine Ruhe geben, bis sie das Land gefressen habe und daran werde sie zugrunde gehen, «weil Dorf und Weiler keine Quellkraft mehr spenden können».⁷

Fast ebenso sehr wie für die hoch dramatischen Auswirkungen der Liebesgeschichte scheint sich Huggenberger von Anfang an für verschiedene skurrile Nebenhandlungen interessiert zu haben. Diverse Goldgräbergeschichten wären zu nennen, ferner ein

4 KBTG Hu B in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 26.8.1928.

5 Schaufelberger, Schnebelhorn, S. 349–372.

6 KBTG Hu M Sch 91: Heft 1, 15.8.1936, S. 2.

7 KBTG Hu M Sch 91: Heft 1, S. 4.

Abb. 90: Für den Umschlag zum «Berg Höchst» machte Otto Marquard Fotoaufnahmen am Schnebelhorn.



in sich abgeschlossener Text über Heier Leu, der sich vollmundig nach Australien aufmacht und auf einem der nächstgelegenen Höfe hängenbleibt, weil ihm dort die junge Witwe gefällt. Oder die Eskapaden des unglücklich verliebten Felix Wolfer, Mehlhuu genannt, der sich im Lauf des Buchs zu einer zusätzlichen Hauptfigur entwickelt. Er erkämpft sich seine Liebe und eine berufliche Existenz, zuerst ist er Knecht, dann Gehilfe der Genossenschaft und schliesslich Kunsthandwerker. Er schnitzt Holztiere und findet einen Grossabnehmer, was durchaus einer realistischen Basis entspricht: Nachdem in der Ostschweiz die Stickereiindustrie zusammengebrochen war und damit Tausende ihren Verdienst verloren, wurde 1929 in St. Gallen die Vereinigung für ländliche Heimarbeit gegründet.⁸ Sie setzte wesentlich auf Kunsthandwerk, was schon im folgenden Jahr zur Etablierung des Schweizer Heimatwerks führte, einer Institution, die mit ihren Filialen (unter anderem an der Zürcher Bahnhofstrasse) heute als Label für formschöne und qualitativ hochstehende schweizerische Designprodukte steht.

Auch sonst enthält «Der Berg Höchst und sein Anhang», so der Titel von Huggenbergers viertem Roman, eine Menge zeitgenössischer Anspielungen und zahlreiche verortbare Details, die Otto Schaufel-

berger in einem langen Brief aufzählt. Höchst ist die etwas ironische Bezeichnung für das Schnebelhorn, mit Belserruck ist die Kreuzegg gemeint, ein Passübergang vom Tösstal ins Toggenburg. Windruck steht für Ragenbuch, Guldilswil für Strahlegg, Schönau für Bauma, der Heiletsboden aus dem Roman wäre auch auf der Landkarte zu finden, wenn auch etwas näher bei Sternenberg.⁹

Erzählt wird im Präsens, die beseelten Objekte der früheren Romane sind nahezu verstummt. Sie treten kurz in Erscheinung, wenn Fryner das Gefühl hat, «der Berg beobachte sein Tun heimlich und mit finstern Blicken».¹⁰ An anderer Stelle entwickeln die menschenleeren Gehöfte ein Eigenleben. «Die verlassenen Häuser führen Gespräche miteinander. Sie wissen sich so unendlich viel von winzigen und sehr grossen Erdendingen zu erzählen, dass ihre kleinen Lichtscheiben auf Augenblicke eitel Staunen und Glotzen sind.»¹¹ Damit weitet die Erzählperspektive sich zur Totalen, und mehr als in Huggenbergers bisherigen Romanen wird zudem abstrakt auf die Schauplätze verwiesen, mit einer Vehemenz zuweilen, als müsste der Erzähler sich selbst vergewissern, wo er sich befindet.

Das Buch erschien gegen Ende 1932 und fand breite Aufmerksamkeit. Auffallend sind speziell in der deutschen Wahrnehmung einige Projektionen, wie sie zuvor nur der lyrische Teil des Huggenbergerschen Werks evoziert hatte. «Sein neues Buch behandelt ein ewiges Bauernthema: den Kampf einer Bauerngemeinschaft in abgelegener Berggegend mit der Na-

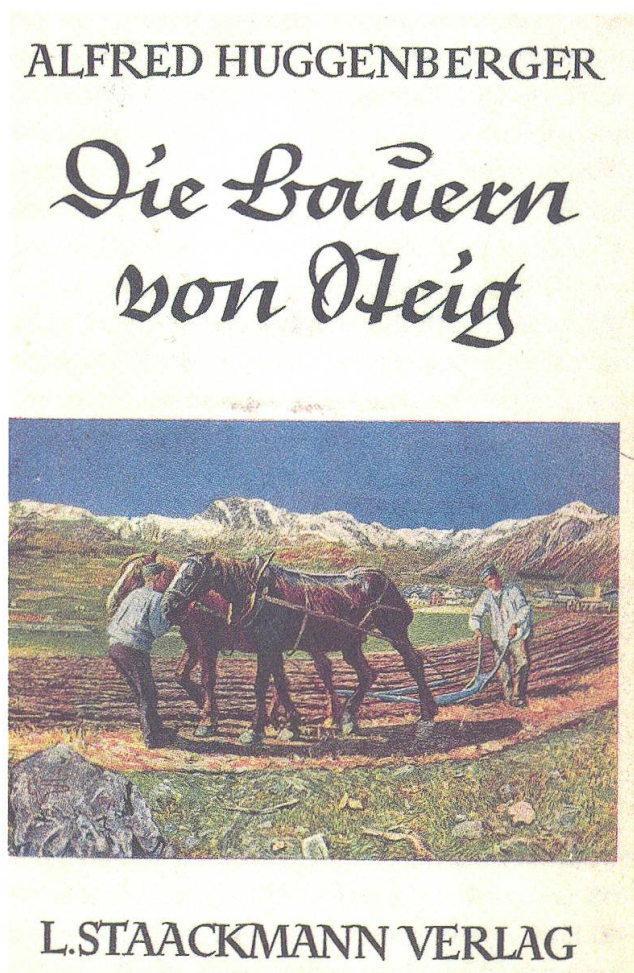
8 David Bernet, Vereinigung ländliche Heimarbeit. Geschichte der Selbsthilfe im ländlichen Raum. Beilage zum «St. Galler Bauer» vom 15.11.2002, S. 2–27.

9 KBTG Hu B 853 in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 23.11.1932; siehe auch Otto Schaufelberger, Offener Brief an Alfred Huggenberger, in: Anzeiger von Uster, 14.12.1932.

10 A. H., Berg Höchst, S. 168.

11 Ebd., S. 91.

Abb. 91: Mit «L'Aratura» von Giovanni Segantini versuchte der Staackmann-Verlag 1938, «Die Bauern von Steig» als Alpenroman zu vermarkten.



tur»,¹² heisst es etwa, und man fragt sich zuweilen, ob die Rezensenten den Roman wirklich gelesen haben angesichts derart haarsträubender Urteile: «Ein Bauernroman im Stile Roseggers, aber ganz selbständig und eigen in der Ausführung des Themas. Der geschichtliche Kampf zwischen Schollen- und Maschinenmenschen wird auf vorbildliche Weise ausgetragen. Im Ergebnis überwiegt nicht der wirtschaftssoziale, sondern der volkskundliche, landwirtschaftliche Inhalt. Es geht um Blut und Boden und nicht um Kapital und Wechselgeschäfte.»¹³ Und als wäre es Huggenberger beim Schreiben nie um Literatur gegangen, wird sein Roman nun auf eine Kampfschrift reduziert:

«Es ist gar keine Kunst dabei und will es ja auch nicht sein, aber es ist Wahrheit. Und das ist immer schon mehr wert als die schönste künstlerische Gestaltung.»¹⁴

Dass solche Rezensionen mehr über ihre Verfasser als das behandelte Werk aussagen, dürfte klar geworden sein, ohne dass hier weitere Beispiele der widerlichen Sorte herangezogen werden. «Schicksalsgemeinschaft» ist einer der meistverwendeten Begriffe, zudem sind unter den Kritikern nicht wenige, die von der Gegend am Schnebelhorn mit seinen knapp 1300 Metern über Meer schreiben, als handle es sich um eine Spitze im Alpenkranz. Der Staackmann-Verlag tat nichts, um solche Missverständnisse zu klären. Laut Klappentext geht es um den Kampf einer Bauerngemeinschaft mit den Naturgewalten, und «der Berg darf mit seinen Getreuen weiterhin die stillen Feste der Einsamkeit feiern». Offensichtlich versuchte der Verlag von falschen Bildern zu profitieren, zumal die Schweizer Alpenliteratur seit den 1880er-Jahren zu den begehrten Exportprodukten gehörte, angeführt von richtiggehenden Erfolgsautoren: J. C. Heer, Ernst Zahn, Heinrich Federer – und nicht zu vergessen Johanna Spyri mit ihrem «Heidi».¹⁵ Die Vermarktungsstrategien seines bewunderten Verlags mochten Huggenberger zuweilen Sorge bereitet haben. So hätte er für eine der vielen Neuauflagen seiner «Bauern von Steig» gerne eine Zeichnung des jungen Björn Hansen vom Armenhaus auf dem Umschlag gesehen. Doch der Verlag entschied sich, ohne seinen Autor darüber zu informieren, für einen Ausschnitt aus «L'Aratura», einem Gemälde von Giovanni Segantini. Das Bild sei «ja

12 Der Tag, 20.1.1933.

13 Deutsche Zeitung 20.12.1932.

14 Dresdner Zeitung, undatierter Zeitungsausschnitt, in KBTG Hu Z 114/4; dort insgesamt 70 Rezensionen.

15 Linsmayer: «Dort liest und kauft ...», S. 52–64; siehe auch: Charbon u. a., Die Schweiz verkaufen.

natürlich künstlerisch erstklassig», schrieb Huggenberger wortreich an Hansen, «und die Wiedergabe auf dem Umschlag lässt nichts zu wünschen übrig; aber landschaftlich hat es halt doch nichts mit Steig zu tun, das man im obern Weinland, im Blickfeld des Schauenbergs zu suchen hat.»¹⁶

Nicht nur gegen aussen, auch im direkten Umgang mit Alfred Huggenberger setzte der Verlag seine Prioritäten: «Schade nur, dass keine der Arbeiten rechtzeitig für das diesjährige Weihnachtsgeschäft fertig gestellt werden konnte; umso grössere Aussichten ergeben sich nun aber für Ihren neuen Roman «Bauern» im nächsten Jahr, zumal die bevorzugte Behandlung des Bauernproblems durch die gegenwärtige deutsche Regierung sich auch in Zukunft in stärkstem Umfang geltend machen wird. Sie, als der berufenste Kenner des Bauernstandes werden sicherlich auch das Wesentlichste über den Bauern selbst zu sagen haben», schrieb der Verleger und bedauerte, dass Huggenberger den diesjährigen Leipzig-Besuch ausfallen lassen wollte. «Vielleicht wäre es für Sie sogar ganz instruktiv, die Stimmung bei uns im Lande einmal an Ort und Stelle zu studieren. Man macht sich ja leider ausserhalb der deutschen Grenzen immer noch eine falsche Vorstellung von der sich hier vollzogenen [sic] Umwälzung. Anders ist es sonst nicht zu verstehen, wie in der Jubiläumsschrift der Schweizer Buchhandlungsgehilfen Herr Eugen Rentsch kurz und bündig behauptet, dass der «Hitleismus den Menschen auf ein Herdenniveau herabdrückt». Das ist natürlich kompletter Blödsinn! Und es ist nur sehr bedauerlich, dass solcher Blödsinn nicht nur ausgesprochen, sondern auch im Ausland geglaubt wird.»¹⁷

16 KBTG Hu B 385: A. H. an Hansen, 3.3.1938.

17 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 19.10.1933. «Bauern» war ein Arbeitstitel.

36 Arrangement mit dem neuen deutschen Regime

Wer im Frühjahr 1933 die «Thurgauer Zeitung» las, konnte sich wenige Illusionen über die Vorgänge in Deutschland machen. Seit dem 30. Januar informierte die Zeitung über eine endlose Abfolge von Rechtsbrüchen und Gewalttaten. «Das neue Deutschland», so war am 19. April zu lesen, «hat sich auf Gedeih und Verderb den Nationalsozialisten überliefert. Es gibt keine Macht, keine Partei, keine Organisation mehr, die sich ihnen widersetzen könnte oder wollte.» Anfang Mai hiess es prägnant: «Der Alb des Nationalsozialismus lastet schwer auf Deutschland. Mit jedem Tag wird dieser Druck fühlbarer, unter dessen Einwirkung das bürgerliche Leben sich immer mehr zersetzt. Die Angst vor den gegenwärtigen Machthabern und ihren Organen macht nicht nur die Menschen feige, sondern nötigt sie auch, sich zu einer Gesinnung zu bekennen, von der sie in Wahrheit gar nichts wissen.»¹

Eine schnelle Entscheidung

Alfred Huggenberger musste sich entscheiden und er tat es schnell. Ende März hatte die «Thurgauer Zeitung» mitgeteilt, dass auf Samstag, den 1. April der Höhepunkt der antijüdischen Boykottaktionen erfolgen werde, in nationalsozialistischer Perspektive eine Abwehr gegen «jüdische Greuelpropaganda» im Ausland. Auf denselben Tag datiert war ein Schreiben des Verlags Velhagen & Klasing an Huggenberger, in dessen «Monatsheften» er seit Jahrzehnten ab und zu publiziert hatte. Nun wandte der Verlag sich an seine «Mitarbeiter und Freunde im Ausland mit der Bitte, den Lügennachrichten, die in Auslandszeitungen und von Mund zu Mund über hier in Deutschland angeblich verübte Greuel verbreitet werden, in Wort und Schrift nach Kräften entgegen zu treten». Von «einer gewalttätigen Judenhetze» könne gar nicht die Rede sein.² Huggenberger scheint unmittelbar darauf reagiert zu haben. Im Mai erreichten ihn zwei Dankes-

schreiben «für die freundliche Übersendung der von Ihnen in der Schweizer Presse veröffentlichten wertvollen und aufschlussreichen Aufsätze».³ Wo Huggenbergers Artikel erschienen und was ihr Inhalt war, bleibt ein Rätsel; im Nachlass fehlen sie, die Suche in Presse und Zeitschriften blieb vergeblich. Verwundern muss, dass seine Äusserungen nicht von anderer Seite aufgegriffen wurden, etwa von der linken Presse, die Huggenberger in späteren Jahren nicht schonte.

Die politische Unruhe führte zu einem massiven Einbruch am deutschen Buchmarkt. Huggenberger hatte Ende 1932 einen Vorschuss auf seinen «Höchst»-Roman bezogen; im folgenden Jahr bekam er fast nichts mehr aus Deutschland. Zwar führte er normalerweise keine Buchhaltung, im Frühsommer 1934 jedoch machte er ausnahmsweise eine Zusammenstellung. Demnach waren die Zahlungen aus Leipzig innert Jahresfrist von 1885 Mark auf 305 Mark zurückgegangen.⁴ Zudem verglich er den Durchschnitt der letzten drei Jahre bei Staackmann (1200 Mark) mit dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre bei Huber. Er verrechnete sich mehrfach, der Durchschnitt bei Huber betrug nicht 150, sondern 243 Franken. Hätte er auch Sauerländer miteinbezogen, so wäre er auf schweizerische Zahlen gekommen, die sogar über den deutschen Einnahmen gelegen hätten. Die Rechnerei ist als solche wenig ergiebig, zeigt aber, dass ihn die Frage der wirtschaftlichen Perspektiven verstärkt beschäftigte.

Auch die Reiseplanungen waren vom deutschen Umbruch tangiert. Eine auf Ende April 1933 geplante Lesung in Augsburg kam nicht zustande, da die involvierten Auslandschweizer sowie der lokale Kaufmänni-

1 Thurgauer Zeitung, 19.4. und 4.5.1933.

2 KBTG Hu B Sch 23: Velhagen & Klasing an A. H., 31.3.1933.

3 Ebd.: Redaktion an A. H., 9.5.1933; Chefredaktor Oskar Höcker an A. H., 27.5.1933.

4 KBTG Hu L Sch 63/5: undatierte Zusammenstellung über Einnahmen 1931–1933.

sche Verein aus politischen Gründen den Mut verloren, wie ihm der Veranstalter schrieb: «Ich möchte mich brieflich nicht in Erörterungen nach dieser Richtung hin einlassen» – spielte hier schon die Angst vor einer möglichen Postzensur? –, «jedenfalls gehen die Bedenklichkeiten der Herren in beiden Kreisen davon aus, dass es im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht rätlich wäre, einen Herrn aus dem Ausland und sei es auch aus der deutschen Schweiz in einer öffentlichen Veranstaltung sprechen zu lassen.»⁵ So baten die Augsburger um Aufschub, bis sich die Lage geklärt habe. Hingegen kam eine Lesung in München Ende April zustande, ein Angestellter des Schweizer Konsulats, Paul Hochstrasser, war dabei behilflich. Es blieb aber bei einer Veranstaltung des Schweizervereins, die von Huggenberger gewünschte zusätzliche öffentliche Lesung für ein rein deutsches Publikum musste entfallen. Auch Hochstrasser verwies auf die politische Lage, so dass Huggenberger doch noch Bedenken kamen und der Konsulatsangestellte ihn beruhigen musste: «Die Veranstaltung geht ja vom Schweizerverein aus. Dieser Verein lädt die Münchner literarische Welt dazu ein. So erhält der Abend eine andere Note als wenn Sie von einem Münchner literarischen Verein zum Vortrag eingeladen worden wären.»⁶ Wenige Tage nach Huggenbergers Rückkehr aus München erfolgten Anfang Mai die öffentlichen Verbrennungen der nunmehr geächteten Literatur, ein internationales Aufsehen erregender Akt kultureller Barbarei.

Die Turbulenzen der nationalsozialistischen «Machtergreifung» lösten eine Fülle öffentlicher politischer Bekenntnisse aus, manche rein opportunistischer Natur, andere aus gläubiger Hingabe an das neue Regime. Nicht nur der Verlag Velhagen & Klasing hatte den Umbruch begrüsst. Auch Staackmann reagierte unmittelbar mit einer Flugschrift, welche die eigene «Verlagsarbeit im Dienste des nationalen Gedankens» gebührend hervorhob. Eduard Heyck, der seit 1909 in Ermatingen in der Schweiz lebte und mit Huggenberger noch immer Kontakt pflegte, be-

kannte sich unter dem Titel «Im gleichen Schritt und Tritt» zum neuen Regime.⁷

Alfred Staackmann hatte im Frühjahr 1933 offensichtlich versucht, Huggenberger an den Kampfbund für deutsche Kultur zu vermitteln, dieser schon in den späteren 1920er-Jahren gegründeten rechtsradikalen Kulturorganisation unter der Regie von Alfred Rosenberg.⁸ Die Korrespondenz liegt nur lückenhaft vor, doch antwortete Staackmann im Juni: «Ihre in Ihrem freundlichen Brief vom 21. ds. Mts. geäusserten Bedenken teile ich durchaus. Ich glaube auch aus anderen Gründen, dass es gut sein würde, erst einmal die Tätigkeit des Kampfbundes in diesem Jahr abzuwarten, bevor Sie sich selbst für eine Vortragstournee zur Verfügung stellen. Im Laufe eines Jahres wird sich ja dann sicher vieles klären, sodass man seine Entschlüsse dann auch viel ruhiger und mit mehr Aussicht auf Erfolg fassen kann. Ich werde also zunächst davon absehen, Sie in Nürnberg zu melden.»⁹ Der Kampfbund verschmolz 1934 mit andern Organisationen zu den NS-Kulturgemeinden, für die Huggenberger in späteren Jahren tatsächlich tätig war.

Im Oktober 1933 befasste sich der Vorstand des Schweizerischen Schriftstellervereins mit dem neuerdings bestehenden Zwang, dass in Deutschland publizierende Autoren der Einheitsorganisation des Reichsverbands deutscher Schriftsteller beizutreten hatten. Präsident Felix Moeschlin fand die Situation höchst beunruhigend wegen der damit verbundenen Loyalitätserklärung gegenüber der neuen deutschen Regierung.¹⁰ Auch in Österreich zirkulierte im Herbst

5 KBTG Hu B Sch 23: Literarische Gesellschaft und Kaufmännischer Verein an A. H., 18.4.1933.

6 KBTG Hu B 423 in Sch 9: Hochstrasser an A. H., 23.4.1933.

7 So der Titel in *Fortunatus. Blätter für das Studententum*, Nr. 13, 1933/34, S. 4. Der Bruder Hans Heyck verfasste den Frontbeitrag unter dem Titel «Sieg-Heil 1933!».

8 Ausführlich dazu Gimmel, *Organisation*.

9 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 26.6.1933.

10 Amrein, *Los von Berlin*, S. 65–66.

die Pressenachricht, ohne eine solche Mitgliedschaft sei gemäss dem neuen Reichskulturkammergesetz keine Publikationstätigkeit ausländischer Autoren in Deutschland mehr möglich.¹¹ Zu diesem Zeitpunkt war Alfred Huggenberger längst im Alleingang Mitglied geworden, ohne den Schriftstellerverein überhaupt konsultiert zu haben. In Deutschland hatte er bisher dem «Allgemeinen Schriftstellerverein» und einer «Gesellschaft für deutsches Schrifttum» angehört.¹² Die neue Einheitsorganisation übernahm keineswegs automatisch alle Mitglieder der alten Verbände, es war ja eine Selektion und der Ausschluss politisch und «rassisch» unerwünschter Autoren beabsichtigt. Man hatte Antrag zu stellen. Vermutlich hatte Staackmann darauf aufmerksam gemacht und auch gleich die benötigten Formulare zugestellt.¹³ Huggenbergers Eingabe ist erhalten in den Personalakten der ehemaligen Reichsschrifttumskammer.¹⁴ Sie besteht aus einem Aufnahmeformular vom 30. Juli, in dem er bestätigte, dass er «arischer Abstammung» sei und die gewünschte Loyalitätsbekundung unterzeichnete: «Ich erkläre mich vorbehaltlos bereit, jederzeit für das deutsche Schrifttum im Sinne der nationalen Regierung einzutreten.» Zwei Wochen darauf erhielt er einen Fragebogen für Mitglieder, der neben den üblichen Personalien auch über eine allfällige Mitgliedschaft in der NSDAP oder frühere politische Zugehörigkeiten Auskunft verlangte; er sei aktuell wie auch früher Mitglied der «Freisinnig-demokratischen Partei (bürgerlich)» gab er an. Zudem war die Angabe von Bürgen gefordert, die nähere Auskunft geben könnten; Huggenberger nannte neben seinem Verleger Alfred Staackmann den Regierungsrat Paul Altwegg in Frauenfeld sowie den Aargauer Nationalrat und führenden Kopf des Vaterländischen Verbands, Oberst Eugen Bircher, der vielfältige deutsche Verbindungen unterhielt. Darüber hinaus enthält das kleine Dossier einige Prospekte mit Pressestimmen, sodann noch den Vorgang vom Sommer 1937, mit dem Huggenberger mitgeteilt wurde, dass er als Ausländer

nicht länger Mitglied der Kammer sein könne, ohne dass sein Ausscheiden irgendwelche negative Folgen für seine Tätigkeit habe. Nach 1945 sollte Huggenberger bestreiten, dass er je der Reichskulturkammer beigetreten sei.¹⁵ Dieser konnte man allerdings gar nicht unmittelbar beitreten, sondern nur über ihre Gliederungen. Über den Beitritt zum Reichsverband deutscher Schriftsteller war auch sein Anschluss an die Reichsschrifttumskammer und damit an die Kulturkammer erfolgt.

Huggenbergers Schritt war vorschnell und unnötig, da der Schweizerische Schriftstellerverein im November 1933 in Berlin eine Regelung aushandelte, gemäss der alle seine Mitglieder in Deutschland publizistisch tätig sein durften –, es verstand sich von selbst, dass vom neuen Regime missbilligte Publikationen oder Autoren jüdischer Herkunft ausgeschlossen blieben.¹⁶ War Huggenberger von der Furcht motiviert, er könne irgendwelche Nachteile erleiden, wenn er nicht rasch handle? Eine Rücksprache mit seiner beruflichen Interessenvertretung wäre nur umso angebrachter gewesen. Er war ja keineswegs der einzige Schweizer Autor, der in deutschen Verlagen publizierte und auf den deutschen Markt angewiesen war. Wir wissen nicht, ob auch andere Schweizer 1933 so handelten wie er.¹⁷ Die erhaltenen Briefwechsel vermitteln den Eindruck, dass er sein Vorgehen mit niemandem besprach.

11 Siehe Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 1, S. 131.

12 KBTG Hu Sch 65: Zahlung Mitgliederbeiträge für 1926 und 1928.

13 Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 1, S. 131, weist darauf hin, die Verleger hätten den Autoren die entsprechende Mitteilung zugesandt.

14 BArch, RK/RSK I, Personal- und Sachakten.

15 KBTG Hu B 891: A. H. an Felix Moeschlin (Briefentwurf), 2.4.1949.

16 Siehe Amrein: Los von Berlin, S. 65 ff.

17 Gemäss SSV-Festschrift von 1987, Literatur geht nach Brot, S. 77, waren auch Ernst Zahn und Gustav Renker der Reichsschrifttumskammer angeschlossen.

Ein einziger Brief ist erhalten, der die sich stellenden Fragen einer möglichen politischen Kompromittierung aufwirft. Der Jugendfreund und Grafiker Hermann Hintermeister hatte Huggenberger im September 1933 in Gerlikon verpasst und schrieb ihm danach. «Wie mir Deine Frau sagte, wirst Du wahrscheinlich diese Woche, einer Einladung folgend nach Biberach zu einer Wielandfeier reisen. Als ein Rekognoszierungsritt über die jetzigen deutschen Verhältnisse kann das allerdings nicht solche Resultate abwerfen, als wie wenn man inkognito reist. Man wird Dich in Biberach mit offenen Armen empfangen. Mit einer Liebenswürdigkeit, welche Dir zu Herzen gehen wird. – Ist Hitler anwesend wird er Dir die Hand drücken (ein wundervolles Motiv für Pressfotographen). Das alles, weil das neue Deutschland die deutsche Schweiz nicht als Ausland betrachtet, sondern als einen Teil des Reiches selber. Man erblickt in Dir als Ihr Repräsentant gewissermassen den verlorenen Sohn, der nach Hause gekommen. Es kann Dir unangenehm werden, den guten Leuten begreiflich machen zu müssen, dass wir Schweizer die Schweiz als unser Heimatland innig lieben und keineswegs von dem Wunsche beseelt sind, in Deutschland aufzugehen, wie der Nationalsozialismus uns andichtet, wie sie es in ihrem Gefühlsüberschwang glauben.»¹⁸ Wie der Empfänger dies aufnahm, wissen wir nicht.

Alemannische Vereinnahmungen

1935 wurde in der Presse heftig über die deutsche Vereinnahmung von Schweizer Autoren diskutiert. Im März war das Jahrbuch der deutschen Raabe-Gesellschaft erschienen, das den «auslandsdeutschen Dichtern» gewidmet war und neben einer Mehrheit von Österreichern auch mehrere Schweizer vorstellte, darunter Moeschlin, Huggenberger und Stickelberger. «Denen da draussen ist das Reich Sehnsucht», erklärte das Geleitwort voller Pathos. «Ihr meine

deutschen Brüder im Ausland: habt von ganzem Herzen Dank für Eure Treue und immerwährende Bereitschaft.»¹⁹ Ähnliche Worte fielen im Herbst an der «Alemannischen Woche» in Freiburg im Breisgau, an der Huggenberger 1928 erstmals teilgenommen hatte. Gemeinsam mit Stickelberger und Jakob Schaffner war er nun wieder dort. Emil Strauss und Hermann Burte, zum Nationalsozialismus bekehrte deutsche Autoren, besangen das einheitliche «Alemannien», das tragischerweise von politischen Grenzen zerrissen sei. Die Schwärmerei erregte Unmut in der Schweiz.

Staatsarchivar Reinhard Frauenfelder publizierte «Wer Ohren hat, der höre» im freisinnigen «Schaffhauser Intelligenzblatt» und wies diese Zumutungen zurück; der Artikel fand in zahlreichen schweizerischen Zeitungen positives Echo.²⁰ Die Einwände waren berechtigt und moderat vorgetragen, Huggenberger wurde in keiner Weise persönlich angegriffen, und doch ärgerte er sich beträchtlich. Er orientierte sich in dieser Zeit stark an Emanuel Stickelberger, der ihn in der Ansicht bekräftigte, dass man sich auf keinen Fall von den deutschen Verbindungen lösen dürfe. Jenem gegenüber bezeichnete er den Artikel als «Anrempelung», als «gehässige Verdächtigung», nannte den Staatsarchivar einen «giftigen Heuchler». «Dass so viele Blätter eifertig zur Weiterverbreitung bereit waren, zeigt nur, wie allgemein der Hass gegen alles Deutsche z. Zeit verbreitet ist; jetzt, zu einer Zeit, da der Kommunismus sein Haupt in der Welt frecher als je erheben darf, von den «Grossmächten» verhättselt und begünstigt.»²¹ Die Sowjetunion war im

18 KBTG Hu B 420 in Sch 9: Hintermeister an A. H., 11.9.1933.

19 Zitiert in: Ein grobes Missverständnis, in: Der Bund, 6.3.1935; dieser und weitere Artikel in KBTG Hu Sch 104.

20 Schaffhauser Intelligenzblatt, 26.10.1935. Siehe auch Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1916, 3.11.1935, Alemannische Blutmystik.

21 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 11.11.1935.

Herbst des Vorjahrs in den Völkerbund aufgenommen worden, Deutschland dagegen war ausgetreten. Huggenberger entwarf eine Erwiderung an das «Intelligenzblatt», die er an Stickelberger schickte; dieser hatte schon selber an eine solche gedacht. In seinem Entwurf bestritt Huggenberger jede politische Bedeutung der Bemerkungen von Emil Strauss, es handle sich nur um «die unbewusste Entgleisung eines deutschen Poeten». Doch war er noch nicht zufrieden mit seinem Text, man müsse auch «auf die vorbildlichen Gelehrten- und Dichterfreundschaften früherer Jahre» hinweisen, die «Reichsdeutsche und Schweizer verband[en] und die keinem der beiden stammesverwandten Völker Nachteile irgendwelcher Art gebracht haben».²² Er erwog sogar eine gerichtliche Klage. «Wenn eine Aussicht besteht, dass wir (auch vor einem teilweise kommunistisch eingestellten Gericht) Satisfaktion verlangen können, so gilt es keine Mühe zu scheuen.» Der Briefwechsel der beiden verärgerten Autoren ist lückenhaft erhalten; die geplante Erwiderung unterblieb. Huggenberger sollte erst zwei Jahre später öffentlich hervortreten, um seine Haltung zu rechtfertigen. Seine Unterstellung, es gebe im Kanton Schaffhausen – oder irgendwo sonst in der Schweiz – ein kommunistisch unterwandertes Gericht, zeugt von erheblicher politischer Verblendung. In den rechtsbürgerlichen Kreisen, denen er verbunden war (Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz, Vaterländischer Verband), stellte man allerdings auch schweizerische Sozialdemokraten gern als Kommunisten hin.

Huggenberger vermutete zu Recht, dass die Kluft zwischen der Schweiz und Deutschland sich in Zukunft noch verbreitern werde. Aufschlussreich sind einige Bemerkungen, in denen sein Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland klarer fassbar wird. «Die Entwicklung draussen nimmt aber auch den denkbar ungünstigsten Verlauf», bedauerte er gegenüber Stickelberger. «Das Verbot einer Keller-Ausgabe [der schweizerische Herausgeber Jonas

Fränkel war jüdischer Herkunft] gibt doch zu denken. Und die Austilgung jüdischer Namen auf den Kriegsgedenktafeln? So etwas ist mir, der ich doch für die grosse Umwälzung das möglichste an Verständnis aufzubringen suchte, unverständlich.»²³ Goebbels hatte eine Ankündigung bezüglich der Kriegsdenkmalen gemacht; sie war eben durch die Presse gegangen. Mit seiner Formulierung umschrieb Huggenberger für einmal seine Haltung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland, was sonst kaum je dokumentiert ist.

Er unterhielt keinerlei Beziehungen mit Menschen, die zu Opfern des neuen Regimes wurden. Den langjährigen Kontakt mit dem Maler Otto Marquard hatte er einschlafen lassen. Diesem war 1935 die Aufnahme in die Reichskammer der bildenden Künste verweigert worden, da er «nicht die erforderliche Zuverlässigkeit [besitze], an der Förderung deutscher Kultur in Verantwortung gegenüber Volk und Reich mitzuwirken»; das kam einem Berufsverbot gleich.²⁴ Huggenberger hatte auch keine jüdischen Bekanntschaften; die sich ständig steigenden Gewalttaten gegen die wehrlose Minderheit blieben für ihn eine abstrakte Zeitungsmeldung. Und doch meldete er gerade in dieser Frage Vorbehalte an. Er teilte selber antisemitische Vorurteile, wie die meisten Schweizer jener Zeit. Aus völlig unmotivierten Anlässen heraus vermochte er bei Gelegenheit kleine stechende Bemerkungen zu machen. Schon vor Jahren hatte er die Ansicht geäussert, dass «die (meist jüdische) Gehirnpoesie» einen ungebührlichen Rang einnehme. «Mit uns armseligen Feld- Wald- und Wiesendichtern ist wohl herzlich wenig los. Wir haben nur noch «Das Volk».»²⁵ Seine Gedichtsammlung «Die Stille der Felder» war damals eben nachgedruckt

22 Ebd.: A. H. an Stickelberger, 30.10.1935.

23 Ebd.: A. H. an Stickelberger, 11.11.1935.

24 Mahnruf von Omar, S. 11.

25 KBTG Hu Sch 123: A. H. an Hans Kägi, 26.11.1925.

worden und stand bei einer Auflage von 21 000 Exemplaren; ziehen wir zum Vergleich die bis heute berühmteste Sammlung expressionistischer Lyrik heran, «Menschheitsdämmerung» (1920), so erreichte diese nicht mehr als 20 000.²⁶ Seine Bemerkung beruhte auf reinem Ressentiment. Der nationalsozialistische Rassismus allerdings, der jeden Juden – auch den, der seinem Vaterland treu gedient hatte – mit Hass bedachte, blieb Huggenberger bei allen Aversionen fremd.

Im folgenden Jahr zögerte Huggenberger zeitweise mit Zusagen für weitere deutsche Auftritte, er fürchtete, trotz der gemachten Versprechungen würde «die ganze Geschichte wieder politisch aufgezogen» im Sinne alemannischer Umarmungen. Das Erlebnis des Vorjahrs hatte seine Spuren hinterlassen. In einer Mischung aus Trotz und beleidigtem Aufbegehren kündigte er Stickelberger dennoch an, dass er im Fall eines erneuten «Kesseltreibens» in der Presse entschlossen sei, «keine Einladung zu literarischen Vorträgen mehr abzulehnen, wie ich dies in letzter Zeit oft getan habe».²⁷ Im September 1936 las er an der nationalsozialistischen Gaukulturwoche in Konstanz. Es war vermutlich dieser Auftritt, der Hermann Hesse zu der kritischen brieflichen Bemerkung veranlasste, Huggenberger reise nun «jedes Jahr treulich zu den «Gau-Tagungen» der Nazis».²⁸ Das war ein Missverständnis, die Parteiveranstaltungen der «Gau-tagungen» hatten nichts zu tun mit der Kulturwoche. Die Presse berichtete wenig darüber, wie Huggenberger erleichtert konstatierte. «Einzig die N.Z.Ztg. musste ein Stänklein Judengift loswerden», schrieb er in einer abstossenden Wendung an Stickelberger, bei dem er offensichtlich auf Verständnis gegenüber einem solchen Sprachgebrauch rechnen konnte.²⁹ Die «Neue Zürcher Zeitung» hatte in der «Kleinen Chronik» eine ungezeichnete kurze Einsendung gebracht. Huggenbergers Bemerkung illustriert, wie er auf einen judenfeindlichen Jargon zurückgreift, wenn er einen Vorgang als Gemeinheit charakterisieren will.

Der unbekanntere Verfasser erklärte es für unverständlich, weshalb manche Zeitungen in der Schweiz sich über einen Auftritt an der Gaukulturwoche aufregten, die «schlichte Erzählungskunst Huggenbergers» stosse ja nirgends an und gehöre «zu jenen ungefährlichen Manifestationen auf belletristischem Gebiet, die in Deutschland freundliche Förderung erfahren. Was nun die apolitischen nationalsozialistischen Kulturgauwochen [sic] betrifft, so wissen die paar Schweizer, die sich anwerben lassen, selbst am besten, dass andern Schweizern von gleichem oder höherem dichterischen Rang diese Einladungen nicht zukommen. Ein bisschen deutsche Kulturpolitik steckt hinter diesen Dingen doch.»³⁰ Was ihn so heftig geärgert haben dürfte, war die Ironie, welche die kurze Zeitungsmeldung durchzog, vor allem aber die angedeutete Relativierung seines literarischen Rangs.

Das deutsche Regime hatte sich etabliert und internationale Anerkennung auf dem diplomatischen Parkett gefunden. Die innere Opposition war ohnmächtig und weitgehend zerschlagen. Mit dem Einmarsch deutscher Truppen in das entmilitarisierte Rheinland begann im Frühjahr 1936 die Kette militärischer Übergriffe. Bis anhin hatte sich für Huggenberger sein Arrangement mit den neuen Verhältnissen ökonomisch nicht sonderlich gelohnt. Der Absatz seiner Bücher bei Staackmann blieb nach dem Einbruch von 1933 stabil auf niedrigem Niveau. Es mag sein, dass bessere Verkäufe in Deutschland den rückläufigen Absatz in der Schweiz ausglich, zumal sich hier die Weltwirtschaftskrise sehr in die Länge zog

26 Ihr Grosse Erfolg setzte erst mit der Neuauflage als Taschenbuch bei Rowohlt 1959 ein.

27 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 12.3.1936.

28 Zitiert nach Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 351.

29 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 20.10.1936.

30 Neue Zürcher Zeitung, 30.9.1936.

und erst mit der Frankenabwertung im September 1936 ausklang. Der Absatz bei Huber und Sauerländer sank 1934 bis 1936 auf einen Tiefpunkt, was auch auf fehlende Neuerscheinungen zurückzuführen ist. Ein neuer Roman war zwar in Arbeit, auch vorschnell für 1936 angekündigt. Er kam aber erst ein Jahr später auf den Markt, und dieses 1937 sollte sich als Wendepunkt erweisen.

37 Kontroversen um Gesinnungen und einen Literaturpreis

Die bedeutungsvolle Mitteilung kam am 8. Mai 1937. Ein Direktor im badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts teilte Huggenberger mit, der Reichsstatthalter habe ihm auf Antrag des Ministeriums den Johann Peter Hebel-Preis zugesprochen. Zugleich fragte er an, ob Huggenberger an der diesjährigen alemannischen Kulturtagung teilnehme; dort werde die Verleihungsurkunde übergeben.¹ Huggenberger fuhr und nahm die angekündigte Ehrung mit dankbar bewegten Worten an. Über die Vorgeschichte und die Entscheidungsprozesse wissen wir nichts; die Akten sind nicht erhalten.² Huggenberger erkundigte sich bei Hermann Busse, Schriftsteller und Geschäftsführer der Kulturorganisation «Badische Heimat», den er in Hausen kennengelernt hatte, über die Hintergründe. Auch Busse konnte nur auf den Reichsstatthalter Robert Wagner verweisen, in dessen Auftrag die Preiszuteilung erfolge.³ Bekannt ist zudem, dass Huggenberger im Gespräch gewesen war für die Verleihung des wesentlich höher dotierten Erwin von Steinbach-Preises, der im Vorjahr erstmals vergeben worden war.⁴ Die Entscheidung zugunsten des Hebel-Preises durchkreuzte dieses Vorhaben; der Steinbach-Preis des Jahres 1937 ging an den Schweizer Komponisten Othmar Schoeck. Huggenberger sollte ihn erst fünf Jahre später erhalten.

Von den älteren deutschen Kulturpreisen hatten nur wenige die nationalsozialistische Machtübernahme 1933 überlebt. Danach vervielfältigten sich die Preise als wichtiges Element der neuen Kulturpolitik: Sie dienten der Förderung bestimmter Autoren, der Propagierung der erwünschten kulturellen Standards und der Selbstdarstellung der Verleiher als Vertreter des deutschen Kulturstaats. Auch der Hebel-Preis war erst 1935 geschaffen worden, als erster erhielt ihn im Folgejahr der völkisch-nationalsozialistische Autor Hermann Burte.⁵ Die Preisgelder stammten – die Freiherr von Stein-Stiftung (FVS) ausgenommen – durchweg aus staatlichen Kanälen. Um den Wildwuchs von mittlerweile jährlich 70 Auszeichnungen

zu lenken, bedurften alle Preise über 2000 Mark der zentralen staatlichen Bewilligung. Die kam vom mächtigen Präsidenten der Reichskulturkammer, dem Minister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels.⁶ Auch die Verleihung an Huggenberger muss über seinen Schreibtisch gegangen sein; die Preissumme betrug 3000 Mark und gehörte in eine mittlere Kategorie.⁷

Die Ankündigung der Preisverleihung an Huggenberger gab Anlass zu öffentlicher Kritik, wie sie ihn in solcher Heftigkeit noch nie getroffen hatte. Die Auseinandersetzung zog sich hin bis Anfang 1938, als er im Anschluss an seinen 70. Geburtstag nach Berlin reiste. So war er ab Mai 1937 konfrontiert mit einem Wechselbad der Ehrungen und höchst unfreundlicher Anwürfe. Er war tief betroffen und gekränkt. Zum ersten und einzigen Mal nahm er 1937 selber öffentlich Stellung, um seine Haltung zu rechtfertigen. Die Erinnerung an die Ereignisse von 1937/38 hielt er über viele Jahre fest, überall witterte er nun Boykott; der Vorgang fügte sich bruchlos in sein Lebensthema des Unverstandenen.

Ein kleiner Pressekrieg

Eröffnet wurde der Angriff vom Zürcher «Volksrecht», der führenden sozialdemokratischen Zeitung der Schweiz. Am 12. Mai, zwei Tage nach der Tagung

1 KBTG Hu B Sch 6: Ministerialdirektor Paul Frank an A. H., 8.5.1937.

2 Auskunft von Konrad Krimm, Generallandesarchiv Karlsruhe, Januar 2011.

3 KBTG Hu B Sch 4: Hermann Busse an A. H., 31.5.1937.

4 Zimmermann, Kulturpreise, S. 193.

5 Über die Empfänger des Preises 1936–1988 orientiert Bosch, Der Johann Peter Hebel-Preis.

6 Zimmermann, Kulturpreise, S. 14, sowie Barbian, Literaturpolitik, S. 458.

7 Zimmermann, Kulturpreise, S. 919; der Hebel-Preis fehlt allerdings in der dort gegebenen Übersicht.

in Hausen, brachte das Blatt seinen Beitrag «Nach Schoeck – Huggenberger. Die Methode der deutschen Ehrungen»; der Artikel ging durch die linke Presse der deutschen Schweiz. Eine verdiente ausländische Ehrung aus berufenen Händen sei eine Freude und ein Grund zum Dank. «Was aber bezwecken die Ehrenpreise des Dritten Reiches? Darüber hat sich zu unterhalten, wer die Sache eines seiner Freiheit bewussten Volkes vertreten will. Was über den Geist zu sagen ist, der heute Deutschland regiert, und was über die Menschen zu sagen ist, die jenen Geist verkörpern, das hat der deutsche Dichter Thomas Mann gesagt. [...] Haltung wäre es, deutsche Ehrungen auszuschlagen, solange, als dem deutschen Volk das Selbstverständlichste vorenthalten wird: das Recht auf Menschenwürde und Mündigkeit. [...] Der Schweizer Othmar Schoeck hat solche Haltung nicht aufgebracht. Der Schweizer Alfred Huggenberger hat solche Haltung nicht aufgebracht.»⁸

Härter noch kam es Ende Juni, nachdem das Blatt der schweizerischen Nationalsozialisten, «Die Front», den in der badischen Presse abgedruckten Dankesbrief an das badische Kultusministerium wiedergegeben hatte, den Huggenberger am selben 12. Mai verfasst hatte, als die erste Kritik laut geworden war. «Huggenbergers Schande» titelten «Volksrecht» und Winterthurer «Arbeiterzeitung» und druckten den Dankbrief integral ab: «Ihre hohe Regierungsbehörde hat mich durch die Verleihung des Johann Peter Hebel-Preises in einer Weise geehrt und ausgezeichnet, die für mich einfachen Mann aus dem Volke eine Art Lebenserfüllung bedeutet. Ich danke Ihnen im Namen meiner Landsleute, ich danke Ihnen von Herzen im Namen meiner Familie und meiner kleinen Dorfheimat. Der Dienst an der geliebten deutschen Sprache war und ist mir eine heilige Angelegenheit. Ich will meine ganze Kraft daransetzen, Ihrer mich zutiefst ergreifenden Ehrung durch ein gutes Abendwerk würdig zu erweisen.»⁹ Der nachfolgende redaktionelle Kommentar war kurz und

scharf: «Der Brief zeigt, wie erbärmlich die Charakterhaltung gewisser Schweizer gegenüber den Schändern des deutschen Geistes geworden ist. Charakterlich hat sich der Dichter Huggenberger durch diesen Brief vor dem Schweizervolk gerichtet. [...] Er hat sich jenseits des Grabens aufgestellt, der uns freiheitsstolze Schweizer von der schmachvollsten Tyrannei aller Zeiten trennt.» Nun intervenierte die «Thurgauer Zeitung» und berief sich auf «das Ehrgefühl der Stammesgenossen». «Empört weisen wir die leichtfertige Behauptung zurück, Huggenberger habe [...] im geringsten gegen die Würde unseres Landes verstossen, und den Politikern, die alles durch ihre roten und schwarzen Brillen sehen, möchten wir zurufen: Nehmt doch, bitte, eure Vorfenster ab, wenn ihr auf die Wiese der Poesie hinaustretet und lasst uns die Blumen, diesseits und jenseits des Rheins, in den Farben sehen, die ihnen der Herrgott geschenkt hat!»¹⁰

Es blieb nicht dabei, wenige Tage später meldete sich ein anonym bleibender Einsender, ein offensichtlich gewichtiger «Freund der «Thurgauer Zeitung»», dessen Beitrag die Zeitung mit einem gleichzeitigen Entschuldigungsbrief nach Gerlikon abdruckte. Der Einsender erinnerte an die durchsichtigen «alemannischen» Umarmungen der letzten Jahre; nun versuche man offensichtlich dasselbe auf anderen Wegen. Menschlich sei die Genugtuung Huggenbergers ja begreiflich. Es falle aber doch ins Gewicht, dass die Ehrung von einem «ausländischen Totalitätsstaat» komme, der seinen eigenen Bürgern die Annahme des Nobelpreises verbiete. «Kurzum; es ist doch wohl eher so, dass fast alle Leser der «Thurgauer Zeitung» es lieber gesehen hätten, wenn Huggenberger bei aller Erweichung seines Herzens sich gesagt haben würde: Hände weg!, wie es vor ihm schon andere

8 Volksrecht, 12.5.1937.

9 Volksrecht und Arbeiterzeitung, 30.6.1937.

10 Thurgauer Zeitung, 1.7.1937.

grosse Schweizer getan haben. [...] Alemannien ist für uns zur Zeit nicht aktuell.» Die Zeitung bezweifelte im begleitenden Kommentar, dass die deutsche Seite mit der Preisverleihung schlechte Absichten verfolge. «Darum könnte man sagen, eine öffentliche Diskussion über den an Alfred Huggenberger verliehenen Hebel-Preis verletze die übernationalen Rechte der Künstlerschaft und greife unberechtigterweise in die persönliche Sphäre ein.» Gröber tönte es von rechts aussen. «Die Zeitungen, die über ihn urteilen, – sie öffnen ihre Spalten den Emigranten aller Herren Länder, sie sprachen noch vor nicht allzu langer Zeit nur vom Internationalismus und wollten noch nichts wissen vom nationalen, guten Schweizertum; für sie war Vaterland eine Phrase! Für sie war Russland (und ist es heute vielfach noch) erstrebenswertes Beispiel. Für sie waren ausländische Juden [...] die wahren Kündler ihrer Ideen.»¹¹ So das katholisch-autoritäre «Aufgebot» von Jakob Lorenz.

Mit der Einsendung in der «Thurgauer Zeitung» war die Kritik in Huggenbergers unmittelbarer Nähe angekommen. Dies war der zündende Funke, der ihn zur öffentlichen Antwort am selben Ort motivierte. Hinzu kam, dass der ihm bestens bekannte Pfarrer Walther Huber in Gachnang einen gut gemeinten offenen Brief zu seiner Verteidigung vorbereitet hatte.¹² Huggenberger winkte ab, er wollte selbst schreiben, denn Hubers diffuse Beschwörungen rund um Alemannien und ein kommendes Reich hätten die Aufregung nur vergrössert. Zahlreiche schweizerische Zeitungen übernahmen Huggenbergers in der «Thurgauer Zeitung» erscheinende Stellungnahme teils integral, teils gekürzt. «Wenn zwei dasselbe tun ...» verwies erstens auf den bestehenden staatlichen, wirtschaftlichen und sportlichen Austausch zwischen der Schweiz und Deutschland, dessen Abbruch von niemandem ernstlich verlangt würde. Dann erinnerte er an die einst erfahrene Förderung aus Deutschland, griff auf alte – und schiefe – Beispiele zurück, welche gönnerhafte Herablassung ihm seinerzeit in der

Schweiz zuteil geworden sei. «Ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, den Preis abzulehnen. Das wäre krasser Undank gewesen gegenüber allen guten Geistern, die mir in meiner mühseligen Werdezeit über die Grenzpfähle hinweg hilfreich die Hand boten, Undank gegenüber einem stammesverwandten Volk, dessen Literaturschätze dem Bauernbuben, der nur die vorgeschriebene Volksschule besuchen konnte, eine neue, unerschöpfbar reiche Welt erschlossen [...]»¹³ Untreue gegenüber der Heimat könne man ihm zuletzt vorwerfen; seine Haltung sei aus seinem Werk ablesbar. «Es wird ja wenig Schweizer geben, die sich für alle Neuerungen und Umstellungen im Reiche zu begeistern vermögen. Man kann mancher Entwicklung mit Bedenken und Sorgen entgegensehen; aber ist diese Sorge nicht auch gegenüber andern Nachbarstaaten gerechtfertigt?» Der Nachsatz mutet eigenartig an; was hatte die zweifellos gemeinte linke Volksfrontregierung in Frankreich mit der Entwicklung in Deutschland zu tun, wurde diese dadurch weniger bedenklich? Es erinnert an die Neigung der politischen Rechten, auf jede Kritik am NS-Regime mit dem Hinweis auf die Sowjetunion zu antworten. Die linke Presse reagierte noch einmal auf die Stellungnahme, dann war der Schlagabtausch weitgehend vorbei, künftig ignorierte man Huggenberger von dieser Seite oder wies nur noch mit kurzen sarkastischen Meldungen auf seine Deutschlandreisen hin. Sein Vergleich mit dem Sportbetrieb sei denkbar verfehlt, schrieben «Volksrecht» und Winterthurer «Arbeiterzeitung»; für einen Schriftsteller, der mehr als nur Absatzförderung im Auge habe, müsse es auch um die Frage der Menschenrechte gehen. «Wie wohl muss einem Alfred Huggenberger bei dem Bekenntnis sein, die Verleihung des Hebel-Preises sei ihm eine Erfüllung gewe-

11 Das Aufgebot, 8.7.1937.

12 Abgedruckt bei Herrmann, Alfred Huggenberger, S. 19–20.

13 Thurgauer Zeitung, 12.7.1937.

sen, wenn er zu würdigen vermag, dass er diesen Preis von demselben Dritten Reich entgegennahm, das den Nobelpreisträger Thomas Mann ausbürgerte und ihm den Ehrendoktor der Universität Bonn aberkannte. Denselben Thomas Mann, den beispielsweise die Harvard-Universität zu ihrem Ehrendoktor ernannte, weil er «zusammen mit ganz wenigen Zeitgenossen die hohe Würde der deutschen Kultur bewahrt» habe.»¹⁴

Die Standpunkte lagen weit auseinander; es handelte sich um zwei gänzlich verschiedene Denkweisen und Zugänge zur Welt. Mit dem Begriff der universellen Menschenrechte beriefen sich die sozialistischen Zeitungen auf die eigene Denktradition. Es war ein Begriff, den Huggenberger nie benutzte, er war ihm fremd. Sein Denken war konkret und national, nicht im Sinn des Bundesstaats von 1848, sondern im Bezug auf eine alte Schweiz freier und bäuerlicher Gemeinden. Wenn er auf Abstraktionen zurückgriff, so nutzte er ein Vokabular, das um Dorf, Volkstum und Stammesverwandtschaft kreiste. Thomas Mann oder die Harvard-Universität interessierten ihn nicht; die angelsächsische Welt, die westlichen Demokratien, die Welt ausserhalb des deutschen Sprachraums blieben ihm zeitlebens fremd. Er stand damit nicht allein, viele Menschen namentlich in der deutschen Schweiz dachten ähnlich. Die Schweiz der 1930er-Jahre war von tiefen kulturellen und politischen Gräben durchzogen.

Durch die konservative Brille

Mit seiner öffentlichen Positionierung stiess Huggenberger die einen ab und zog die anderen an. Ende Mai, kurz nach Bekanntgabe der Preisverleihung, hatte ihn ein kleiner Kartengruss von Ludwig Finckh erreicht. «Lieber Alfred Huggenberger! Hier auf der Wartburg, wo zwanzig deutsche Dichter sich trafen, gedenke ich der Treue des siebzigjährigen Nachbarn.

Immer war er – deutscher Dichter. Schüler hören auf ihn in der alemannischen Schweiz. Bekenntnis war sein Leben, zur Scholle und Heimat. Wäre es nicht Pflicht, seine Brüder auf seinem Weg zu führen, zur nationalen Schweiz? Was würde Gottfried Keller tun? Herzlichen Handschlag über Wald Berg und See. Heil Hitler! Ihr Ludwig Finckh.»¹⁵

Eine Antwort Huggenbergers liegt nicht vor, doch lässt sich erahnen, wie sie ausgefallen wäre. Die schweizerischen Parteigänger des Nationalsozialismus, die 1933 unter dem Schlagwort der «nationalen Erneuerung» einen kurzen Aufschwung erlebten, danach aber in zahlreiche untereinander zerstrittene, bedeutungslose Politsekte zerfielen, hatten mehrfach um ihn geworben. Er interessierte sich einen Moment; man müsse sich einmal treffen und «endlich die Sache mit den Fronten ins Reine bringen», schrieb ihm der Lehrer und Maler Ernst E. Schlatter im September 1933.¹⁶ Auf Kontakte liess er sich am ehesten bei den gemässigeren Gruppen ein, die sich als schweizerisch national, nicht als schweizerische Nationalsozialisten deklarierten und ein Stück Distanz gegenüber der deutschen Entwicklung wahrten. Gegenüber dem «Bund für Volk und Heimat», bei dessen Gründung trotz Ernst Laurs Kritik einige stockkonservative Bauernpolitiker mitwirkten, erklärte sich Huggenberger im Juli 1933 bereit, gelegentlich Beiträge für dessen Zeitschrift beizusteuern.¹⁷ Es kam selten dazu, erst Ende 1935 erschienen in der «Eidgenössischen Zeitung für Volk und Heimat» einige scherzhafte Gedichte, die von ihm stammen dürften, denn sie tragen das schon früher von ihm benutzte

-
- 14 Volksrecht und Arbeiterzeitung (Winterthur), 24.7.1937.
15 KBTG Hu B Sch 5: Finckh an A. H., 25.5.1937; zu den Treffen Stenzel, Buch und Schwert, S. 102.
16 KBTG Hu B Sch 19: Schlatter an A. H., 7.9.1933.
17 KBTG Hu B Sch 26: Redaktion Eidgenössische Zeitung an A. H., 27.7.1933; siehe auch Baumann/Moser, Bauern im Industriestaat, S. 240 ff.

Pseudonym Diviko und entsprechen stilistisch seinen Humoresken.¹⁸ Auch warb «Die neue Schweiz» 1933/34 um seine Teilnahme an einem «Frauenabend». Huggenberger sagte im Februar 1934 ab und notierte für sich die Antwort: «fehlt mir durchaus die Anlage zur öff. Betätigung in polit. Umgebung. Ich möchte im Rahmen des mir gestellten Aufgabenkreises ruhig weiterarbeiten und hoffe, mir auf diesem Wege eher ein kl. Verdienst wenigstens um m. engere Heimat zu erwerben.»¹⁹ Hier wird eine Zurückhaltung sichtbar, die dem öffentlichen Auftritt galt. Sie hinderte ihn nicht daran, sich 1937 auf einen freundlichen Kontakt mit dem Pädagogen Alfred Zander einzulassen, einem der führenden Köpfe der «Nationalen Front», Organisation der schweizerischen Nationalsozialisten. Zanders Extremismus, seine wüsten antisemitischen Hetzereien waren allgemein bekannt. Ein von ihm gewünschter Dichterabend kam zwar nicht zustande, doch belieferte Huggenberger ihn mit Material über sich selber für einen Aufsatz im «NS-Kurier» von Stuttgart.²⁰ Zander seinerseits vermittelte aus Stuttgart den Kontakt mit dem Rundfunk wegen einer Sendung; Huggenberger reiste im Juli 1937 für eine Tonaufnahme dorthin. Noch 1941 verkehrte er mit Zanders-Verlag «Schweizer Degen», bevor dieser vom Bundesrat verboten wurde und Zander sich definitiv nach Deutschland absetzte.²¹

Zu ergänzen bleibt, dass Huggenberger neben den «Schweizerischen Monatsheften», die dem Volksbund nahestanden, auch die 1934 durch Abspaltung entstandenen frontistischen «Nationalen Hefte» abonniert hielt.²² Er pflegte zudem freundlichen Kontakt zur rechtsradikalen «Neuen Basler Zeitung», der er im Herbst 1937 seinen autobiografischen Text «25 Lehrjahre» zur Verfügung stellte.²³ Die im Basler Volksmund als «20 Pfennig-Blatt» verspottete Zeitung bezog, was schon damals als Verdacht ausgesprochen wurde, seit 1935 deutsches Geld und wurde auch von Seiten des Volksbunds gefördert.²⁴

Als Pfarrer Walther Huber von Gachnang im Mai 1937 vernahm, dass Huggenberger den Hebel-Preis erhalten werde, notierte er in seiner Kirchgemeindechronik: «Er predigt vor allem Volk, aber nicht als Christ, sondern nur als Erdner, als Typus reinsten alemannischer und jetzt nationalsozialistischer Religiosität.»²⁵

Das deutsche Engagement der 1930er-Jahre trug Huggenberger einiges Echo ein, was sich in den Briefen spiegelt. Viele der Briefschreiber waren nun politisch festgelegt und sprachen Huggenberger als Gesinnungsgenossen an. Sie wetterten gegen «wertlose Emigranten-Produkte», die angeblich in der Schweiz bevorzugt würden, warnten vor jedem Internationalismus, gratulierten ihm zu seiner Haltung gegenüber Deutschland und fanden rühmende Worte für schweizerisches Volkstum und Alemannentum.²⁶ «Mit der Hetze gegen das neue Deutschland soll erreicht werden, dass wir uns dem stammverwandten Wesen der deutschen Stämme ennet dem Rhein immer mehr entfremden. Mit der sogenannten «Geistigen Landesverteidigung» sucht man uns Deutschschweizer aus einer jahrhundertealten

18 Eidgenössische Zeitung für Volk und Heimat, 29.11.1935 (Schweizersehnsucht); 6.12.1935 (Obrechtslied; Kommissionensang).

19 KBTG Hu B Sch 20, Die Neue Schweiz: Notiz A. H. vom 9. Februar auf Brief Furrer vom 6.2.1934.

20 KBTG Hu B 477 in Sch 10 und Hu B 477: 5 Schreiben von Zander 1937; Näf, Alfred Zander.

21 KBTG Hu L Sch 65: Einzahlung an den Verlag.

22 KBTG Hu Na Sch 65: Einzahlungen.

23 Neue Basler Zeitung, Sonntagsbeilage, 31.7.1937 (ursprünglich in: Süddeutsche Monatshefte, August 1934, S. 682–687).

24 Siehe Wichers, Neue Basler Zeitung.

25 Evang. Kirchgemeinearchiv Gachnang, Chronik der Kirchgemeinde, 2. Bd., 10.5.1937, S. 304 (fehlt bei Herrmann, Alfred Huggenberger).

26 KBTG Hu B 876 in Sch 19: Schmid an A. H., undatiert; Sch 4: Dobler an A. H., 24.7.1937; Sch 21: Steiner an A. H., 31.3.1937; Hu B 931: Schweiz. Mittelpresse (Utz) an A. H., 19.12.1938; Hu B 996: Stierlin an A. H., 21.5.1937.

Abb. 92: Der inszenierte Bauerdichter: fotografiert von Hans Staub für die «Zürcher Illustrierte», Spätherbst 1937.



Schicksalsgemeinschaft herauszulösen.» So ein Schreiben, dessen Verfasser mit Hektor Ammann in Verbindung stand, dem Präsidenten des Volksbunds für die Unabhängigkeit der Schweiz. Huggenberger bekundete seine Sympathie für die Pläne des Zusers, eine Vereinigung zu gründen, die sich der Mundartbewegung entgegenstellen und die Schriftsprache verteidigen wolle. Er könne zwar nicht aktiv mitwirken, werde aber gerne beitreten, wenn es zu einer solchen Gründung komme.²⁷

In den zahlreichen in Gerlikon eingehenden Schreiben fehlt Kritik vollständig, es dominieren Zustimmung und Verehrung, die sich auf seinen Geburtstag hin gegen Ende Jahr zur postalischen Lawine

steigerten. Es fehlen aber auch Ansätze zur Diskussion. Hedwig Bleuler-Waser, eine seiner frühen Rezensentinnen, fand die Kritik an der Annahme des Hebel-Preises «eine Gemeinheit sonder Gleichen».²⁸ Auch die jüngeren Verehrer gaben ihm vorbehaltlos Recht. Carl Seelig schimpfte über das «Gesudel der Linkspresse».²⁹ Otto Schaufelberger fand, «jeder vernünftige Mensch» müsse sich auf seine Seite stellen. «Deine Erwiderung im Winterthurer Tagblatt war übrigens eine prächtige Parade. Ich bin zum Beispiel

27 KBTG Hu B Sch 5: Hans W. Eberhard an A. H., Juli 1937.

28 KBTG Hu B 115: Bleuler-Waser an A. H., 27.5.1937.

29 KBTG Hu B 950 in Sch 20: Seelig an A. H., 16.7.1937.

Abb. 93: Deutsche Studenten zu Besuch in Gerlikon, Spätherbst 1937.



kein besonderer Freund des Nazionalsozialismus [sic] – denn er enthält für die abendländische Kultur unmögliche Dogmen – was hätte mich das aber hindern sollen, an der Hebelpreisverleihung Freude zu empfinden? Das war eine literarische Ehrung, die zudem längst fällig gewesen ist. Und dass Du dafür gedankt hast – wer ums Himmelswillen hat da Grund zur Aufregung?»³⁰ Huggenberger antwortete am 1. August 1937. «Die Anseicherei der komm. Presse hat mich nicht im geringsten berührt; aber dass kaum eine einzige bürgerliche Zeitung sich irgendwie dazu äußerte, ja dass ich mich gegen die Anrempelung von Seiten einer bürgerl. Zt. zur Wehr setzen musste, das habe ich nicht ganz verstanden, obschon mir ja die Zusammenhänge einigermaßen bekannt sind. Emigration.»³¹ Huggenberger sah die ganz überwiegend sozialdemokratische Linkspresse der Schweiz als kommunistisch an; dass die «Thurgauer Zeitung» eine kritische Zusendung abgedruckt hatte, ärgerte ihn. Es genügte ihm nicht, dass nahezu die gesamte bürgerliche Presse auf seine Stellungnahme hingewiesen und sie zitiert hatte. Sein Hinweis auf die angeblichen Zusammenhänge, der sich auf das Stich-

wort Emigration beschränkt, offenbart krasses Resentiment. Ausgerechnet die ohnmächtigen, von materiellen und seelischen Nöten geplagten deutschen Emigranten, von denen die wenigsten in der Schweiz bleiben durften, sollten für die Schädigung seines guten Rufs verantwortlich sein. Kurz und gut, die angebliche Gelassenheit nimmt man ihm nicht ab. In einer Nachbemerkung fügte er hinzu: «Ich liebe das alte Deutschland, nicht das neue. Aber es leben im neuen viele Altgebliebene.» Dass sich gerade unter den Emigranten viele der besten Repräsentanten des alten Deutschland befanden, konnte und wollte er nicht sehen. Er dachte ja auch beim alten Deutschland nicht an die ruhmlos untergegangene Weimarer Republik, sondern an die festgefügte und autoritäre Ordnung der Kaiserzeit, der er in seinen jüngeren Jahren begegnet war. Er hing am idealisierten Bild eines alten Deutschland, das er in seiner spannungsvollen Wirklichkeit kaum kennengelernt hatte. Zehntausende flohen 1933 aus politischen Gründen aus Deutschland; Hunderttausende flohen bis 1939 wegen ihrer jüdischen Herkunft, noch nie hatte Europa in Friedenszeiten eine politisch bedingte Massenflucht solcher Dimensionen erlebt. Zu keinem der Betroffenen hatte Huggenberger eine Beziehung.

Das Verhältnis zu Deutschland beschäftigte ihn unentwegt, auch wenn seine schriftlichen Äusserungen selten bleiben. Er sammelte Artikel und interessierte sich für Zeitschriften, von denen er sich Klärung erhoffte. Allerdings blieb die Auswahl gebunden an die Vorurteile und blinden Flecken seiner konservativen Wahrnehmung. Mit anderen Sichtweisen auf Deutschland befasste er sich nicht. Der Blick auf das Nachbarland war zudem verschränkt mit innenpolitischen Positionen, was die Flexibilität nicht erhöhte.

30 KBTG Hu B 853 in Sch 18: Schaufelberger an A. H., 28.7.1937.

31 KBTG Hu B 1319: A. H. an Schaufelberger, 1.8.1937.

Huggenberger legte sich zum Beispiel einen Artikel des Berner Professors für Staats- und Völkerrecht, Walter Burckhardt, auf die Seite und markierte sich jene Stellen, die ihn besonders ansprachen.³² Burckhardt plädierte für die Aufrechterhaltung des geistigen Austauschs mit Deutschland. «Das Deutschland, dem wir zugewandt sind, ist nicht das politische Deutschland des heutigen Tages; es ist das geistige Deutschland, das seit Jahrhunderten besteht und das heutige Geschlecht überdauern wird.» Heute aber bestehe die Gefahr, dass die Schweiz durch «die negative Haltung gegenüber dem Dritten Reich in eine Ablehnung alles Deutschen überhaupt und damit in die Arme des Nichtdeutschen, d. h. hier des Französischen» getrieben werde. Die Politik der autoritären Staaten, seien es Kommunismus, Faschismus oder Nationalsozialismus, sei aus den Mängeln der liberaldemokratischen Gesellschaften entsprungen. «Aber wenn wir sehen, welches Gewicht bei uns der Egoismus der Einzelnen, der Klasse und der Partei hat, wie das Bewusstsein der persönlichen Verantwortung vor dieser Einwirkung schwindet, wie die geschäftliche Moral und die gesellschaftliche Moralität sinken und die Bande der Familie sich lockern, muss man verblendet sein, um nicht einzusehen, dass wir im Niedergang begriffen sind.»³³ Es war die klassische Klage eines Konservativen, der den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedroht sah und dies vor allem von links (Stichworte Klasse und Partei).

Huggenberger interessierte sich auch stark für den Reisebericht Eduard Lauchenaus von 1936 und bestellte bei Sauerländer gleich eine grössere Anzahl. Dieser Redaktor des «Aargauer Tagblatts» plädierte für ein respektvolles Verhältnis zum «Dritten Reich», hinter dem heute zweifellos die grosse Mehrheit des deutschen Volks stehe. Den Antisemitismus, zentrales Element des Regimes, erwähnte er nur beiläufig; ebenso die Konzentrationslager. Breit diskutierte er hingegen den «Kirchenkampf», der dem Autor grosses Unbehagen verursachte. «Darum stellen wir bei

aller Hochachtung vor dem guten nationalen Willen des Nationalsozialismus und seinen gewaltigen Anstrengungen dem totalitären Staat unsere Volksfreiheit und unsere verfassungsmässig garantierten Individualrechte mit aller Entschiedenheit entgegen.»³⁴ Huggenberger verschickte die Broschüre an verschiedene deutsche Bekannte, so an Alfred Staackmann und Carl Baessler in Leipzig, der als Neffe des Verlegers seit 1934 den Verlag leitete. Baessler bedankte sich freundlich, fand aber die aufgeregte Besorgnis Lauchenaus über die bedrohlich verschlechterten schweizerisch-deutschen Beziehungen ziemlich übertrieben. «Es ist sicher nicht richtig, dass in Deutschland eine Voreingenommenheit gegen die Schweiz oder gegen die schweizer Autoren herrscht. Soweit ich es jetzt schon überblicken kann, ist der Verkauf Ihrer Werke im vergangenen Halbjahr ja gerade in Deutschland nicht ungünstig gewesen.»³⁵

Intensiv nahm Huggenberger Anteil an der «Freitagszeitung für das reformierte Schweizervolk», auf die ihn Emanuel Stickelberger Ende 1936 aufmerksam machte und die er sogleich abonnierte.³⁶ Angesprochen hatten ihn die Leitartikel des Herausgebers Rudolf Grob, Direktor der Anstalt für Epileptische in Zürich, prominentes Mitglied im Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz. Was Huggenberger gefiel, markierte er. So Rudolf Grobs Ansicht vom Juli 1938, dass in der Schweiz eine «Gleichschaltung von Innen- und Aussenpolitik» im Zeichen einer angeblichen Volksfrontpolitik bestehe.³⁷ Letzteres bezog sich auf die vorsichtige Annäherung zwischen

32 KBTG Hu Z Sch 120/3: Burckhardt, Einstellung zu Deutschland.

33 Ebd., S. 188, 189, 191 (von A. H. markierte Stellen).

34 Lauchenaus, Deutschland schweizerisch gesehen, S. 120.

35 KBTG Hu B Sch 21: Baessler an A. H., 10.8.1936.

36 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: A. H. an Stickelberger, 17.11.1936.

37 KBTG Hu Sch 120/3: Freitagszeitung für das reformierte Schweizervolk, 15.7.1938.

Freisinn und Sozialdemokratie, die im rechtsbürgerlichen Lager Zorn erregte. Dank diesem Ausgleich in der politischen Mitte konnte die Schweiz der äusseren Bedrohung durch den nahenden europäischen Krieg mit einer innenpolitisch beruhigten Situation begegnen. Huggenberger markierte sich jene Stellen, wo die Schweiz als doppelt bedroht dargestellt wurde, «durch das Trommelfeuer der volksfrönlischen Weltanschauung» nicht weniger als durch die «letztlich mit ihr verwandte nationalsozialistisch-faschistische Weltanschauung». Auch hob er mit seinen Anstreichungen die Ausführungen Rudolf Grobs zum deutschen Kirchenkampf hervor: Dies war und blieb ein zentraler Vorbehalt konservativer und deutschfreundlicher Schweizer gegenüber dem deutschen Regime. Besonders rabiate Kommentare Grobs übernahm auch gern «Die Front», etwa die Ausgabe vom Juni 1938, die sich Huggenberger auf die Seite legte: Es laufe eine «planmässige Hetze» in der Schweiz gegen jeden, der für normale Beziehungen mit Deutschland eintrete, während zugleich «Rot-Spanien» und der Bolschewismus in der Sowjetunion «als demokratisches Edelgut» hingestellt würden. «So ist es unserem Schweizer Dichter Huggenberger ergangen, dem kein ehrlicher Mensch politische Umtriebe unterschieben kann.»³⁸

Willkommene und unwillkommene Einladungen

Ende August 1937 erhielt Huggenberger aus Bern einen Brief der Deutschen Gesandtschaft, er möge bitte am nächsten Morgen anrufen. Dem war ein Brief des Propagandaministeriums aus Berlin an die Gesandtschaft vorausgegangen, dem zwei Einladungskarten zum Nürnberger Reichsparteitag der NSDAP im September beilagen.³⁹ Eine war für den bekannten Rechtsextremisten Franz Riedweg aus Luzern bestimmt, die andere für Alfred Huggenberger. Die Gesandtschaft sollte die Einladungen aber erst

aushändigen, nachdem «einwandfrei festgestellt worden ist, dass die Genannten der Einladung Folge leisten werden». Die deutschen Parteiinstanzen wollten propagandistischen Pannen vorbeugen, dass die Eingeladenen womöglich öffentlich ablehnen würden. Auch bei den Literaturpreisen an Ausländer vergewisserte man sich zunächst, dass die Ehrung willkommen war.

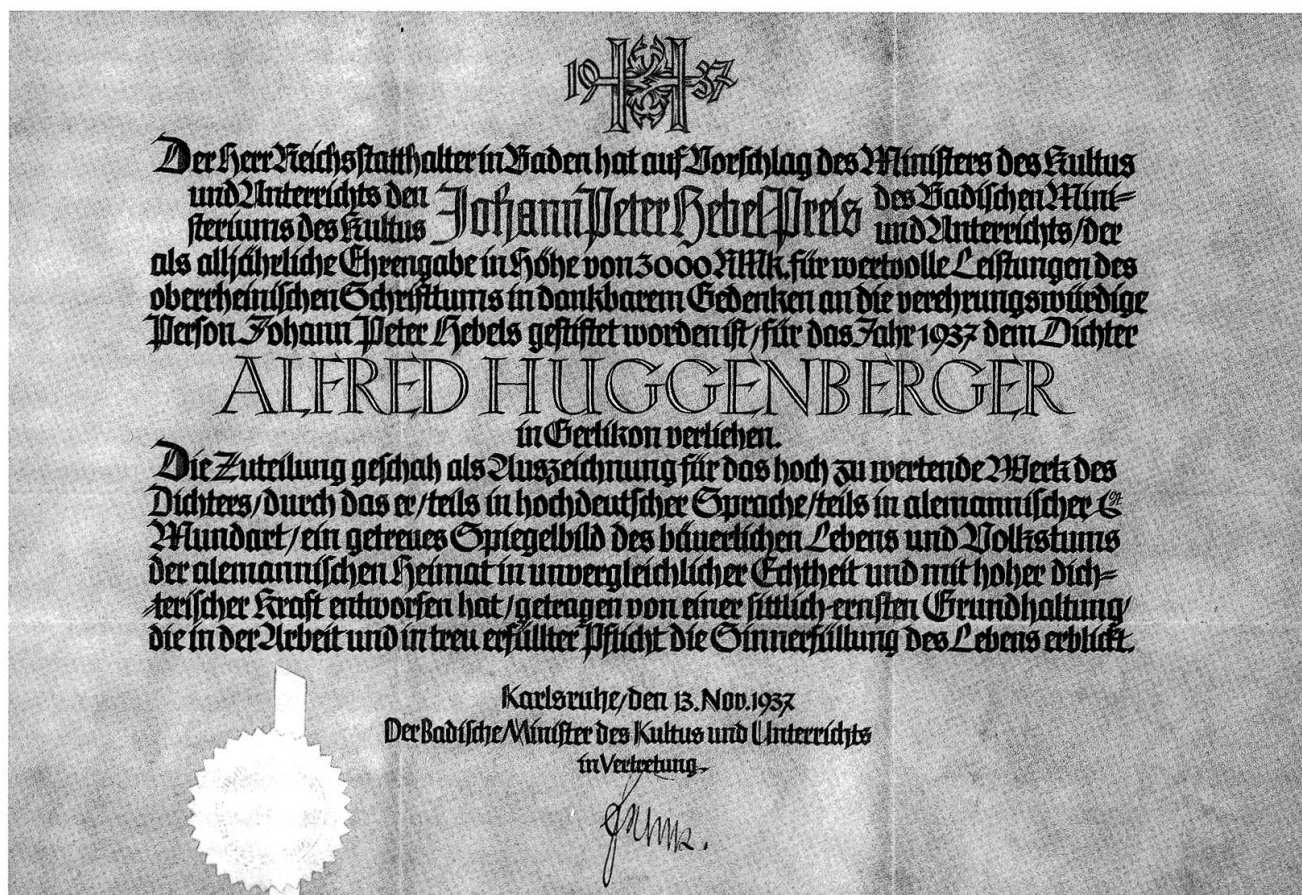
Riedweg fuhr nach Nürnberg und siedelte im nächsten Jahr nach Deutschland über; Huggenbergers Karte ging unbenutzt nach Berlin zurück. Er erfasste die Bedrohlichkeit dieser Einladung offensichtlich sofort und teilte dem anrufenden Herrn von der Gesandtschaft mit, dass er «zur Zeit erkrankt [sei] und aus diesem Grunde die Reise nach Nürnberg nicht hätte antreten können».⁴⁰ Von einer längeren Erkrankung im Sommer 1937 wissen wir allerdings nichts. Ein Besuch am Nürnberger Parteitag wäre einem eindeutigen politischen Bekenntnis gleichgekommen, die Angelegenheit wäre erneut und noch viel negativer durch die schweizerische Presse gewandert und hätte ihm erheblich geschadet.

Im Herbst hingegen reiste Huggenberger nach Freiburg, wo ihm an der Alemannischen Kulturtagung im Kuppelsaal der Universität am 15. November der Hebel-Preis überreicht wurde. Den Festvortrag um «Erbe und Schicksal» hatte Professor Eugen Fischer gehalten, ein bekannter Vertreter der Rassenlehre. Auch Stickelberger war gekommen, von ihm wurde ein Theaterstück uraufgeführt. Die übergebene Urkunde hielt fest, dass Huggenberger «ein getreues Spiegelbild des bäuerlichen Lebens und Volkstums der alemannischen Heimat in unvergleichlicher Echtheit und mit hoher dichterischer Kraft entworfen [habe], getragen von einer sittlich-ernsten

38 KBTG Hu Sch 120/2: Die Front, 8.6.1938 («Demokratischer» Terror).

39 PA AA, Gesandtschaft Bern, 2246, 24. und 25.8.1937.

40 PA AA, Gesandtschaft Bern, 2246, 1.9.1937.



Grundhaltung, die in der Arbeit und der treu erfüllten Pflicht die Sinnerfüllung des Lebens erblickt». In der Wortwahl der begleitenden Festreden waren die Veranstalter ein wenig vorsichtiger als in zurückliegenden Jahren und unterstrichen, «dass die politische Trennung der alemannischen Lande [...] gegebene Tatsache sei», sprachen dann aber doch von einem «alemannischen Volk», als ob es eine solche Einheit je gegeben hätte. «Alfred Huggenbergers dichterisches Schaffen sei leidenschaftliche Parteinahme an Blut und Boden und am alemannischen Volke», befand Ministerialdirektor Paul Frank, der ihm den Preis übergab, gemäss dem Bericht im Parteiblatt «Der Alemanne». ⁴¹ Abends gab es Eintopf im «Zähringer Hof»; Huggenberger, «der seine dreitausend Mark

Valuta Zürich eingesackt hatte», sei sehr aufgeräumter Stimmung gewesen, berichtete der bei ihm sitzende Elsässer Autor Oskar Wöhrle in einem Brief. ⁴² Zu Weihnachten erhielt der badische Ministerialdirektor mehrere Bücher mit persönlichen Widmungen. ⁴³

Nicht nach Freiburg gekommen war der ebenfalls eingeladene alte Bekannte Huggenbergers, Simon Gfeller. In einem Brief an die Veranstalter hatte er, wie sein Tagebuch festhält, auf seine angeschla-

41 Zitate aus: Der Alemanne, 15.11.1937 (BArch, R 55/122, Kunstpreise).

42 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, NL Wöhrle, Nr. 4326: Wöhrle an Eduard Reinacher, 19.11.1937.

43 KBTG Hu B Sch 6: Frank an A. H., 31.12.1937.

gene Gesundheit hingewiesen, liess es aber nicht dabei bewenden. «Daneben hat mein Nichterscheinen an der alemannischen Dichtertagung auch noch andere Gründe, über die ich Sie nicht in Unklarheit lassen will. Ich bin zeitlebens ein aufrichtiger Verehrer deutscher Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft gewesen, schätze das deutsche Volk um seiner Tüchtigkeit und Tatkraft willen hoch und wünsche ihm von Herzen Glück und Gedeihen. Aber so lange es in Deutschland Konzentrationslager, Judenverfolgungen und religiöse Unterdrückung gibt, nehme ich an keiner alemannischen «Kultur»-Tagung teil!»⁴⁴

«Ich habe nicht umsonst gelebt»

Am 26. Dezember 1937 feierte Alfred Huggenberger seinen 70. Geburtstag. Die Schweizerische Schiller-Stiftung hatte ihm 1000 Franken zugesprochen. Über 700 Karten und Zuschriften gingen bei ihm ein, 160 schweizerische Zeitungen und Zeitschriften hatten ihn gefeiert. «Ich nehme alles ernst», berichtete er seinem Biografen Hans Kägi, «aber nicht zu ernst, ich weiss, dass Hosianna und Kreuzige ihn! nahe beieinander sind. Eine Genugtuung ist mir geworden: mein Schaffen hat in den Tiefen der Volksseele einen Widerhall gefunden, ich habe nicht umsonst gelebt.»⁴⁵ Kägi hatte im Radio über ihn gesprochen; Huggenberger war am 26. Dezember ins Studio Zürich des Landesenders Beromünster gefahren, um einen Abschnitt aus seinem neuen Roman «Die Schicksalswiese» vorzutragen, dem folgte der Einakter «E Verlobig wider de Wille», gesprochen von Darstellerinnen aus Frauenfeld.⁴⁶ Am 10. Januar fand eine Feier im Frauenfelder Bahnhofsaal statt, mit einer Ansprache von Rudolf Huber, dem freisinnigen Kantonsrat, Chef der «Thurgauer Zeitung» und Leiter von Huggenbergers erstem Verlag. Auch hier las er selber über eine Stunde, dann folgte erneut «E Verlobig wider de Wille», aufgeführt durch den Dramatischen Verein Zürich.⁴⁷

Die Illustrierten brachten unisono kleine Bildbeiträge: der Dichter mit seiner Pfeife, das Haus in Gerlikon, der Hund, die Ehefrau, die Enkelkinder. Die übrige Presse erinnerte mehr oder weniger ausführlich an seine Anfänge, das eben erschienene Buch von Hans Kägi lieferte die nötigen Stichworte, der Tenor stand ganz auf «Bauernstolz und Schollentreue»⁴⁸, was zu manchen kuriosen Blüten Anlass gab. Das in hoher Auflage verbreitete «Genossenschaftliche Volksblatt» erklärte Huggenbergers Bücher zum wahren Gesundbrunnen. «Da verschwindet das Hasten und Lärmen der Stadt, dieses ungesunde Rennen und Jagen nach irdischer Vergänglichkeit. In der Natur findet der Mensch wieder seinen Gottesglauben, die Ruhe und den Frieden der Seele. Ganz ist er mit der Scholle verwachsen. Kein Stein am Wege, kein Baum am Wiesenrand, mit dem er nicht stille Zwiesprache hält, die er mit sonnigem Blick als gute Bekannte grüsst.»⁴⁹ Letzteren Satz hatte der Verfasser, Alfons Wagner, wörtlich aus seinem 1930 in der «Schweizer Illustrierten» erschienenen Artikel übernommen.⁵⁰ Die Beiträge über Huggenberger waren, verglichen mit jenen zum 60. Geburtstag, stereotyper geworden.

Dass einzelne Artikel mit Spitzen gegen die «Berufsliteraten» aufwarteten, war nichts Neues. Von rechts aussen griff man den öffentlichen Streit des zurückliegenden Sommers wieder auf. Pfarrer Arnold Knellwolf, gemeinsam mit Huggenberger im Volksbund, wettete in den «Schweizerischen Monatsheft-

44 Gfeller, Vermächtnis, S. 28.

45 KBTG Hu B Sch 123: A. H. an Kägi, 2.1.1938.

46 KBTG Hu B 796 in Sch 17: Radio Zürich/Jakob Job, 26.12.1937.

47 Thurgauer Zeitung, 12.1.1938.

48 Der Landbote, 24.12.1937 (Hermann Aellen). Weitere Geburtstagsartikel in: KBTG Hu Z Sch 107/4 und 107/5.

49 Genossenschaftliches Volksblatt, 24.12.1937.

50 Schweizer Illustrierte, 9.7.1930, sowie Das Schweizer Heim, 24.12.1932, S. 1269.

ten» über das «Gebelfer solcher Hunde- und Verräterseelen».⁵¹ Das dürfte kaum in Huggenbergers Sinn gewesen sein, der darauf Wert legte, dass Hans Kägis biografische Darstellung kontroverse Gegenstände mied.⁵² Noch weniger verhindern konnte er, dass die schweizerischen Nationalsozialisten ihn als einen der ihren beanspruchten: «Alfred Huggenberger ist uns das Vorbild der Selbstzucht und Entschlossenheit, die Verkörperung des wahren blut- und schollenverbundenen eidgenössischen Wesens. Seinen Grundsätzen treu, seinem Volke treu, sind die Bücher des grossen Volksdichters eine nie versiegende Quelle echten Schweizertums für kommende Generationen.»⁵³ Die linke Presse blieb knapp und unfreundlich. Die «Thurgauer Arbeiterzeitung» zitierte unter dem Titel «Warum wir Huggenberger nicht feierten», kommentarlos aus dem «Berliner Tageblatt», wo diesem zugeschrieben wurde, er habe sich «stets als Teil jener grossen deutschen Heimat» gefühlt. Die Basler «Arbeiterzeitung» titelte kurz und bündig «Huggenberger und seine deutsche Heimat», die «Berner Tagwacht» schloss den Kommentar an: ««Befreien und angliedern» – das ist schliesslich das Ziel, nicht?»⁵⁴

51 Knellwolf, Unserem Dichterbauern, S. 408.

52 KBTG Hu Sch 123: A. H. an Kägi, 2.1.1938.

53 Der Nationale Arbeiter, 4.1.1938.

54 Thurgauer Arbeiterzeitung, Arbeiterzeitung (Basel), Berner Tagwacht, alle 4.1.1938.

38 Am Tiefpunkt: «Die Schicksalswiese»

1937 warb der Staackmann-Verlag mit einem mehrseitigen Prospekt für seine erfolgreichsten Hausauto- ren und ihre Neuerscheinungen. «Landschaft und Geschichte. Zehn deutsche Dichter und ihre Werke», lautete der Titel. Alfred Huggenberger wurde mit einem Artikel von Werner Wien aus dem «Völkischen Beobachter» vorgestellt und figurierte so im Kreis heute weitgehend vergessener Kollegen: Friedrich von Gagern, Hans Heyck, Heinrich E. Kromer, Johannes Linke, Adam Mueller-Guttenbrunn, Fritz Müller-Partenkirchen, Peter Rosegger, Paul Schreckenbach, Hans Watzlik. Mehr als die Hälfte der im Prospekt alphabetisch aufgeführten Autoren beschäftigte sich mit bäuerlicher Thematik.¹

Dies also war das Verlagsumfeld von Huggen- bergers neuem Roman, der unter mehreren Arbeitstiteln – «Bauern», «Auenzelg», «Sonntagsdorf»² – in der Verlagskorrespondenz über einen längeren Zeit- raum verschiedentlich erwähnt ist. Dass sich schliess- lich im letzten Moment «Die Schicksalswiese» als Ti- tel durchsetzen konnte, lässt sich mit den Vorlieben des Verlags für Mythisches erklären. Ein Rätsel hinge- gen bleibt, wie es zum fürchterlichen Umschlag von Carl Moos kam.

Abstossend wie die Begleitumstände der Lancie- rung des Buchs ist über weite Strecken der Text selbst. Es ist die Geschichte zweier verfeindeter Familien namens Burgstaller und Mang und spielt vor einem etwas grell gezeichneten Dorfgemälde. Auf den ers- ten Blick scheint dies wenig neu. Wieder resultiert der Hass aus einem gebrochenen Heiratsversprechen, wenn auch nicht ganz nach dem Muster der Entlo- bung im «Berg Höchst». Judith Mang wird zur sitzen- gebliebenen Braut, nicht weil Jakob Burgstaller an- derswo die grosse Liebe gefunden hätte, wie Hannes Fryner im früheren Roman, sondern weil Judith Mang darauf beharrt, dass ihr Verlobter die von ihm ge- schwängerte Magd heiratet.

Auffallender sind die formalen Verschiebungen. Was in den bisherigen Texten nur sporadisch auf-

leuchtete, wird nun zum Programm: die Totale als Erzählperspektive, eine Verselbständigung der be- seelten Objekte zum unüberhörbar schicksalhaften Raunen mit einem Pathos, wie es Huggenberger zu- vor fremd war: «Der Acker sieht und weiss. Er schweigt.»³

Wenn sich in Huggenbergers früheren Werken einzelne Figuren mit leblosen Gegenständen unter- hielten, ging es erklärermassen um Projektionen; solche (Selbst-)Gespräche hatten etwas Unzulängli- ches und wirkten dadurch ungemein kindlich. In der «Schicksalswiese» hingegen dulden die sprechenden Äcker, Wiesen, Bäume, Blumen, Tiere, Häuser etc. keinen Widerspruch. «Die Breite Au kennt dieses tro- ckene Volk der Erdner»,⁴ heisst es. Damit werden die beseelten Objekte zu Hilfskräften eines allwissenden Erzählers, wozu wiederum eine Formulierung passt, wie sie aus einem Roman des 19. Jahrhunderts stam- men könnte: «Sie weiss noch nicht, dass in dieser Stunde das Leben bei ihr angeklopft hat.»⁵

Die altertümlichen Anklänge gehen bis ins De- tail. Himmelsrichtungen beispielsweise werden in eine alltagsfremde Sprache übersetzt, wie sie damals in den Grundbüchern noch anzutreffen war. So kommt das Dorf statt an den Nordhang des Holder- bergs an seine «mitternächtige Lehne» zu liegen, und wenn die Leute von der Hintergasse ostwärts aufs Dorf zugehen, gehen sie «gegen den Morgen».⁶ Oder statt etwas ruhig zu tun, tun sie es «mit geruhi- ger Überlegung»;⁷ sie berichten darüber mit «Müh- waltung».⁸ Auffallend auch, wie oft sich Adjektive

1 Zimmermann, Der Bauernroman, S. 199–222.

2 KBTG Hu B, Sch 21: Staackmann an A. H., 19.10.1933 und 11.9.1937.

3 A. H., Schicksalswiese, S. 8.

4 Ebd., S. 75.

5 Ebd., S. 27.

6 Ebd., S. 8 und 21.

7 Ebd., S. 10, auch 116.

8 Ebd., S. 133.

aus dem religiösen Bereich mit der Arbeit verbinden, die dadurch etwas penetrant Andächtiges erhält. «Das heilige Brot wächst der Ernte entgegen», einen solchen Satz hätte Huggenberger früher nicht geschrieben.⁹ Oder dass er, als erfahrener Dramatiker mit einem Gespür für Dialoge, seine Figuren mit einem Mal so hölzern miteinander reden lässt: «Wir haben dein Wegsein benützt, um uns miteinander zu versprechen, liebe Tante», kündigt der junge Julius seine Verlobung an.¹⁰ Seine Mutter Christine Mang sagt nach einer ehelichen Auseinandersetzung zu ihrem Mann Gebhart: «Komm, wir gehen weiter. Der Acker hat für heute genug gehört.»¹¹ Während Huggenberger früher mit einem Sinn für Rhythmus von direkter in indirekte Rede wechseln konnte – wohl auch um für ihn fast Unsägliches zu umgehen –, mutet er seinen Figuren nun Sätze zu, wie sie ihnen nicht von den Lippen kommen dürften: «Das Dorf schämt sich deiner», massregelt Judith Mang ihren einstigen Verlobten. Und nicht nur, dass dieser stumm die Standpauke über sich ergehen lässt, er sagt ihr am Schluss: «Du bist meine heilige Frau gewesen all die Zeit. Sag mir, was ich tun soll.»¹²

So dominant Judith Mang aufzutreten versteht, gehört sie doch nicht in die Reihe der starken Frauen wie Elsbeth Mähder aus dem «Ebenhöch», Rose Öler in den «Kleinen Leuten» oder Hermine Inzuben in den «Dorfgenossen». Zwar hat Judith Mang als Ratgeberin eine herausragende Position im Dorf und auch den Überblick von ihrem Erkerzimmer aus, doch es fehlt ihr an Fleisch und Blut: «Die Jahre haben dann die Fensterfrau aus ihr gemacht», so wird sie im ersten Auftritt vorgestellt. «Sie hat gelernt hinterm Fenster zu sitzen wie ein Geist. Sie hat mit Staunen Tag für Tag neue Kräfte in sich entdeckt, der Geheimnisse wurden für sie weniger.»¹³ Ihre Antipodin im Dorf ist Aline Glinz, genannt Hex und Mannentrost, es wird gemunkelt, sie sei die Reinkarnation jener sagenhaften Frau mit den blonden Zöpfen, derentwegen die Schicksalswiese in falsche Hände gekom-

men sei. Dieser Mythos zwingt Huggenberger, über sexuelle Begierde zu schreiben, ein Thema, das ihm von jeher nicht lag. Was nicht heissen will, dass Libidinöses seinen Figuren fremd wäre, doch der Autor mied heikle Szenen, er, der so gut über Liebesäusserungen von scheu verliebten Pubertierenden zu schreiben verstand. Es gehört übrigens zu den Eigenheiten der jungen Männer in Huggenbergers Texten, dass sie ihrer Liebsten den «Arm um den Hals» legen.

Korrodis inoffizielle Distanzierung

Zwar ist davon auszugehen, dass Huggenberger nicht zu jenen Schriftstellern gehörte, die ihre Romanmanuskripte befreundeten Personen zur kritischen Begutachtung anvertrauten, im Fall der «Schicksalswiese» jedoch wissen wir, dass Hans Kägi den ungedruckten Text zum Lesen bekam und davon auch Gebrauch machte, zumal er in seinem 1937 erschienenen Buch über Huggenberger ausgiebig aus dem noch unveröffentlichten Roman zitierte.¹⁴ Dass für ihn der neue Text Huggenbergers erklärermassen keinen Gedanken an ein Alterswerk aufkommen liess, mag aus der Sicht eines befreundeten Biografen nachvollziehbar sein, erstaunlich aber ist, dass er als Schweizer eine krasse Fehlleistung nicht bemerkt zu haben scheint: Im Roman sind die zwei Schwestern Burgstaller, Elise und Bethli, beide auf denselben Vornamen – Elisabeth – getauft. Vermutlich ist dies auch sonst niemandem aufgefallen, in den folgenden Ausgaben, auch jener im Volksverlag Elgg, blieb die Namengebung unverändert.

9 Ebd., S. 141.

10 Ebd., S. 99.

11 Ebd., S. 31.

12 Ebd. S. 109.

13 Ebd. S. 15.

14 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 66–70.

Weitere Reaktionen sind nur auf Umwegen zu eruieren, weil im Nachlass seltsamerweise ausgerechnet die Kritiken zur «Schicksalswiese» fehlen. Möglicherweise hat Huggenberger die eigene Rezensionssammlung für die Vorlage der Werbemittel zusammengeschnipst; ein erster Prospekt kam mit der «Schicksalswiese» heraus und wurde kurze Zeit später erweitert und modifiziert.¹⁵ In der zweiten Fassung sind längere Passagen aus den Rezensionen des neuen Romans von zwei deutschen und fünf schweizerischen Zeitungen abgedruckt. Dass sie ausnahmslos positive Urteile enthalten, liegt auf der Hand. Die meisten Besprechungen streichen heraus, wie jung der Ton des mittlerweile siebzigjährigen Autors geblieben sei und verorten den Roman damit stillschweigend als integralen Bestandteil des bisherigen Gesamtwerks. Dieser Eindruck wird im neuen Prospekt noch verstärkt, indem der zweite Teil mit fünfzehn kürzeren «Zeitstimmen über frühere Prosawerke und über die Gedichte» einerseits gestrafft, andererseits neu betitelt wird mit «Zeitgenossen sprechen über Alfred Huggenbergers Lebenswerk». Es ist offensichtlich ein Versuch, den Autor als lebenden Klassiker zu präsentieren. Zu diesem Zweck werden rauhende Sätze bemüht und im Satzspiegel eigens hervorgehoben: «Das stumme Werk der Hände wacht auf im eigenen Wort. Der Bauer blickt in den Spiegel seiner selbst», wird beispielsweise aus der Literaturgeschichte von Josef Nadler zitiert.¹⁶ Oder aus der Rezension von Friedrich Pock aus Graz: «Ewiges Menschenleid und ewige Lebensrätsel wachsen umso wuchtiger empor, wenn sie sich am Schicksal unverbildeter, geradliniger Menschen verdichten. Wo Huggenberger die schlichte Grösse wortlosen Heldentums aufrichtet, findet er zu Bildern von erschütternder Ehrfurcht erweckender Eindringlichkeit».

Die beiden Prospekte zitieren auch recht ausgiebig aus der «Neuen Zürcher Zeitung», wo «Die Schicksalswiese» von «Ed. Br.» besprochen wurde; den Geburtstagsartikel verfasste Hans Kägi.¹⁷ Litera-

turchef Eduard Korrodi wollte sich diesmal nicht über Huggenberger äussern, er besprach einzig die neu erschienene Sekundärstudie und gratulierte deren Verfasser Hans Kägi auch persönlich. Er tat dies in einem nächtlich hingeworfenen Brief. Darin fallen Sätze, wie Korrodi sie in dieser Deutlichkeit öffentlich nie verwendet hätte; deshalb soll hier ausführlich daraus zitiert werden: «Mein schlechtes Gedächtnis erhält durch Dich die tröstliche Genugtuung, an dem angeblichen Unrecht, das die Schweiz Huggenberger in seinen Anfängen erfahren haben soll – ich sehe, dass ich im «Türmer»¹⁸ über ihn geschrieben haben soll. Und so ist die böse N.Z.Z. diesmal nicht schuld, wenn das Vaterland ihm nicht genügte. Man müsste allerdings auch die Akten der Schillerstiftung studieren, dass bei seinen Anfängen die Schweiz ihm half. – Nehmen wir an, Huggenberger hätte aus seiner kleinbäuerlichen Welt noch Gotthelf in sich aufgenommen, so hätte er grösser werden müssen – aber nie einen Alemannenpreis¹⁹ erhalten. Irgend etwas «schäbig» Materialistisches bleibt an seiner Existenz – und verweigert ihm eine grössere Rolle, als ein «Berufs»-Korporationsdichter zu sein – und damit doch nicht den Rang eines Volkserziehers zu besitzen – obwohl er ein Künstler im Erzählen ist – aber so grotesk es klingt – l'art pour l'art – ein Vermittler von Bauerngeschichte für gebildete Leute – denn so ist seine wahre, innige Volkstümlichkeit. Von den epischen Visionen der Bauernsamen hat er keine Ahnung. – Ich finde, du hast weise das Positive ausgezeichnet,

15 KBTG Hu Sch 40. Die spätere Fassung ist einem Exemplar von «Erntedank» beigeheftet: KBTG Ha 07037.

16 Siehe auch Nadler, Literaturgeschichte, S. 429.

17 Ed. Br., Alfred Huggenbergers «Schicksalswiese», in: Neue Zürcher Zeitung, 21.12.1937. Kägis Geburtstagsartikel, in: Neue Zürcher Zeitung, 25.12.1937.

18 Kägi, Alfred Huggenberger, S. 38, bezieht sich vermutlich auf Korrodi: Die Welt Huggenbergers, in: Turmhahn, März 1914, 2. Ausgabe, S. 312–320.

19 Gemeint ist der Johann Peter-Hebel-Preis.

ohne ihn zu überschätzen – und das ist eine wahrhaft kritisch vollendet ausgeführte Aufgabe.»²⁰ Eduard Korrodi hat danach in der «Neuen Zürcher Zeitung» nie mehr über Alfred Huggenberger geschrieben.²¹

Ausschlaggebende Nuancen

Zu Recht wird «Die Schicksalswiese» vom Literaturhistoriker Rémy Charbon in die Nähe der Blut- und Boden-Literatur gerückt, mit dem Zusatz allerdings, dass das Buch zu den schweizerischen Varianten gehört, «die sich trotz stilistischer und thematischer Verwandtschaft mit der völkischen Literatur als Alternative zu grossdeutschen Anmassungen [...] verstanden».²² Die Kritik gilt in besonderem Masse für das Kapitel «Pflüge und Pflüger», eines der schlimmsten des Buchs. Auf unerträgliche Weise wird die Landarbeit mit religiösem Vokabular zu einer Art profanem Gottesdienst aufgeladen. Das Individuelle verschwindet zugunsten eines Kollektivs, dem besagten «Volk der Erdner».

Das Pflügen auf der Breiten Au wird zunächst als Totale vorgeführt, dann weitet sich die Erzählperspektive noch einmal, erfasst zugleich die Leuenhalde im Hintergrund: «Man meint auf den ersten Blick, vor einer breit angelegten Freilichtaufführung zu stehen».²³ Dann wird auf einzelne Figuren fokussiert, wobei diese allerdings explizit als Typen in Erscheinung treten: der arbeitswütige Semi Stamm vom Grundhof, der gelassene Kenstler, sein cholertischer Bruder, der grüblerische Heiri Kempf. Und schliesslich das Finale, ein pantomimisches Duell der pflügenden Familienoberhäupter Jakob Burgstaller und Gebhart Mang! Mit einer Pattsituation endet diese Szene und damit das «Pflüger»-Kapitel: «Gebhart Mang zieht dem abziehenden Nachbar mit geruhigem Lächeln nach. Dieser spielt sich zwar keineswegs als Geschlagener auf; senkrecht schreitet er hinter seinen dicken Braunen her. Die schweren Nagelschuhe scheinen

einen Schwur in den Boden hineintreten zu müssen: «Ein Burgstaller vergisst nie.»²⁴

Ebenso zutreffend ist Charbons Relativierung, es sei bei Huggenberger bezüglich des Gesamtwerks eine grössere Differenzierung am Platz. Dies scheint uns auch für «Die Schicksalswiese» selbst zu gelten. Es spricht für Huggenberger, dass ihn die typologisierten Figuren im weiteren Verlauf des Romans nicht mehr interessieren. Er verliert sie aus den Augen, im Gegensatz zu andern Figuren, die mit Humor gezeichnet sind: Klaus Bender etwa, der gern vom Schwung spricht und bald einmal als Vater mehrerer Zwillinge nur noch mit dem Kinderwagen durch die Gegend läuft; oder der philosophisch veranlagte David Stängli, Schuhmacher und Nebenbauer, mit den gescheiterten Plänen für seinen Sohn Albin. Als fast einzige Figur der «Schicksalswiese» ist der junge Stängli mit ein paar Details ausgestattet, die auf eine Fixierung der Erzählzeit zu verweisen scheinen. Er hat im Anschluss an die Alltagsschule den obligatorischen Ergänzungsunterricht besucht, jeweils einen halben Tag pro Woche während zweier Sommersemester. Dieser wurde im Kanton Thurgau 1915 mit einem Zusatz zum Schulgesetz hinfällig. Während jedoch die Industriegemeinden sofort zum vollen Ganzjahresschulbetrieb wechselten, waren einige der entlegenen Dörfer erst 1955 zur Umstellung bereit.²⁵

Seine Liebe zu skurrilen Figuren hat Huggenberger davor bewahrt, ins Mythisch-Bodenlose abzustürzen. Zudem sei bei aller Kritik festgehalten, dass der Konflikt in seinem Buch ein innerdörflicher ist und

20 KBTG Hu B Sch 143: Korrodi an Kägi, 7.12.1937.

21 Helen Münch-Küng: Eduard Korrodi. Gesamtverzeichnis NZZ-Feuilleton-Beiträge, Bertschikon, 1995. Unveröffentlichte Zusammenstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

22 Charbon, Die Schweiz, S. 153.

23 A. H., Schicksalswiese, S. 77.

24 Ebd., S. 87.

25 Schoop, Geschichte des Kantons Thurgau, Bd. 3, S. 127.

nicht – wie in einem häufigen Muster der nationalsozialistischen Romane – sich eine Dorfgemeinschaft gegen einen Eindringling verbündet.²⁶ Wenn Donat Bellmoos in die Stadt zieht und dort zum Betrüger wird, ist dies für seinen Schwiegervater kein Grund, zivilisationskritisch zu werden: «Die Stadt ist recht, der Stadt lass ich nichts geschehn. Aber aus dir wird sie machen, was aus dir werden muss.»²⁷

Das sind entscheidende Nuancen. Einige der literarischen Techniken allerdings, die Peter Zimmermann dem mythisch-völkischen Roman der NS-Zeit zuschreibt und am Beispiel von Joseph Georg Oberkoflers «Im Bannwald» diskutiert, finden sich in Ansätzen zumindest auch in der «Schicksalswiese»: existenzielle Urbilder, Entindividualisierung und Entpsychologisierung der Protagonisten, ihre Reduktion auf Vertreter der Ahnenreihe und der Hofgemeinschaft, uralte Prophezeiungen, die über Generationen weiterwirken und als Motivketten in die Romanhandlung verflochten sind.²⁸ Dazu passt Charbons Beobachtung, dass «die Bindung an die Scholle sogar über die Verpflichtung gegenüber der Familie» triumphiert.²⁹ Nicht vorhanden sind hingegen zwei weitere Elemente aus Zimmermanns Kriterienkatalog, in der «Schicksalswiese» gibt es weder eine räumliche Isolierung des Schauplatzes noch den Verzicht auf eine zeitliche Fixierung. Und als eine «Hauptfunktion der faschistischen Literatur» schliesslich bezeichnet Peter Zimmermann die «Illusion der harmonisierten Volksgemeinschaft»³⁰ – was den Romanen Huggenbergers, ja selbst der «Schicksalswiese» so nicht nachgesagt werden kann.

26 Zimmermann, Bauernroman, S. 151.

27 A. H., Schicksalswiese, S. 45.

28 Zimmermann, Bauernroman, S. 146–148.

29 Charbon, Die Schweiz, S. 152.

30 Zimmermann, Bauernroman, S. 153.

39 Unterwegs im «Reich» 1938

Schon vor dem Ersten Weltkrieg begann Alfred Hugenberg für Lesungen ins Ausland zu reisen. Das betraf so gut wie immer Deutschland und selten einmal Österreich. In den fremdsprachigen Raum gelangte er fast nie, 1930 nach Prag, 1932 zu Schweizervereinen nach London und Manchester, mit einem Zwischenhalt auf der Heimreise bei einem Schweizerverein in Antwerpen. Im grenznahen Raum lagen die ersten und die letzten Ziele: Den Anfang machte Konstanz 1910, der Schlusspunkt lag 1954 in Lindau. Dokumentiert sind 122 Lesungen im Ausland; davon entfallen ein Viertel auf Baden, eine der Schweiz sprachlich nah liegende Region; Karlsruhe, Freiburg und Konstanz sind die häufigsten Destinationen.¹ Hinzu kommen weitere süddeutsche Orte in Württemberg sowie München und Wien. In Norddeutschland war er selten, im (damaligen) Ostdeutschland nie. Zu den weiter entfernten Zielen im Norden führten ihn nur die von zentraler Hand geplanten Anlässe, erstmals die vom Auslandschweizersekretariat im Januar 1930 organisierte Tournee. Eine Sonderstellung nahm Leipzig ein, als deutsches Buchzentrum wie als Sitz seines wichtigsten Verlags.

Mehr als siebenzig Prozent der erfassten Leseauftritte oder kulturpolitisch bedingten Reisen entfielen auf die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft, 1933 bis 1942. Handelte es sich in den ersten Jahren noch um einzelne Auftritte oder kleinere Touren, so waren es ab Anfang 1938 vor allem zentral organisierte Lesereisen. Das neue Regime überliess wenig dem Zufall, schon gar nicht Begegnungen mit ausländischen Schriftstellern. Die Rundreise von Anfang 1938 ist besser dokumentiert als spätere und soll daher etwas ausführlicher dargestellt werden.

Berlin, Januar 1938

Der Auftakt hätte nicht ungünstiger sein können. Kurz vor der grossen Deutschlandreise Alfred Hug-

genbergers, am 6. Januar 1938, rumpelte ihn «Das Schwarze Korps» an, das berüchtigte und gefürchtete Blatt der SS. Da es in der Schweiz wenig gelesen wurde, dauerte es fast zwei Wochen, bis die Schweizer Presse Notiz davon nahm. Hugenberg hatte im Vorjahr auf eine Rundfrage des «Berliner Lokalanzeigers», was ihm Friede bedeute, ein Gedicht aus «Stille der Felder» unter neuem Titel eingesandt.² Nun kam es in die Weihnachtsausgabe der Zeitung und man kann sich fragen, ob es ein Anfall von Gedankenlosigkeit oder Naivität war, die ihn zur Wahl gerade dieses Gedichts veranlasst hatte. «Wann kommt der Friede in die Welt», zitierte das SS-Blatt, «Von dem die Völker lang geträumt,/ Wann bauen wir das Laubgezelt/ Dem Retter, der so lang gesäumt?» Gehässig war der Kommentar über diese «komische jüdisch-freimaurerische Jeremiade», denn das «Laubgezelt» gebe es nur bei Juden und Freimaurern. Nicht minder übel nahm der Verfasser den Vers «Von schönem Tod, von gutem Streit,/ Lügt prahlend mancher kalte Stein», den er als «unverschämte Beleidigung der Gefallenen» hinstellte.³

Bei der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin war man irritiert von dem Artikel. Seit dem vergangenen Sommer war man am Rande in die Vorbereitung der Lesetournee involviert gewesen, von deren Planung man vermutlich früher erfuhr als der Betroffene selber. Schon Ende Juli 1937 hatte eine deutsche Privatperson mit der Gesandtschaft Kontakt aufgenommen, noch bevor die Angelegenheit bei den amtlich zuständigen deutschen Stellen landete.⁴ Ende August

1 Eine Liste der erfassten Reisen ist deponiert in KBTG Hu Sch 142.

2 A. H., Stille der Felder, S. 75 f.; damals «Der Friede», 1937 «Wann kommt der Friede?».

3 Das Schwarze Korps, 6.1.1938; abgelegt mit einer grösseren Pressedokumentation in KBTG Hu Z Sch 120/2.

4 Dokumentiert in BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: erstes Schreiben Prof. Jürgen Kühnemann, 16.7.1937; es folgen weitere.



reagierte Hanns Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer, und teilte mit, dass Huggenberger bereits in eine empfehlende Liste für Dichterlesungen aufgenommen worden sei.⁵ Auch bei der Gesandtschaft befürwortete man die Aktion entschieden. «Ich halte dafür», berichtete Legationsrat Franz Kappeler nach Bern, «dass wir alles Interesse daran haben, derartige Kundgebungen, die der Pflege der kulturellen Verbundenheit zwischen den beiden Ländern dienen, nach Möglichkeit zu fördern.» Daher ging man bereitwillig auf den Wunsch des Propagandaministeriums von Anfang Januar ein, der schweizerische Gesandte Paul Dinichert möge das Protektorat über die geplante Berliner Ehrung Huggenbergers übernehmen. «Es erschiene mir angebracht, diesem

Wunsch zu entsprechen, da es sich um eine unter Förderung amtlicher Stellen veranstaltete Ehrung eines unserer repräsentativsten Dichter handelt.»⁶ Eine Veranstaltung dieser Art signalisierte Normalität und freundlichen kulturellen Austausch in einer Zeit, als die Beziehungen der beiden Länder durch vielfache Gegensätze belastet waren.

Der Zwischenfall konnte rasch behoben werden, wie die Gesandtschaft schon am Tag der Publikation des besagten Artikels zu berichten wusste. «Inzwischen hat sich Herr Dr. Hövel vom Auslandsreferat Schrifttum im Propagandaministerium [...] telefonisch mit mir in Verbindung gesetzt, um den Artikel des «Schwarzen Korps» zur Sprache zu bringen und mir mitzuteilen, dass das Propagandaministerium diesen unangebrachten Ausfall gegen Huggenberger ausserordentlich bedaure. Es habe sich deswegen sofort bei der Schriftleitung der Zeitung beschwert und diese darauf aufmerksam gemacht, dass der Artikelschreiber von völlig unzutreffenden Voraussetzungen ausgehe und dass seine Vorwürfe in keiner Weise berechtigt seien. Auch der Schriftleitung des «Schwarzen Korps» sei die Sache peinlich. [...] Herr Hövel fügte bei, dass das Propagandaministerium dankbar wäre, wenn auch Herr Huggenberger, falls er von dem Artikel Kenntnis erhalten sollte, entsprechend verständigt werde.»⁷ Tatsächlich informierte man Huggenberger nach seiner Ankunft in Berlin, nur um festzustellen, «dass dieser von der Sache schon Kenntnis hatte, sie jedoch nicht allzu tragisch nahm».⁸ Offensichtlich hatten ihn die deutschen Veranstalter bereits beruhigt.

Das Intermezzo wirft Licht auf die vielfältigen, untereinander oft rivalisierenden Instanzen, die im

5 Ebd., Schweizerische Gesandtschaft: Dinichert an Abteilung für Auswärtiges, 26.8.1937.

6 Ebd.: Kappeler an Abteilung für Auswärtiges, 4.1.1938.

7 Ebd.: Kappeler an Abteilung für Auswärtiges, 6.1.1938.

8 Ebd.: Dinichert an Abteilung für Auswärtiges, 21.1.1938.

Abb. 96: Die einzige Aufnahme aus der Stadt: Huggenberger in Freiburg im Breisgau, 1930er-Jahre.



nationalsozialistischen Deutschland die Kulturpolitik gestalteten; es verdeutlicht nebenbei, wie sich die Werke Huggenbergers in die veränderte literarische Landschaft einfügten. Die harten Ideologen, wie sie etwa im «Schwarzen Korps» zu finden waren, hatten geringes Interesse an einer Literatur, die ohne unmittelbar verwertbare politische Botschaften auskam – oder gar noch einen diffusen Pazifismus verbreitete. Daneben stand die von Goebbels gestützte flexiblere Linie der Reichskulturkammer. Nicht dass Goebbels liberale Neigungen gespürt hätte; er war sich lediglich im Klaren, dass es in Deutschland weiterhin ein bürgerliches Lesepublikum gab, das mit hochgradig

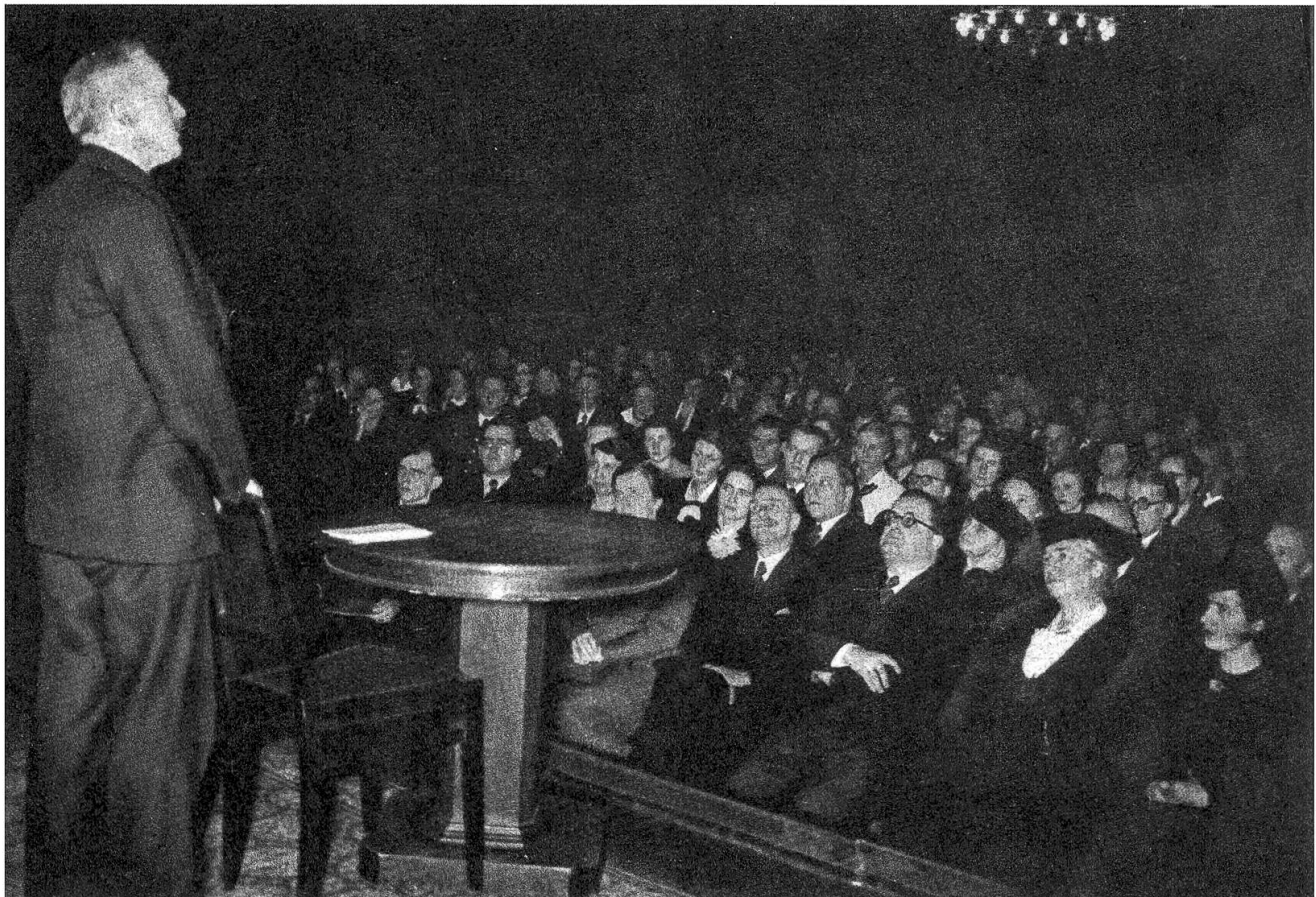
ideologisch aufgeladenen und literarisch völlig unzulänglichen Schriften nicht abzuspüren war.⁹ Ausserdem gab es noch gar keine genuin nationalsozialistische Literatur. Die reine Parteiliteratur hatte nach einem kurzen Boom 1933 wieder an Anziehungskraft verloren. So war Goebbels ein Advokat der unpolitischen Unterhaltung wie einer gewissen Vielfalt, woraus auch die deutsche Filmwirtschaft ihren Nutzen zog. Huggenberger und manch andere profitierten von dieser besonderen Lage auf dem Buchmarkt, die durch Vertreibung und Emigration so vieler hervorragender Autoren entstanden war. Die in Deutschland Verbliebenen waren in vielen Fällen erfolgreich, gerade weil sie keine Parteiparolen verbreiteten. Zu den absoluten Bestsellern mit Auflagen von mehreren Hunderttausend gehörte Huggenberger allerdings nie – weder vor noch nach 1933. Aus der Schweiz stiessen nur Ernst Zahn und Gustav Renker in diesen Kreis vor; deren erfolgreichste Werke verkauften sich um ein Vielfaches mehr als Huggenbergers meistgelesenes Buch, «Die Bauern von Steig», die 1938 im 35. Tausend standen.¹⁰ Werner Wien kündigte in einem grösseren Artikel Huggenbergers Berliner Auftritt mit Foto im «Völkischen Beobachter» an und unterstrich, dass es sich bei Huggenbergers Gedichten und Erzählungen um «alles andere als gemachte Blut- und Bodenliteratur» handle. «Blut und Boden» war offensichtlich bereits derart abgenutzt, dass eine solche Hervorhebung selbst im obersten Parteiorgan angebracht schien. Wer Huggenberger lese, der könne «danach keine falsche, pathetische und idealisierte Bauern-<Dichtung» mehr ertragen.¹¹

9 Zur Vielfalt der Lesebedürfnisse siehe Adam, Lesen unter Hitler. Die literaturpolitisch aktiven Instanzen beleuchtet Barbian, Literaturpolitik.

10 Siehe Schneider, Bestseller (erfasst werden Titel mit Auflage von mindestens 300 000 1933–1944).

11 Völkischer Beobachter, 16.1.1938 (Die Stille der Felder. Zur Lesung Alfred Huggenbergers in Berlin).

Abb. 97: Lesung beim Fichte-Bund in Berlin,
18. Januar 1938.



Die vom Fichte-Bund veranstaltete Berliner Lesung Huggenbergers war ein grosser Erfolg. Er präsentierte sich stehend, wie er es gerne tat, rezitierte einleitend einige Gedichte, las ein Kapitel aus «Schicksalswiese», sodann «Die Reise nach Australien». Das zahlreich erschienene Publikum verlangte nach Zugaben, die er parat hatte, er trug ein Scherzgedicht vor «und immer noch eins. Es war eine deutsch-schweizerische Begegnung, wie sie nicht freundschaftlicher gedacht werden kann», endet der Bericht im «Völkischen Beobachter». ¹²

Das Gedicht aber, an dem «Das Schwarze Korps» so heftig Anstoss genommen hatte, fand Eingang in die umfangreiche Sammlung «Erntedank», die im Herbst 1939 bei Staackmann erschien. Es war

sorgfältig umgebaut und trug einen neuen Titel, «Zweifel» anstelle von «Wann kommt der Friede?» – was für diesen Zeitpunkt allerdings angebracht war. Das «Laubgezelt» in der ersten Strophe war verschwunden, ebenso die Anklage verlogenen staatlichen Gedenkens. ¹³ In diesem Zusammenhang gewinnt ein weiteres Gedicht Interesse, das ebenfalls der «Stille der Felder» entstammte und unter verändertem Titel und mit zahlreichen kleinen Änderungen in die Sammlung von 1939 einging. ¹⁴ Aus «Zweierlei

12 Völkischer Beobachter, 19.1.1938 (Dr. W. Wien, Deutsch-schweizerische Begegnung).

13 A. H., Erntedank, S. 151.

14 A. H., Stille der Felder, S. 31–32; Erntedank, S. 42–43.

Menschen» wurde «Begegnung mit dem Urmen-
schen». Die in der Erstfassung enthaltene Zeile «Ich
musst wohl wieder zum Juden laufen» (nämlich um
ein Stück Vieh zu ersetzen) war entfernt worden. So
eliminierte Huggenberger in «Erntedank» zwei An-
spielungen auf das Judentum, im einen Fall einer
deutschen Kritik folgend, im andern vielleicht als Ge-
neralprävention angesichts der belasteten Thematik.
Das Verfahren tat kund, wie er in den kommenden
Jahren auf die immerzu verschärfte Verfolgung der
Juden reagieren sollte: mit Schweigen.

Organisiert vom «Vortragsamt»

Dem Berliner Anlass war ein Frühstück in den Räu-
men der Kameradschaft der deutschen Künstler vor-
gegangen; der schweizerische Gesandte Paul Dini-
chert und seine Familie, zahlreiche weitere Schweizer
sowie hohe Repräsentanten der nationalsozialisti-
schen Kulturpolitik waren erschienen, darunter der
Leiter der Reichsschriftumsstelle im Propagandami-
nisterium, Karl-Heinz Hederich, der den Gast im Auf-
trag des Propagandaministers in Deutschland will-
kommen hiess, sowie Hanns Johst, der Präsident der
Schriftumskammer. Drei Tage später sollte auch die
Begegnung mit dem höchsten Kulturpolitiker folgen,
wie der Gesandte Dinichert nach Bern berichtete.
«Am Donnerstag wurde der Dichter auch noch von
Reichspropagandaminister Dr. Goebbels zu einer län-
geren Unterredung empfangen. Huggenberger hat
dieser Einladung, die er nicht wohl ablehnen konnte,
nur sehr ungern Folge geleistet, nicht weil er sich vor
dem Besuch scheute, sondern weil er sich darüber im
Klaren ist, dass derselbe in gewissen Kreisen der
Schweiz fast unvermeidlich zu unangebrachten An-
feindungen missbraucht werden dürfte.»¹⁵

In seinem Tagebuch notierte Goebbels am
nächsten Tag: «Ich lerne den Schweizer Dichter Hug-
genberger kennen. Ein Bauer von echtem Schlage.

Ganz rührend und bescheiden. Ein 70jähriger, abge-
arbeiteter Mann, der an seiner Hand Scholle trägt. Ich
bin über diese Begegnung sehr erfreut. Der Mann
redet nicht von Boden, er ist ein Stück Boden.»¹⁶
Mehr ist nicht zu erfahren von der «längeren Unter-
redung». Bertha Huggenberger beobachtete derweil
daheim aufmerksam die Presse und schrieb ihm: «Die
Zeitungen haben Deinen Besuch bei Dr. Goebbels
natürlich mit und ohne Kommentar gemeldet, ein
Schweizer Fussballklub spielt nächstens in Köln, hof-
fentlich werden diese bei einem ev. Sieg nicht von
einem Partei-Mitglied beglückwünscht, die guten
Schweizer wären ja beleidigt!»¹⁷

Schon der Auftritt vor dem Fichte-Bund hatte
einige unfreundliche Kommentare ausgelöst. Dieser
sei genau so ein Ableger des Propagandaministeri-
ums wie das Vortragsamt, kommentierte die soziali-
stische Presse. Fast noch skandalöser als der Umstand,
dass Huggenberger sich auf diese Weise missbrau-
chen lasse, sei der Umstand, dass der Gesandte Dini-
chert einer solchen Veranstaltung sein Protektorat
gewähre.¹⁸ Die Kritik übersah allerdings, dass Dini-
chert eben die Aufgabe hatte, eine Normalität der
Beziehungen zu simulieren, auch wenn diese Norma-
lität ständig gestört war. Zudem war er nicht aus ei-
gener Initiative, sondern auf Wunsch des Ministeri-
ums erschienen, was man allerdings in der
schweizerischen Öffentlichkeit nicht wissen konnte.

Organisiert war die deutsche Reise von Anfang
1938 durch das Vortragsamt in der Reichsschrift-
umsstelle (später Werbeamt), eine Abteilung im Pro-
pagandaministerium. An deren Spitze stand ab

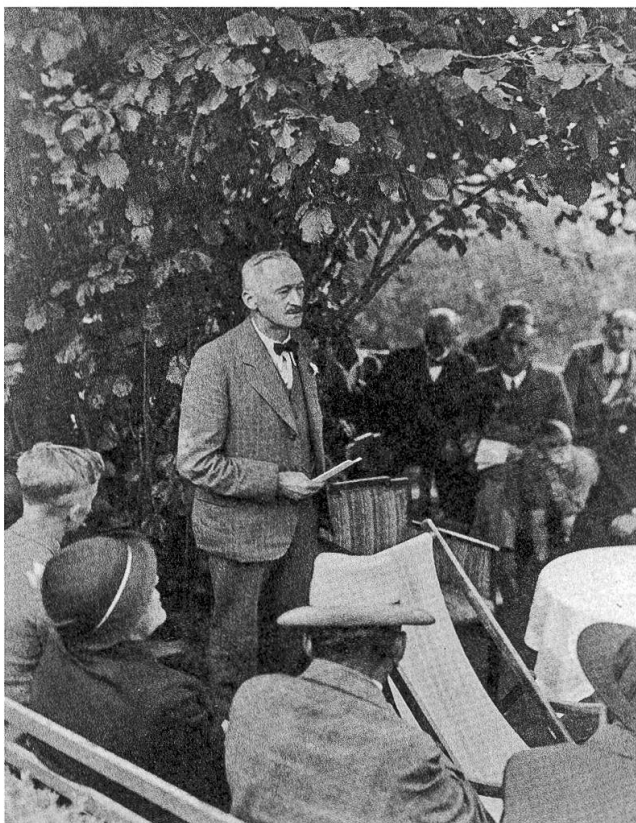
15 BAR, E 2001 D 1000/1553. Bd. 255, Gesandtschaft: Dini-
chert an Auswärtiges Amt, 21.1.1938.

16 Fröhlich, Tagebücher von Joseph Goebbels, S. 109.

17 KBTG Hu B Sch 9: 25.1.1938.

18 Freie Innerschweiz, 19.1.1938 (Mehr als bedauerlich. Von
Huggenberger über Dinichert zu Goebbels; übernommen
aus dem Volksrecht).

Abb. 98: Lesung im Freien, unbekannter Ort, Süddeutschland, 1930er-Jahre.



1936/37 der junge Jurist Otto Henning, der eine Schlüsselrolle spielte in der Gestaltung des deutschen Vortragswesens. Henning stammte aus Giessen und stand in enger Verbindung mit dem lokalen Goethe-Bund, einer bildungsbürgerlich-konservativen, seit den frühen 1930er-Jahren zunehmend nach rechts rückenden kulturellen Vereinigung mit ausgedehntem Vortragsbetrieb.¹⁹ Der Giessener Goethe-Bund und der mit ihm über die Person von Henning llierte Fichte-Bund in Berlin waren eine Art Probehühne für den Aufbau und die Organisation des nationalsozialistischen Vorlesungsbetriebs.²⁰ Von Henning stammten die organisatorischen Instrumente, mit denen dieser in den 1930er-Jahren zunehmend landesweit erfasst und gelenkt wurde. Das Vortragsamt veröffentlichte eine «Vorschlagsliste für Dichterlesungen», dort erschien auch Huggenberger mit einer Notiz, die

ihn als Bauern bezeichnete, einige Werke und seinen Wohnort nannte. «Alfred Huggenberger wurde zum Darsteller der bäuerlichen Menschen seiner Heimat.»²¹ Henning konzipierte das Instrument der sogenannten Anschluss tafeln, die im «Börsenblatt für den deutschen Buchhandel» erschienen: eine Art Fahrplan, der die Auftritte der verschiedenen Autoren in den diversen «Gauen» koordinierte. Während nahezu sechs Jahren, von 1937 bis 1942, sollte Henning Huggenberger bei allen deutschen Anlässen betreuen. Er organisierte die Termine mit den Veranstaltern, von ihm kamen die Fahrkarten, Angaben über Kontaktpersonen und Übernachtungsorte. Die Unterlagen des Vortragsamts sind am Ende des Kriegs in Berlin untergegangen; in Huggenbergers Nachlass finden sich Bruchstücke von Hennings Korrespondenz. Er war stets zuvorkommend, grüßte nie mit «Heil Hitler», sondern bald einmal «herzlich», denn er schätzte den Schweizer offensichtlich. Mehrfach begegnete man sich auch persönlich.

Nach dem Treffen mit Goebbels fuhr Huggenberger nach Leipzig weiter; insgesamt hatte er ungefähr zehn Termine, einen Teil davon mit lokalen Schweizer Vereinen. Für die Gestaltung der Anlässe war wesentlich, wer jeweils die einleitenden und abschliessenden Worte sprach und den Vortrag damit in den erwünschten Rahmen stellte. In Giessen etwa begrüßte ein höherer Verwaltungsbeamter Huggenberger als «einen volksdeutschen Dichter». «Anknüpfend an das berühmte Wort vom Volke der Dichter und Denker, stellte Kreisdirektor Dr. Lotz der Verfallskunst der vergangenen Epoche die echte Dichtung gegenüber, die im Volkstum wurzele wie

19 Ausführlich hierzu Jatho, Otto Henning; ferner Jatho, Goethe-Bund.

20 Jatho, Goethe-Bund, S. 67.

21 Vorschlagsliste für Dichterlesungen 1938/39, Reichsschriftumsstelle (von Jörg-Peter Jatho zur Verfügung gestellte Kopie).

das Werk Huggenbergers.» In der lokalen Parteizeitung klang es noch etwas entschiedener: «Völkisch und heimatlich gebunden ist heute unsere Dichtung und deshalb ist uns der deutschblütige schweizer Dichter Alfred Huggenberger so sehr willkommen.»²²

In den grösseren Städten hatten die Anlässe ein höheres Niveau als in kleinen Ortschaften. In der Universitätsstadt Giessen las Huggenberger im Grossen Hörsaal der Universität, in München im Preysing-Palais; Rudolf G. Binding, elitär-grossbürgerlicher Autor, führte ihn ein.²³ Am anderen Ende des Spektrums stand die grobschlächtig parteipolitische Veranstaltung an der letzten Station der Reise in der Kleinstadt Engen, unweit Konstanz. Einführend sprachen der Landesobmann der badischen Bauernschaft und der Landesleiter der Reichsschrifttumskammer. «Der mit dem Bild des Führers, mit den Farben des Reiches und dem Hoheitszeichen [Hakenkreuz] geschmückte «Lamm»-Saal war am Freitagabend bis auf den letzten Platz besetzt [...].»²⁴ Ein damals anwesender Deutscher erinnerte sich zwei Jahrzehnte später, aus Anlass von Huggenbergers 90. Geburtstag: «Alles was Amt und Würden hatte in der Bauernschaft, war in der braunen Uniform erschienen. Dazu die Jugend, und auch eine uniformierte Musikkapelle. Als Huggenberger den Saal betrat, empfingen ihn zu seiner augenscheinlichen Überraschung Trommelwirbel und Marschmusik. Und eine auf den Ton von «Blut und Boden» gestimmte Begrüssungsrede. Ohne auf diese einzugehen, begann der Bauerndichter seine Lesung. Was er aus seinem reichen Schaffen dafür gewählt hatte, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Jedenfalls aber, dass seine schlichten, kernigen Schilderungen wesentlich von der Schaumschlägerei abwichen, die zu jener Zeit bei solchen Gelegenheiten produziert wurde. Und diese natürliche Art, die lustigen und manchmal etwas lehrhaften Schnurren, die einen erheblichen Teil der beiden Vortragsstunden füllten, stachen so sehr vom wichtigtuersischen Gehaben der Veranstalter [ab], dass schliesslich eine wirklich er-

trägliche Stimmung herrschte.»²⁵ Nach dem Ende des offiziellen Teils habe Huggenberger genug gehabt und gern das Angebot des Buchhändlers Weber angenommen, ihn im Auto nach Singen mitzunehmen. «Dort übernachtete er im Weberschen Haus, wo heute noch sein Name im Gästebuch steht. Und am anderen Morgen fuhr Huggenberger mit dem ersten Zug über Ramsen-Etzwilen nach Frauenfeld zurück.» Verleger Baessler aus Leipzig meldete Ende März zunehmend günstige Absatzzahlen; dies sei sicher auch auf die Lesungen zurückzuführen. Letzteres unterstrich Huggenberger.²⁶

Neue Pläne im düsteren Umfeld

Henning war offensichtlich angetan vom Erfolg seines Schützlings. Auf den Herbst hatte er mit der Vorbereitung eines umfangreichen neuen Programms begonnen, das bereits in der «Anschlussstafel» vom September angekündigt wurde. Huggenberger sollte 1938/39 an zahlreichen Orten in sechs süddeutschen «Gauen» sprechen.²⁷ Zum Auftakt war er Ende Oktober zur Ersten Grossdeutschen Buchwoche nach Weimar eingeladen, dem folgten in den ersten Novembertagen Lesungen in Thüringen und an der Reichsschule des deutschen Buchhandels in Leipzig. Ein aus diesem Anlass produziertes Heft enthielt ausschliesslich Texte von ihm und sein Porträt als Titel-

22 Beide Zitate nach Jatho, Goethe-Bund, S. 95–96.

23 KBTG Hu Sch 120: Münchner Neueste Nachrichten, 3.2.1938.

24 Deutsche Bodensee-Zeitung, 8.2.1938.

25 KBTG Hu Sch 111: Südkurier, 24.12.1957 (Wie ein Bauerndichter aus Engen heimlich davonfuhr; der Autor bleibt ungenannt).

26 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 29.3.1938.

27 Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 15.9.1938, Anschlussstafel, S. 717 ff.

bild.²⁸ Die internationale Lage hatte sich in der Zwischenzeit erheblich verändert. Seit dem japanischen Angriff auf China im Sommer 1937 herrschte in Asien Krieg; im spanischen Bürgerkrieg zeichnete sich die Niederlage der Republikaner ab. Im März hatten deutsche Truppen im Handstreich Österreich besetzt; nur wenige Wochen vor Huggenbergers Reise hatten England und Frankreich Ende September 1938 in einem folgenschweren Abkommen den deutschen Kriegsdrohungen nachgegeben und die Tschechoslowakei genötigt, ihre Randgebiete mit deutscher Bevölkerung abzutreten. Dies löste neue, im Fall von Österreich dramatische Flüchtlingsströme aus. Im August sperrte die Schweiz erstmals ihre Grenze vor dem Andrang und handelte danach ein Abkommen mit Deutschland aus, die Pässe der Menschen jüdischer Herkunft zu markieren, damit sie leichter erkennbar waren. Wenige Tage nach Huggenbergers Rückkehr, vom 9. auf den 10. November, trafen landesweit organisierte Pogrome die jüdischen Gemeinschaften in Deutschland und Österreich. Wer irgend konnte, versuchte nun zu fliehen, für die meisten war es zu spät.

Die für den Winter geplanten weiteren Vortragstermine konnten nicht stattfinden: Im November trat Huggenberger für eine Operation ins Spital zum Roten Kreuz in Zürich ein. Kurz vor Weihnachten schrieb er von dort an Karl Cajka in Wien – es ist sein einziger Kommentar zur nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich: «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gern ich im Laufe dieses Winters einmal nach Wien kommen würde. Es ist lange her seit 1913! Unter [dem] verflossenen Regiment hätte ich eine Reise nicht gewagt; ich war bei den damaligen «Spitzen der Intelligenz» nicht Hahn im Korb. Ich möchte einmal so recht von Herzen weg mit Ihnen über die grosse Umwälzung und deren wunderbaren Verlauf sprechen. Hier war zu meinem Bedauern in vielen Kreisen wenig Verständnis für die wirklichen Staats- und Regierungsverhältnisse in Österreich. Die

Meinung wird vielfach unterirdisch beeinflusst oder gemacht, und der biedere Schweizer hält sie nachher für die seinige. Ich habe schon viel Abbruch erleiden müssen, weil ich nicht mit dem Haufen schreien kann.»²⁹ Die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung hatte das sang- und klanglose Verschwinden des benachbarten Staats tatsächlich als bedrohlich empfunden, wenn auch Giuseppe Motta, der konservative Schweizer Aussenminister wie Huggenberger den Deutschen zum Erfolg gratulierte. Es ist bemerkenswert, dass Huggenberger gerne nach Wien reisen wollte, wo zu dieser Zeit die grosse jüdische Minderheit Ziel einer gnadenlosen Hetzjagd war. Ebenso bemerkenswert ist der Kommentar, er sei unter dem «verflossenen Regiment» nicht gerne gesehen gewesen bei den «Spitzen der Intelligenz». Auf wen zielte die feindselige Bemerkung, wenn nicht auf die nun untergehende liberale und jüdische Kultur der Stadt? Er hätte aber nur über den nahen Bodensee blicken müssen, um sich über die deutschen Realitäten zu orientieren. Kurz vor Weihnachten war Otto Marquard mit viel Glück nach sechsmonatiger Gestapo-Haft in München wieder freigekommen und zu seiner Familie nach Allensbach heimgekehrt.³⁰

Es dauerte mehrere Monate, bis Huggenberger gesundheitlich wieder hergestellt war. Zu weiteren deutschen Lesereisen kam es vor dem Krieg nicht mehr. Erst im August 1939 fuhr er wieder nach Leipzig: Es ging um die Schlussredaktion seines Gedichtbands «Erntedank». Die deutsche Presse trommelte zum Hass gegen Polen, in Vorbereitung des Überfalls vom 1. September 1939, mit dem der Zweite Weltkrieg begann. Knapp zuvor war Huggenberger in die Schweiz zurückgekehrt.

28 KBTG Hu Z Sch 99: Feierstunden mit dem Deutschschweizer Alfred Huggenberger, Beilage zur Thüringer Volksbildungsarbeit, Nr. 1, 1939.

29 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 16.12.1938.

30 Mahnruf von Omar.

Huggenberger in Ungnade?

Mit dem Hebel-Preis hatte Huggenberger in Deutschland die höchsten Stufen der Anerkennung erreicht. Das einflussreiche Organ der nationalsozialistischen Literaturpolitik, Will Vespers «Neue Literatur», hatte ihn um einen Beitrag gebeten, der im September 1938 erschienen war: «Heimat, Herkunft, Belastung», ein sehr persönlicher Text über seinen Werdegang, der neben einigen stimmungsvollen Bildern aus der Kindheit auch die Legenden vom gönnerhaft behandelten Aussenseiter wieder aufgriff.³¹ Adolf Bartels, der Senior der antisemitischen Literaturwissenschaft, hatte ihn schon seit längerem gewürdigt. Aktuelle Handbücher der Literatur, welche die «volkhafte Dichtung» priesen, verwiesen nun vermehrt auf ihn, zum Beispiel Hellmuth Langenbucher, einer der jungen nationalsozialistischen Literaturpäpste, Schriftleiter des «Börsenblatts für den deutschen Buchhandel»; sein Bruder schrieb ebenfalls über Huggenberger.³² Dieser dankte übertrieben mit Foto- und Buchgeschenken, wie es seine Art war, wenn er sich geschmeichelt fühlte.³³ Seine Verse fanden Aufnahme in repräsentativen Gedichtsammlungen, so von Heinz Kindermann und von Will Vesper.³⁴ Die Sektionen des Nationalsozialistischen Lehrerbunds empfahlen ihn als «deutschgesinnten Schweizer Bauerdichter», der «das Lied von der Scholle, von der Mutter Erde» singe.³⁵

Im März 1938 meldeten sich auch die «Nationalsozialistischen Monatshefte» zu Wort, ein weiteres machtvolleres Organ der neuen Kulturpolitik.³⁶ Die Zeitschrift legte die pressepolitische Leitlinie dar, unter der das Thema Huggenberger und die Schweiz künftig zu behandeln waren. In «Acht und Bann» habe man ihn getan, seitdem er den Hebel-Preis erhalten und kürzlich Deutschland bereist habe. «Es hat den Anschein, als ob die marxistisch-demokratischen Zeitungen in der freien Schweiz ein Kesselreiben nicht nur gegen alle diejenigen Dichter veranstalten, die den sprachli-

chen und kulturellen Zusammenhang mit Deutschland aufrechterhalten wollen, sondern auch gegen die Mahner aus der welschen Schweiz, welche gewisse Gefahren geistiger Verengung und philisterhaften Pharisäertums beim Namen zu nennen wagen.»³⁷ Neben Huggenberger wurden Schaffner, Ramuz und Ermatinger genannt. Schon Ende Januar 1938 – Huggenberger war noch in Deutschland unterwegs – hatten deutsche Zeitungen in dieser Tonlage zu schreiben begonnen.³⁸ Entlegene kleine Blätter klärten ihre Leserschaft auf, auch wenn diese vermutlich noch nie von den erwähnten Schweizer Autoren gehört hatte. «Kesselreiben auf Schweizer Dichter, Bannstrahlen einer «Demokratie», lauteten die Schlagworte. «Nicht unbekannt sind jene Bestrebungen gewisser Kreise geblieben, eine «Schweizer Mundart» als Umgangssprache zu erklären, um mit dem Hochdeutschen jeden geistigen Verkehr zum Reich in Zukunft abzuringeln.» Man wolle Huggenberger mundtot machen, denn man fürchte mit Recht, dass er die Wahrheit sagen werde, was er in Deutschland gesehen habe.³⁹

Das tat dieser jedoch keineswegs, er hielt sich vielmehr bedeckt nach allen Seiten. Seine Reisen,

31 Neue Literatur, September 1938, S. 433–440; später auch andernorts.

32 Langenbucher, Volkhafte Dichtung, S. 217–220; Buch und Volk, Juni 1937, S. 4–5 (Walther Langenbucher unter dem Pseudonym Walther Brannt, in: KBTG Hu Sch 12, Langenbucher); siehe auch Langer, Deutsche Dichtung. Über Langenbucher, siehe Adam, Lesen unter Hitler, S. 47–48.

33 KBTG Hu B Sch 12: Hellmuth und Walther Langenbucher an A. H., 1937/38.

34 Kindermann, Rufe; Vesper, Ernte der Gegenwart.

35 Kurze Berichte von 1937/38 in KBTG Hu Sch 113/9 (Zitat) und Sch 117/6.

36 Zu der Zeitschrift siehe Berglund, Kampf um den Leser.

37 Nationalsozialistische Monatshefte, März 1938, S. 74.

38 Frühester Artikel in KBTG Hu Sch 120: Göttinger Tageblatt, 25.1.1938 (Alfred Huggenberger – geächtet!)

39 Siehe KBTG Hu Sch 120: Westdeutscher Beobachter, 9.2.1938; Wechsel-Zeitung, 10.2.1938 (Zitat).

seine Begegnungen mit in Deutschland lebenden Schweizern verschafften ihm vielfältige Eindrücke vom Leben unter der Diktatur. Doch gibt es nicht den kleinsten Fingerzeig, wie er sich dazu stellte. In seinen Briefwechseln, die in dieser Zeit immer spärlicher wurden, werden diese Fragen nie angesprochen. Menschen, die ihm einst nahe gestanden hatten, wie der Schriftsteller Jakob Bühler, der sich inzwischen der Sozialdemokratie zugewandt hatte, fragten sich öffentlich, wie der «Fall Huggenberger» wohl zu beurteilen sei. «Schweizerische Schriftsteller, schweizerische Intellektuelle und das Dritte Reich», das sei ein «mehr als peinliches Thema», befand Bühler und wies auf die Probleme der Existenzsicherung auf dem viel zu kleinen Inlandmarkt. «Wobei der Fall Huggenberger ziemlich belanglos ist. Ein unbefriedigter Ehrgeiz wird zuweilen stolpern, und von einem Schweizer Bauern zu verlangen, dass er 3000 Mark liegen lasse, ist ein bisschen stark.»⁴⁰ Das war noch freundlich ausgedrückt. Das Geld war sekundär als solches, wichtig aber als Zeichen; das Stichwort «unbefriedigter Ehrgeiz» traf hingegen ins Schwarze. Auch an andern Orten hatte man bereits öffentlich über Huggenberger nachgedacht. Ein Kommentar in der ihm verhassten linksliberalen «Nation» kreiste um Ehrgeiz und Anerkennung. «Unser Dichter-Bauer Huggenberger hat als Dichter im Vaterland viel Anerkennung gefunden. Man kann nicht sagen, dass er hat darben müssen. Wir lieben seine Gedichte und noch mehr seine Erzählungen, und wir lesen sie immer wieder. Er könnte mit uns im Grund einigermaßen zufrieden sein und hätte die Lorbeerernte in Berlin eigentlich nicht nötig gehabt.» Vielleicht aber habe man ihn als Bauern zu sehr beachtet. «Kein anderer Schweizer Bauer ist so oft auf den ersten Seiten unserer Illustrierten und Sonntagsblätter erschienen wie er [...]. Wir haben ihn zum Symbol unseres Bauernstandes gemacht und zu einem Schaustück fürs In- und Ausland. Das tut einem einfachen Mann nicht gut. Zum Glück hat uns diese Schaustellerei den Geschmack an

seinen Thurgauer Mädchen und Burschen und an seiner frischen Schreibweise nicht verdorben.»⁴¹

In den späten 1930er-Jahren hatte Alfred Huggenberger sich auf die Lockungen der deutschen Diktatur eingelassen, weil sie ihm Aufmerksamkeit, Ehre und Anerkennung erwies, während sie andere ausstieß und vernichtete. Da gab es für ihn kein Einhalten. Der Hunger nach Anerkennung machte ihn blind und kalt vor den Opfern.

40 KBTG Hu Z Sch 120/2: Arbeiter-Zeitung, Winterthur, 4.6.1938 (Jakob Bühler: Kein Geld, kein Schweizer); auch in Volksrecht.

41 KBTG Hu Z Sch 103: Die Nation, ohne Datum (Mangelnde Anerkennung, von E. G.).

40 Diskrete Parteilichkeit. Auf Reisen und aufs Neue geehrt

Für die Weihnachtsnummer 1939 bat die «Schweizer Illustrierte» prominente Autoren um einen kleinen Beitrag zum Thema «Unser Land in schwerer Zeit». Alfred Huggenberger schickte ein Gedicht (ohne Titel), das bei Kriegsbeginn im Radio gesendet worden war und ihm verschiedene positive Rückmeldungen eingebracht hatte. Es war ein Appell zur Einigkeit, zum Vertrauen auf die eigene Kraft und auf Gottes Beistand; es fügte sich nahtlos in die Anstrengung zur «geistigen Landesverteidigung». Die ersten Zeilen allerdings berühren merkwürdig: «Und wieder, da wir's kaum erahnten,/ Ereilte uns die schwere Zeit,/ Als wir uns schon die Wege bahnten/ Zu neuer Werkbeflissenheit./ Und wieder müssen wir uns fragen / Sind wir nicht mehr des Friedens wert,/ Dass uns nach wenig guten Tagen/ Die Not schon wieder beten lehrt?»¹

Der Krieg erscheint wie ein unvorhersehbares Verhängnis, das die eben der Weltwirtschaftskrise entkommene Schweiz ereilt. Dabei war doch selten ein Ereignis derart absehbar gewesen, von warnenden Stimmen seit langem angesagt, sofern man Hitler und seinem Deutschland nicht rechtzeitig Einhalt gebiete.

Ein neuer europäischer Krieg

Knapp vor dem deutschen Überfall auf Polen war Alfred Huggenberger in die Schweiz zurückgekehrt. Ende Januar 1940 meldete sich der aus Österreich stammende Redaktor des «Emmentaler Blatts», der Schriftsteller Gustav Renker, bis anhin ein Verehrer des «neuen Deutschland». Man kannte sich seit langem; er dankte für Huggenbergers Geburtstagsgratulation, wusste aber auch Neues von Staackmanns. «Heute kam nach langer langer Zeit von Freund Alfred aus Leipzig ein Brief; es geht ihnen allen sehr gut und sie sind von einer mich ganz eigentümlich berührenden Zuversicht und einer überschäumenden Hass-

welle gegen England. Wir hier denken halt darüber ein bisschen anders, wie Sie wissen, und nach meiner Meinung hat Hitler sein Volk in eine verzweifelte Sackgasse hineinmanövriert. Aber wenn man das einem Deutschen sagt, wird er rabiat. Sogar mein Junge, der über Weihnacht hier war, war diesbezüglich unbelehrbar. Also hält man am besten das Maul.»² In der Wahrnehmung mancher Konservativer wurde hier der falsche Krieg geführt. Huggenbergers alter Bekannter, Pfarrer Huber in Gachnang, schrieb kurz vor der Jahreswende 1939/40, wie er sich die Beendigung des Kriegs in Westeuropa vorstellen konnte, nämlich durch eine «Einheitsfront aller europäischen Staaten, England, Frankreich, Italien, Deutschland und aller Neutralen gegen die russische Front, die zurückgeschlagen werden muss [...]».³

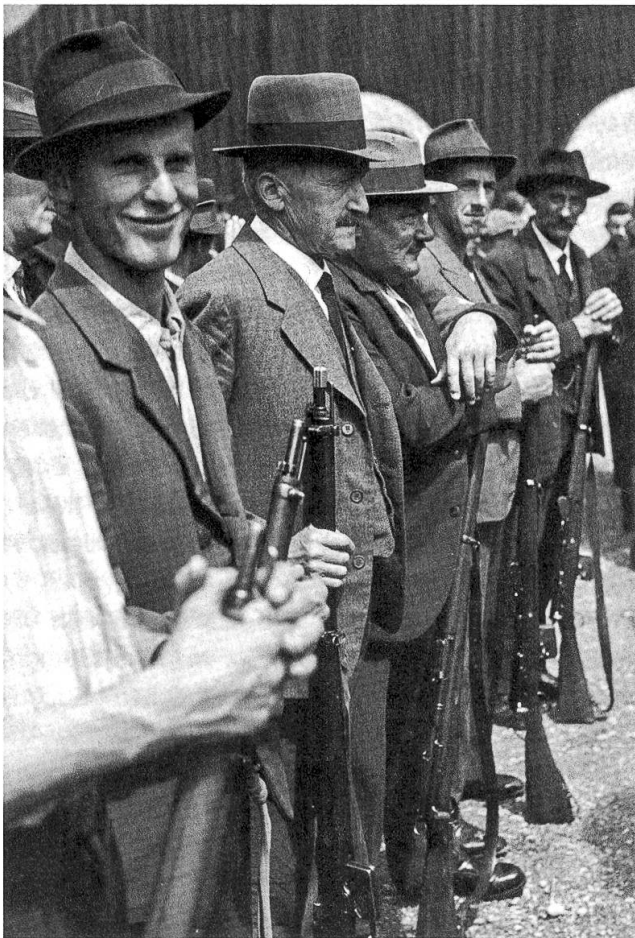
Was Huggenberger dazu dachte, erfahren wir nicht. Anfang August 1939, kurz vor Kriegsbeginn, hatte ihm Karl Cajka aus Wien geschrieben und, aus dem «Völkischen Beobachter» zitierend, seine Ansicht ausgebreitet, dass die zur «Weltkatastrophe» treibende internationale Krise letztlich auf einen tragischen «Bruderkampf» zwischen Deutschland und England zurückgehe. Als völkischer Romantiker war er auch mit der aktuellen Entwicklung im «Dritten Reich» nicht ganz glücklich. «Unlängst sagte mir jemand: Wir verteidigen ein Deutschland (das Deutschland eines Eichendorff, eines Mörike und ihresgleichen) und vernichten es zugleich! Der Mann hat erschreckend recht. Es geht um unser Inneres Reich, um das «ewige Deutschland», das im Maschinen- und Rüstungsstohuwabohu, in der Luft der «Volksmotori-

1 Schweizer Illustrierte Zeitung, 20.12.1939.

2 KBTG Hu B 226: Emmentaler Blatt (Gustav Renker) an A. H., 25.1.1940.

3 Evang. Kirchgemeindearchiv Gachnang, Chronik der Kirchgemeinde, 2. Bd., 26.12.1939, S. 345 (aus einem der Chronik beigefügten Brief an Direktor Wachter, Winterthur).

Abb. 99: Mitglied der Ortswehr Gerlikon, die 1940 entstand.



sierung» (leider ein Führer-Wort) nicht zu gedeihen, nicht zu bestehen vermag! Wo zeigt sich ein Ausweg, wo erhebt sich, acker- und waldverschworen und felsenfest der Bauernheiland unserer aus allen Fugen geratenen Zeit?»⁴ Huggenberger antwortete erst im März 1940 an Cajkas Feldpostadresse. «Ich war bis Ende August 39 in Leipzig und hatte dann Eile, vor Torschluss noch heim zu kommen. Ich sehe den ganzen Verlauf so an, wie Sie ihn schildern. Wenn Geschehenes ungeschehen gemacht werden könnte, so würde nach meinem Dafürhalten heute keine Kriegserklärung von Stapel gehen.» Der Satz war sprachlich so missraten wie gedanklich schief. Huggenberger gibt sein Einverständnis mit der deutschen Propa-

ganda zu erkennen, gemäss der nicht der deutsche Überfall auf Polen, sondern die nachfolgenden Kriegserklärungen Englands und Frankreichs für die europäische Katastrophe verantwortlich gewesen seien. Seine nachfolgende Ausführung bekräftigt das Misstrauen gegenüber den Westmächten. «Wir sind hier etwa gar nicht in beneidenswerter Lage. Das ganze Land ein Heerlager, da wir doch nach allen Seiten und für alle Möglichkeiten bereit sein müssen. Was die Versorgung anbelangt, geht es ja bis jetzt schon; aber es können jederzeit weitere Verwicklungen eintreten, so dass wir dann fast auf uns selber angewiesen sind. Zudem scheint die Neutralität im Westen immer tiefer im Kurs zu stehen. Ich hoffe nur, die Sache werde nicht zu lange dauern, und es werde diesmal einen vernünftigen und dadurch dauerhafteren Frieden [geben].»⁵

Wenige Wochen später überfiel Deutschland die neutralen Länder Dänemark und Norwegen. Am 10. Mai erfolgte der Angriff im Westen, erneut traf es zuerst drei neutrale Kleinstaaten, die Niederlande, Belgien und Luxemburg, dann brach Frankreich unter dem Ansturm zusammen. Das kam unerwartet. Die deutsche Wehrmacht stand mit einem Mal als scheinbar unbesiegbare Kriegsmaschine da; England wurde einzig durch das Meer vor einer ebenso schnellen Niederlage bewahrt. War Hitler am Ende doch der geniale Feldherr, für den ihn die deutsche Propaganda ausgab? Welche Rolle würde die Schweiz auf dem sich abzeichnenden, von Deutschland beherrschten Kontinent spielen? Den ganzen Sommer über rurmorte es im Land. Die «Frontisten» spürten wieder Rückenwind. Starke anpassungsbereite Kräfte in den bürgerlichen Eliten von Politik, Militär und Wirtschaft wirkten hinter den Kulissen, der Bundesrat agierte zweideutig. Ende Juli setzte der General ein Zeichen

4 KBTG Hu B Sch 140: Cajka an A. H., 2.8.1939.

5 Ebd.: A. H. an Cajka, 16.3.1940.

mit dem Rütli-Report, womit klargestellt war, dass die Schweiz nicht einfach demobilisieren würde, sondern sich auf einen langdauernden Konflikt einstellte. Vom Sommer in den Herbst bearbeitete, ausgehend vom Volksbund für eine unabhängige Schweiz, eine rechtsbürgerliche Allianz den Bundesrat, er möge die Presse disziplinieren, um eine deutschfreundliche Berichterstattung zu gewährleisten. Im Herbst ging eine entsprechende Petition an die Landesregierung, später als «Eingabe der 200» bekannt, unterzeichnet von 173 Personen der bürgerlichen Eliten, darunter 80 Offizieren. Alfred Huggenberger zählte nicht zu den Unterzeichnern, obwohl er seit langem dem Volksbund angehörte, genauso wenig wie der geschätzte Pfarrer Arnold Knellwolf in Stein am Rhein, der sich im Dezember 1940 an der Jahresversammlung des Volksbunds beschwerte, dass eine kleine Clique alle Entscheidungen an sich gerissen habe.⁶ Mit Otto Wirz befand sich nur ein einziger Schriftsteller unter den Unterzeichnenden. Ein halb-öffentliches Auftreten dieser Art – die Aktion liess sich nicht ganz vor der Presse verbergen – hätte Huggenberger zutiefst widerstrebt, selbst wenn man ihn konkret angefragt hätte, wofür es keine Anzeichen gibt.

Dass er grundsätzlich ähnlich dachte, bestätigt eine Notiz vom März 1941, entstanden auf einer seiner Deutschlandreisen. «Eine mit Deutschland befreundete Schweiz – so befreundet, wie sie es in den besten Zeiten war – kann für das Reich mehr wert sein als eine gewaltsam angegliederte. Voraussetzung ist, dass diese Schweiz nicht das Sprungbrett –, nicht das Eldorado (der Schlupfwinkel) heimlicher Reichsfeinde sei.»⁷ Die Notiz erinnert an die Bestrebungen jener Zeit, der Schweiz eine (allerdings minimale) Souveränität zu sichern, indem man sich im vermeintlichen deutschen Siegeszug möglichst nützlich machte. Das aber hatte seine innenpolitischen Konsequenzen, es bedingte die Ausschaltung sogenannter Reichsfeinde, der schweizerischen wie der fremden. Der Gedanke implizierte unter anderem,

dass nicht die Machthaber in Deutschland, die sich von den Grundwerten der Zivilisation verabschiedet hatten, sondern die zur Ohnmacht verurteilten deutschen Hitler-Gegner in ihrem prekären Asyl eine Bedrohung für die Schweiz darstellten. Der Begriff der Reichsfeinde führt an den nationalsozialistischen Sprachgebrauch heran. Die deutsche Propaganda verwendete ihn in ihrer aggressiven Polemik gegen die Eidgenossenschaft.⁸

Huggenbergers Korrespondenz mit Karl Cajka gibt weiteren Aufschluss über sein Denken in der ersten Kriegshälfte, bevor der Kontakt mit dem Österreicher abbrach. Der Austausch von Meinungen war allerdings spürbar gebremst vom Wissen um die Zensur. «Empfangen Sie herzliche Grüsse aus der Schweiz, die auch noch immer ein Heerlager ist», schrieb er im August 1940, nach dem Zusammenbruch Frankreichs. «Wir haben z. Zeit in den Dörfern hier Internierte aller Farben und Rassen. Alle Herzen sehnen sich nach einer bessern Zeit, die zum Wohl Europas recht bald heraufsteigen möge! Man kann nicht reden. Man muss schweigend warten.» Im November 1940 hiess es: «Ich wünsche Ihnen und Ihrem Volk alles Gute! Möge alles zum trostreichen Ende kommen!»⁹

Wieder unterwegs in Deutschland

Im Herbst 1940 reiste Huggenberger wieder nach Deutschland. Die Initiative ging von der Schweizer Kolonie München aus, die sich an das Ausland-

6 Hierzu und zum Weiteren siehe Waeger, Sündenböcke, S. 146 und andernorts.

7 KBTG Hu L 6: Notizbüchlein, angeschrieben «Reise 1942», unpaginiert, bezieht sich jedoch auf 1941.

8 Siehe die Verwendung des Begriffs der Reichsfeinde im sehr aggressiven Leitartikel, in: Völkischer Beobachter, 26.11.1942 (Die Schweiz macht sich zur Plattform der jüdischen Hetze).

9 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 16.8. und 17.11.1940.

Abb. 100: Lesung beim Fichte-Bund, Berlin
17. Januar 1941.

Berliner Kulturabende

veranstaltet von der
Fichte-Gesellschaft Berlin
im Reichswert Buch und Volk in Verbindung mit dem
Reichspropagandaamt Berlin und der Reichshauptstadt Berlin

EINLADUNG



Der Schweizer Bauerndichter
Alfred Hugenberg
liest aus eigenen Werken

Mittwoch, den 29. Januar 1941, abends 6.30 Uhr, im Großen Saal des
Studentenwerks Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 34 (Ende gegen 8 Uhr)

EINTRITTSKARTEN zu 1.— RM. in den bekannten Theater- und Konzertkassen und führenden Buch-
handlungen, Vorbestellungen auch telefonisch oder schriftlich in der Geschäftsstelle der Fichte-Gesellschaft,
Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Straße 9, Ruf 8768 00.

Mitglieder der Fichte-Gesellschaft haben an dieser Veranstaltung mit Ausweis freien Eintritt.

schweizerwerk der Neuen Helvetischen Gesellschaft wandte. Diese plante gleich eine Reihe von Vorträgen. Hugenberg erklärte sich bereit, unter Verzicht auf das von den Münchnern gebotene bescheidene Honorar nur gegen Entgelt der Spesen zu sprechen, zögerte einen Moment wegen Erkrankung seiner Frau, fuhr dann aber Anfang Dezember nach Stuttgart, Wien, München und Bregenz.¹⁰ Die lokalen Schweizer Konsulate waren bei der Organisation behilflich.

Er war kaum wieder daheim, als sich Otto Henning vom «Werbe- und Beratungsamt» mit dem Wunsch nach einer weit grösseren Vortragsreise meldete. Im Wesentlichen handelte es sich um das nachgeholte Programm des Winters 1938/39. Hugenberg sagte sogleich zu, verschob diverse Schweizer

Termine und meldete den Wunsch an, für Leipzig zwei Tage zu reservieren, denn die lokale «Schweizer-Gesellschaft» hatte ihn bereits angeschrieben. Es war seine grösste Tournee mit ungefähr zwanzig Stationen vom 16. Januar bis 10. Februar 1941, beginnend im besetzten Strassburg, endend nahezu vier Wochen später in Karlsruhe; dem folgte eine etwas kleinere Reise in der zweiten Märzhälfte mit rund siebzehn Auftritten. Die Belege sind dürftig, die Zeitungsberichte fehlen im Nachlass, obwohl Hugenberg sich durch einen Pressedienst immer ausführlich dokumentieren liess. Offen bleibt daher, wie viele Vorträge er vor lokalen Schweizer Vereinen hielt, wie viele vor rein deutschem Publikum. Auf sieben, deren Veranstalter bekannt sind, entfällt nur einer, nämlich der in Leipzig, auf einen Schweizer Verein. Henning dirigierte ihn wie schon 1938 zum Fichte-Bund nach Berlin und zum Goethe-Bund nach Giessen. Die Anlässe liefen haargenau gleich ab wie 1938 und selbstverständlich beschwor der wiederum zur Begrüssung erschienene Dr. Paul Hövel vom Propagandaministerium die «kulturelle Verbundenheit aller deutschen Stämme diesseits und jenseits der Grenze».¹¹ So berichtete die Schweizer Gesandtschaft dem Aussendepartement in Bern. Georg Bingle erinnerte sich Jahre später, als die Universität Giessen und ihr Grosser Hörsaal in Trümmern lagen: «Ich sehe Sie heute noch und bewundere Ihre Geduld und Güte, mit der Sie den Wünschen Ihrer zahlreichen Hörer entsprachen: sie schrieben nicht nur Ihren Namen, sondern lange Vier- oder gar Sechszeler, was für die meisten Verehrer etwas Neues war.»¹²

In Jena und Karlsruhe, vermutlich auch in Wittenberg, las Hugenberg an geschlossenen Veran-

10 Siehe Korrespondenz in KBTG Hu Sch 27: Couvert «Vorträge 1941».

11 BAR E 2001 D, 1000/1553, Bd. 255: Gesandtschaft an Politisches Departement, 31.1.1941.

12 KBTG Hu B 107: Bingle an A. H., 31.12.1947.

staltungen der Hitler-Jugend. In Weimar kam es am 1. Februar zur Begegnung mit der Ehefrau von Knut Hamsun, dem international bekannten norwegischen Autor, der sich auf die Seite der nationalsozialistischen Besatzer seines Heimatlands geschlagen hatte. Marie Hamsun hatte am Vorabend gelesen und nahm an Huggenbergers Veranstaltung teil, wie die deutsche Presse berichtete. «Die Begegnung wurde als ein symbolhaftes Gleichnis der Grösse und Einheit des germanisch-deutschen Raumes, der von Norwegen bis zum Schweizer Jura reicht, gefeiert.»¹³ In München traf Huggenberger am 10. Februar ein letztes Mal mit Alfred und Clara Staackmann zusammen; sein alter Verleger, der ihm den deutschen Markt erschlossen hatte, starb Anfang März an einem Schlaganfall. Ein Nachruf rühmte sein Eintreten «für das österreichische und sudetendeutsche Schrifttum. Er hat ihm den Weg ins Reich, zum ganzen Volk geebnet und damit in stärkster Masse den geistig-seelischen Anschluss gefördert.» Für diese Verdienste hatte Hitler ihn im Frühjahr 1938 mit der «Goethe-Medaille» ausgezeichnet; dem war ein Ehrendoktorat der Universität Wien vorausgegangen.¹⁴

Die wenigen zu dieser Reise vorliegenden Presseberichte verzichteten auf scharfe ideologische Ausfälle, beschränkten sich auf Inhaltsangaben, beschworen das echte und ewige Bauerntum, vielleicht auch einmal die kulturelle Verbundenheit im deutschen Sprachraum. Die politische Enthaltensamkeit entsprach dem besonderen Wunsch Huggenbergers. Otto Henning, der für Berlin auch ein Gespräch vorgesehen hatte (es bleibt unklar mit wem), bestätigte auf seine offensichtlich besorgte Anfrage hin: «Ich werde selbstverständlich Ihre Wünsche erfüllen. Bei den Zwiegesprächen handelt es sich nicht um politische Fragen, sondern diese werden einen literarischen Charakter haben.»¹⁵

Es fehlen Aufzeichnungen Huggenbergers über seine Eindrücke und Begegnungen; auch in seinen Briefen sind diese kein Thema. Dies steht in markan-

tem Gegensatz zu Meinrad Inglin – auch er Autor bei Staackmann – der im Februar 1940 nach Deutschland reiste, um Lesungen vor Schweizerkolonien abzuhalten. Er erkrankte schwer und konnte nur einen Teil der vereinbarten Termine wahrnehmen. Für die ausgefallene Lesung in Stuttgart folgte später im Jahr Huggenberger als Ersatz. Inglin verfasste einen tief nachdenklichen, erst viel später publizierten Bericht über seine Erfahrung in dem von der Diktatur gebannten Land. Die isolierten Auslandsschweizer bestürmten ihn mit Fragen – neben den Ängstlichen und Angepassten traf er überall auf Landsleute, «die mit sowohl menschlicher wie politischer Entrüstung den Gang der Dinge in Deutschland eine Katastrophe nannten, in der Öffentlichkeit jedoch notgedrungen darüber schweigen mussten».¹⁶ Ganz anders reiste Huggenberger. Seine Besuche in Deutschland waren nicht getragen von einem Willen zum Wissen, was dieses Volk bewegte. Sonst hätte er etwas zu berichten gehabt. Er folgte dem Hunger nach Selbstbestätigung und einem bedenkenlosen Erwerbsstreben. Ein einziges Notizbüchlein mit eingeklebtem Kalenderblatt für den März 1941 liegt vor. Offensichtlich diente es ihm unterwegs, denn es enthält auch Angaben über Zugverbindungen und Adressen. Daneben machte er Notizen zu zwei Prosatexten, an denen er arbeitete; es ging um die Liebe. Dazwischen eingeschoben aber plötzlich doch eine Reiseimpression aus Karlsruhe, wo er von Sonntag auf Montag, 30./31. März 1941 im Hotel Reichshof neben dem Bahnhof übernachtete: «Deutschland im Krieg. Lie-

13 Heilbronner Tagblatt, 7.2.1941, Begegnung in Weimar. Abgelegt in der Dokumentation der Schweizer Gesandtschaft in Berlin (BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255).

14 Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 8.3.1941, S. 83; für die Auszeichnung siehe ebd., 24.5.1938, S. 425. Zum Ehrendoktor Hall, Verlagsgeschichte, Bd. 2, S. 532 ff.

15 KBTG Hu B 406: Henning an A. H., 24.1.1941.

16 Inglin, Missglückte Reise, S. 171; zur Reise siehe auch von Matt, Meinrad Inglin, S. 202 ff.

bende Mädchen, (Karlsruhe, Reichshof) die allein sitzen: Ihre Geliebten sind eben wieder (zum grossen Endkampf) eingerückt. Der Strom der Sehnsüchte wird zur Macht. Die Liebe baut Altäre. Der Gott, der alles sieht, sieht auch da weiter.»¹⁷ Das erinnert an seine früheren Notizhefte, in denen öfter eine Beobachtung fliessend in einen eigenen Gedanken übergeht; mit dem Unterschied allerdings, dass er sich nicht auf Wanderung im Tösstal, sondern im Krieg führenden nationalsozialistischen Deutschland befand. Der Begriff des Endkampfes hat eine bedrohliche Note; man vermag ihn heute kaum zu lesen, ohne dass sich Assoziationen einstellen zu «Endsieg» oder «Endlösung», monströse Wortschöpfungen des herrschenden Regimes. Die vom Anblick der allein sitzenden jungen Frauen ausgelöste Gedankenkette, die sich über verkitschte Liebesbilder hin zu Gott bewegt, wirkt auf eine gespenstische Art realitätsfern in diesem Deutschland des Frühjahrs 1941. Aus welchen Gründen auch immer, die Notiz war Huggenberger wichtig genug, dass er sie acht Jahre später noch einmal gekürzt in ein Heft eintrug.¹⁸

Zum Sommerbeginn 1941 griff Deutschland die Sowjetunion an. Die kriegerische Gewalt sprengte nun alle Grenzen, beispiellose Verbrechen gingen damit einher. Der Angriff durchfuhr das konservative und bürgerliche wie auch das politisch links stehende Europa wie ein Schock. Wo die einen den Untergang eines verhassten, sich als sozialistisch darstellenden politischen Systems erhofften, fragten sich die andern voll banger Ungewissheit, ob Russland der barbarischen Invasion standhalten würde. Ende Juli, als mit dem raschen Vormarsch der Wehrmacht alles nach einem neuen deutschen Triumph aussah, schrieb Huggenberger dem österreichischen Brieffreund, Karl Cajka: «Bei uns beherrschen jetzt die gelben Getreidefelder die Landschaft, da wir bedeutend mehr Brotgetreide (und natürlich Kartoffeln) pflanzen müssen, als in Normalzeiten. Die Ernte, die zum Teil schon begonnen hat, verspricht einen sehr

guten Ertrag, und wir dürfen hoffen, dass wir auch im schwersten Fall noch für ein Jahr zur Not zu leben haben. Unterdessen dürfte dann vielleicht doch das schwere Weltringen zum glücklichen Ende kommen.»¹⁹ Sofern dies nicht völlig gedankenlos hingeschrieben war, konnte ein glückliches Ende innerhalb des nächsten Jahres nur ein deutscher Sieg sein.

Huggenberger gingen auch Nachrichten zu, die in eine andere Richtung wiesen. So drang die mutige Stimme von Emma Schweitzer aus Goslar, wo Huggenberger im März 1941 gelesen hatte, im August durch die Zensur. Ihren Abscheu vor dem Krieg ausdrückend, zitierte sie aus «Stille der Felder». «Meine frohgesinnten jungen Freunde sinken in die weiten Gräber der Ukraine, sie finden ihren frühen Tod im Meer und wissen sterbend noch zu sagen/ von quälend unbezahlter Schuld. [...] Denken Sie in Güte an uns! Freude und Friede weichen seit langem von uns [...].»²⁰ Zum Jahresende 1941 sprach Huggenberger in einem Gedicht erneut die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende aus.²¹ In der letzten überlieferten Kriegszuschrift an Cajka schrieb er am 20. Februar 1942: «Es sind so ungeheure Dinge geschehen in der letzten Zeit, dass man doch der Zukunft mit mehr Vertrauen entgegenseht. Möchte es nur einmal Frühling werden!»²² Mit dem Kriegseintritt Japans und der Vereinigten Staaten Anfang Dezember 1941, der mit gewaltigen Anfangserfolgen Japans einherging, war definitiv die – für Deutschland und seine Verbündeten letztlich katastrophale – Ausweitung zum Weltkrieg erfolgt. Wenige Tage bevor Huggen-

17 KBTG Hu L 6: Notizbüchlein, angeschrieben «Reise 1942», bezieht sich jedoch auf 1941.

18 KBTG Hu M 250: Notizhefte «Gedichte und Skizzen», unpaginiert.

19 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 28.7.1941.

20 KBTG Hu B 918: Emma Schweitzer an A. H., 18.8.1941.

21 KBTG Hu Sch 100/1: S'neu Johr, in: Anzeiger Affoltern, 30.12.1941.

22 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka, 20.2.1942.

berger seine Karte schrieb, war am 15. Februar 1942 Singapur gefallen, eine schwere britische Niederlage in Asien. Dass er die weit folgenreichere deutsche Niederlage vor Moskau im Auge hatte, mutet unwahrscheinlich an. Erst recht bezweifeln lässt sich, dass die Bildung der grossen Ost-West-Koalition gegen Hitler-Deutschland sein Zukunftsvertrauen gestärkt haben könnte.

Ein Preis in finsternen Zeiten

Seit den Anfängen des Erwin von Steinbach-Preises war Alfred Huggenberger als möglicher Empfänger im Gespräch gewesen. Die Verleihung des Hebel-Preises hatte 1937 einen Aufschub bewirkt, dann waren zunächst die Elsässer an der Reihe, Huggenberger aber ging im Kuratorium nicht vergessen.

Der Preis war von dem Hamburger Grosskaufmann Alfred Toepfer ins Leben gerufen worden, der aus seinem Vermögen ab 1931 ein kompliziertes Netzwerk von Stiftungen und Kulturpreisen unter dem Dach der Freiherr von Stein-Stiftung ins Leben rief. Die lang praktizierte Geheimniskrämerei um die Stiftung zog schon damals Spekulationen nach sich. Aus seiner Ablehnung der Weimarer Republik heraus engagierte Toepfer sich vor allem für die sogenannten Volksdeutschen jenseits der staatspolitischen Grenzen. Neben den zentralen politischen NS-Preisen gehörten die Toepferschen Auszeichnungen zu den höchstdotierten. Sie waren immer politisch gemeint (die Empfänger waren vom Propagandaministerium zu billigen), doch war der ganze Rahmen – die akademische Gestaltung der Feierlichkeiten – darauf angelegt, den Schein des Unpolitischen zu wahren. Auch Schweizer wirkten mit in dem von Toepfer geschaffenen Netzwerk. Sie standen in Verbindung mit den Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften, einem deutsch-akademischen Netzwerk konservativer Wissenschaft. So gab es Beziehungen zum Volksbund für

eine unabhängige Schweiz und dessen Sekretär, dem Aargauer Staatsarchivar Hektor Ammann, sowie zum Deutsch-schweizerischen Sprachverein von Pfarrer Eduard Blocher.²³ Zur Schlüsselfigur wurde der Kulturgeograf Friedrich Metz, der als Rektor der Universität Freiburg im Breisgau schon 1937 bei der Verleihung des Hebel-Preises an Huggenberger mitgewirkt hatte.²⁴

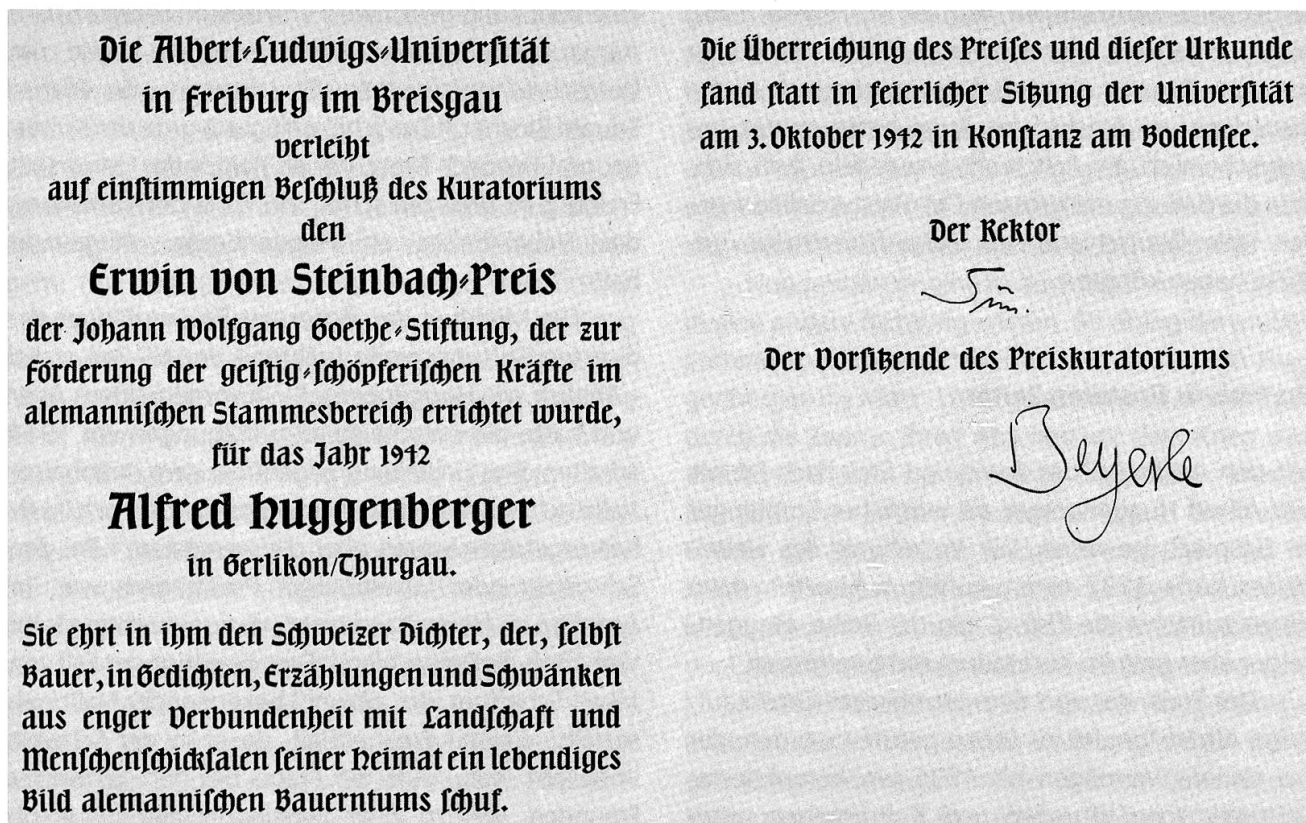
Die Mehrheit der insgesamt 84 Empfänger der diversen Stiftungspreise während der NS-Zeit stand – ähnlich wie Huggenberger – in vorgerücktem Alter und hatte die entscheidenden Prägungen vor 1914 erhalten; ihre Einstellung gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland war positiv, politisch aktiv hervorgetreten waren aber die wenigsten.²⁵ Bei den Schweizer oder Luxemburger Preisträgern war ihr Ansehen im Heimatland nicht weniger wichtig als ihr Verhältnis zu Deutschland. Dies bestätigt der Fall von Jakob Schaffner, der, obwohl bekennender Nationalsozialist, keinen Preis erhielt, da er in der Schweiz unbeliebt war. «Auf die Frage bei den Schweizer Freunden, wer zu einer Verleihungsfeier für Jakob Schaffner aus der Schweiz nach Freiburg kommen würde, bekam ich fast durchweg eine ziemliche Absage. Es wären vielleicht einige Angehörige der «Nationalen Front» gekommen, wohl auch Alfred Huggenberger und auch einige andere mannhafte Deutschschweizer, aber die eigentlich Prominenten wären sämtlich weggeblieben, und Basel wäre kaum vertreten gewesen.» So berichtete Metz im März 1940 dem Reichsinnenministerium und fügte vielsagend hinzu: «Wenn einmal das Verhältnis zu unserem südlichen Nachbarn neu geordnet werden sollte», dann komme auch Schaffner für einen Preis in Frage.²⁶ Schon 1940 war, neben Emanuel Stickel-

23 Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienst*, S. 679–687.

24 Über Metz siehe Grün, *Der Rektor als Führer*.

25 Zimmermann, *Kulturpreise*, S. 68.

26 Zitiert bei Zimmermann, *Die Kulturpreise*, S. 230–231.



berger, erneut auf Huggenberger und seinen kommenden 75. Geburtstag hingewiesen worden.²⁷ Dieser gab denn auch den äusseren Anlass für die Nomination, über die keine näheren Unterlagen existieren. Im April 1942 informierte der Jurist Franz Beyerle, ein Mitarbeiter von Friedrich Metz, den Rektor der Universität Freiburg über die zu Jahresbeginn getroffene Wahl des Kuratoriums. Die Bedeutung des Autors sei allseits anerkannt «und in seiner Einstellung zum Deutschen Reich hat sich Alfred Huggenberger niemals geändert».²⁸ Nach der Zustimmung des Rektors stellte Metz Antrag beim Aussenministerium, das im Mai unter erneutem Verweis auf die stets positive Haltung Deutschland gegenüber zustimmte. Es folgten die übrigen Ministerien. Die Bekanntgabe an die Presse erfolgte Anfang August;²⁹ die Meldung blieb in der Schweiz nahezu unbeach-

tet, obwohl der Preis einen weit höheren Rang als der von 1937 hatte.

Auch die schweizerische Diplomatie blieb diesmal eher zurückhaltend. Als positiv vermerkte man, dass der Preisempfänger «nicht etwa als alemannischer, sondern als Schweizer Dichter und Bauer angesprochen worden sei».³⁰ Das Departement des Innern hingegen fürchtete wirtschaftlich-geistige Subversion

27 Ebd., S. 229.

28 Ebd., zitiert S. 255–256.

29 Paul Hochstrasser von der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin sandte Huggenberger drei deutsche Pressemeldungen vom 8./9.8.1942 (KBTG Hu B 423: Hochstrasser an A. H., 2.9.1942).

30 BAR, E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Abt. für Auswärtiges an Departement des Innern, 5.11.1942.

und bat um weitere Informationen: «Wie Ihnen bekannt sein dürfte, werden von deutscher Seite, von offiziellen und privaten Stellen, gegenwärtig Versuche zur stärkeren Einflussnahme auf unser Schrifttum gemacht. Diese Versuche gehen u. a. in der Richtung, dass deutsche Verlage in vermehrtem Masse schweizerische Autoren zu gewinnen suchen und überdies bestrebt sind, mit einzelnen schweizerischen Verlagen eine Zusammenarbeit zu erreichen.»³¹

Die Übergabe des Preises verlegte man von Freiburg nach Konstanz, um den Schweizer Gästen das Kommen zu erleichtern. Sie fand am Samstag, 3. Oktober 1942 im feierlich geschmückten Konzilgebäude statt. Eine stattliche Zahl von Schweizern sei erschienen, berichtete Friedrich Metz zufrieden; gemäss «Thurgauer Zeitung» waren es allerdings, neben Huggenberger, seiner Frau und seinem Schwiegersohn nur etwa ein Dutzend, darunter der Preisträger von 1937, Othmar Schoeck, Regierungspräsident Jakob Müller und Konsul Zwicky aus Freiburg.³² Der letztere kam unbewilligt, was im Politischen Departement in Bern Ärger erregte, umso mehr als die deutsche Presse ihn als Vertreter der schweizerischen Landesregierung hinstellte.³³ Die Vertreter der Universität Freiburg waren im Talar erschienen. Die Festansprache hielt Professor Franz Beyerle. «Der Preis gilt nicht dem dichterischen Werk als solchem», betonte der Jurist. Es sei der «Dienst am Volk, die segensreiche Wirkung, die von einem Kunstwerk ausgeht», die man ehre. Diese Wirkung machte er einerseits «in der Weihe bäuerlichen Lebensinhalts» fest, anderseits am «Erdgeruch» einer Sprache, die von der alemannischen Stammesart zeuge, und diese in die «gesamtdutsche Sprachkultur» einfüge. Huggenberger liess seinem Dank einige freundliche, in scherzhaft-leichtem Tonfall gehaltene Jugenderinnerungen an Konstanz folgen.³⁴ Regierungspräsident Jakob Müller setzte einen eigenen Akzent, der wieder in die Gegenwart führte, als er beim Nachtessen sprach und an die leider seit langem gestörten wirt-

schaftlichen Beziehungen erinnerte. Namentlich sprach er die Hoffnung aus, «dass dieser grauenvolle Krieg bald zu Ende sein werde».³⁵

Der Preisübergabe folgte abends im «Grenzlandtheater» die Uraufführung von Huggenbergers Bauernkomödie «Heinrichs Brautfahrt», eine weitere Bearbeitung seines Stücks «Die Werbung» von 1899. Der Erfolg animierte ihn, weitere Theaterstücke ins Schriftdeutsche zu übersetzen. Doch wurde nichts mehr daraus.

Man verbrachte die Nacht in Konstanz, um am Sonntag einen Ausflug mit dem Schiff nach Meersburg zu unternehmen; die Stadt Konstanz hatte mit einer Sonderzuteilung den Treibstoff bewilligt. Die Inszenierung klappte perfekt. «Diese Johann Wolfgang Goethe-Stiftung hat mit Politik nichts zu tun», befand die «Thurgauer Zeitung» in entwaffnender Naivität. «Sie wird ausschliesslich von Männern der Kunst und der Wissenschaft verwaltet.»³⁶ Pfarrer Walther Huber aus Gachnang las die Konstanzer Zeitungsberichte von der Feier in gehobener Stimmung und schrieb offenbar in diesem Sinn an den Preisträger, wie er in der Pfarreichronik festhielt: «Es waltet ein wunderbarer Friede zwischen diesseits und jenseits der Grenzen, dass man sich förmlich fragen muss, ob überhaupt Krieg ist oder nicht – ja sich wundern muss, wie überhaupt nur Krieg sein kann. Vielleicht nur wegen einer Illusion, die Menschen sich selbst vortäuschen und welche Illusion sie Grenze heissen. [Ich] liess gar keinen Zweifel, dass kein Krieg

31 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Departement des Innern an Politisches Departement, 6.9.1942.

32 Zimmermann, Kulturpreise, S. 259; Thurgauer Zeitung, 6.10.1942 (Eine Ehrung Alfred Huggenbergers).

33 Siehe Korrespondenz in BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255.

34 Beide Ansprachen in KBTG Hu L Sch 61/1, Steinbach-Preis.

35 StATG 8'650, 31: Ansprache Jakob Müller.

36 Thurgauer Zeitung, 6.10.1942 (Eine Ehrung Alfred Huggenbergers).

sein muss von Gottes wegen und dass der Krieg der ärgste Atavismus darstellt, zumal heute, der sich nur denken lässt.»³⁷ In der Schweiz mochten allerdings nur wenige sich an diesem Schein des Friedens freuen. Sogar im Thurgau ignorierte die Presse die Preisverleihung fast durchweg.

Knapp hinter der Idylle lag das Grauen. Wenige Tage vor der Preisverleihung, am 30. September, hatte Hitler im Berliner Sportpalast vom Entscheidungskampf um Stalingrad und vom russischen Erdöl gesprochen und die unüberwindbare deutsche Kraft beschworen. Es war, wie die Schweizer Presse treffend kommentierte, der Übergang zur Defensive, es fehlte im Unterschied zum Vorjahr jede Ankündigung des definitiven Siegs. Dafür aber griff Hitler, sich selbst zitierend, auf seine öffentlichen Drohungen vom ersten Kriegstag 1939 zurück: Wenn das Judentum noch einmal einen Weltkrieg anzettelt, «dann werden nicht die arischen Völker ausgerottet, sondern das Judentum [...]. Die Juden haben einst auch in Deutschland über meine Prophezeiungen gelacht. Ich weiss nicht, ob sie heute auch lachen oder ob ihnen das Lachen bereits vergangen ist.» So berichtete die «Thurgauer Zeitung» am 1. Oktober und liess am 2. Oktober, dem Tag vor der Preisverleihung, einen hellsichtigen Kommentar folgen, der in der Schweiz nicht seinesgleichen hatte: «Mit keinem Wort sprach Hitler von den Massnahmen gegen die Juden im besetzten und unbesetzten Frankreich und in Deutschland selbst; aber seine Worte müssen wohl als eindeutiger Kommentar zu den jüngsten Judendeportationen aus Frankreich verstanden werden. Wenn man bisher sich darüber im Ungewissen sein konnte, was die nach dem Osten deportierten Juden zu erwarten hätten, so ist heute nach Hitlers eindeutiger Erklärung, ein Zweifel darüber nicht mehr möglich; Hitlers Worte können nur in dem Sinn interpretiert werden, dass die Ausrottung der Juden einer jener Punkte seines Programms bleibt, die verwirklicht werden, wie auch der Krieg ausgehe. Da Hitler jegliche Illusion zerstörte, die man bisher in

bezug auf das Schicksal der Juden noch hegen mochte, erscheint auch für uns, die Schweizer, die Frage der Asylgewährung für die jüdischen Flüchtlinge in einem neuen Licht; sie wird zu einer menschlichen Pflicht, die erfüllt werden muss.»³⁸ Die sonst stets mit der «Thurgauer Zeitung» auf Kriegsfuss stehende «Arbeiter-Zeitung» in Arbon konnte sich für einmal damit begnügen, den Kommentar abzudrucken.

Seit über einem Jahr hatte die Schweizer Presse in zunehmender Dichte und Deutlichkeit über die Gewalttaten im besetzten Europa berichtet. Die Zensur verbot jeglichen Kommentar, es waren meist knappe Meldungen: Verfolgung aller Gegner, vor allem aber der Juden, Verhaftung, Beraubung, Deportationen, Hinrichtungen und wieder Hinrichtungen. Im Nationalrat hatte Ende September eine grosse Debatte über die im Sommer von der Regierung verhängte Grenzsperrung stattgefunden; diese war unter dem Druck der vielen öffentlichen Proteste zeitweise gelockert worden, was mehreren tausend Menschen das Leben rettete. Doch im Lauf des Herbsts, als die Proteste erlahmten, verschärfte die Behörden ihre Politik wieder.

Von Alfred Huggenberger war in dieser ganzen Zeit kein Wort zu vernehmen. Er bereitete sich zum Empfang eines deutschen Preises vor; danach stand die Reise nach Weimar zu einer «Dichtertagung» an. Als Instanz des öffentlichen Lebens und als Stimme der Menschlichkeit hatte er sich selbst ausgeschaltet. Am 24. Oktober erschien in der «Thurgauer Zeitung» ein Sammelaufruf der Schweizerischen Zentralstelle für die Flüchtlingshilfe «Erbarme dich der Heimatlo-

37 Evang. Kirchgemeindegarchiv Gachnang, Chronik der Kirchgemeinde, 2. Bd., S. 361. Hubers Brief fehlt im Nachlass von A. H.

38 Thurgauer Zeitung, 2.10.1942. Häsler, Das Boot ist voll, S. 191–192, zitiert den bisher wenig beachteten Kommentar, schreibt ihn aber irrtümlich der Arbeiterzeitung zu.

sen!». Er war unterzeichnet von zwanzig Persönlichkeiten aus dem Thurgau: Freisinnigen, Konservativen und Sozialisten. Darunter befanden sich manche Bekannte von Huggenberger: alt Bundesrat Heinrich Häberlin, Regierungspräsident Jakob Müller, der Präsident des thurgauischen Bauernverbands, Nationalrat Jakob Meili; sein Name fehlte.

Im Kontrast zu dieser öffentlich demonstrierten Menschlichkeit weigerte sich die Thurgauer Regierung gegenüber Bern, mehr als eine Handvoll Flüchtlinge aufzunehmen oder sich irgendwie an den Kosten zu beteiligen.³⁹ Der mutige Appell der «Thurgauer Zeitung» vom 2. Oktober verhallte wirkungslos. Ein letzter Aufruf zur Sammlung meldete, dass auf 35 000 verteilte Einzahlungsscheine im Kanton bisher 2529 Spenden von rund 26 000 Franken erfolgt seien. Von Huggenberger sind erst ab 1943 Spenden für die Flüchtlingshilfe belegt.⁴⁰ Im November leitete der Vaterländische Verband, dem er angehörte, eine antisemitische Kampagne gegen die Aufnahme weiterer Flüchtlinge ein.⁴¹

Das Preisgeld von 10 000 Mark erhielt Huggenberger nie vollumfänglich. Wegen des deutschen Devisenmangels sollte die Auszahlung von Liechtenstein aus getätigt werden, wo die Toepfer-Stiftung ein Depot unterhielt. Huggenberger bekam «RM. 5000.- in Devisen und RM 5000.- als Gutschrift in Deutschland».⁴² Mit dem in Deutschland verbleibenden Geld konnte Huggenberger gewisse Zahlungen tätigen, Ende 1945 verfügte er über 4535 Mark auf einem Konto der Deutschen Bank in Konstanz.⁴³ Mit der deutschen Währungsreform vom Juni 1948 schrumpfte sein Guthaben auf einen Zehntel und konnte auch dann noch nicht in die Schweiz transferiert werden.

39 Häsler, Das Boot ist voll, S. 232–233.

40 Thurgauer Zeitung, 31.10.1942 (Letzter Aufruf); KBTG L Sch 65; Zahlungen mit steigenden Beträgen sind belegt 1943–1946.

41 Picard, Die Schweiz und die Juden, S. 53–54, S. 419–420; Häsler, Das Boot ist voll, S. 211–224.

42 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Gesandtschaft an Politisches Departement, 20.10.1942.

43 KBTG Hu L Sch 62/16: Kontoabschluss 1945 und 1946.

41 Eine Schriftstellervereinigung und die in Deutschland publizierenden Schweizer

Die im Herbst 1941 in Weimar gegründete Europäische Schriftstellervereinigung (ESV) war gedacht als Instrument der nationalsozialistischen Kulturpolitik und sollte in Zukunft nach Möglichkeit den PEN-Club ablösen. Europaweit dürfte sie gegen 200 Mitglieder gewonnen haben.¹ Im Falle eines deutschen Siegs hätte sie dazu beigetragen, oppositionelle Strömungen auszuschalten und eine politisch gelenkte Literatur im deutsch dominierten Europa zu etablieren. Da es zu diesem Sieg nicht kam, versank sie bald in Vergessenheit. Ihre einstigen Anhänger trugen zu diesem Vergessen bei, indem sie Unterlagen verschwinden liessen und sich über ihre früheren Sympathien ausschwiegen. Was bei einem anderen Kriegsausgang wie ein kluger Schachzug ausgesehen hätte, war nun zur peinlichen Hinterlassenschaft geworden. Dies gilt auch für Alfred Huggenberger. Er hatte gemeinsam mit John Knittel an den beiden Tagungen vom Oktober 1941 und 1942 in Weimar teilgenommen, an denen die ESV gegründet wurde und ihre einzigen öffentlichen Auftritte erlebte. Huggenbergers Nachlass enthält nur einen kleinen indirekten Hinweis, dass er mit der Vereinigung etwas zu tun hatte, nämlich einen Artikel von ihm in deren Zeitschrift.

Spuren der ESV finden sich in deutschen Archiven, vor allem aber in den Briefwechseln einer kleinen Gruppe schweizerischer Autoren, die bei allen Unterschieden eines gemeinsam hatten: Sie publizierten bei deutschen Verlagen und waren daher sensibel für alle Vorgänge, welche diesen schweizerisch-deutschen Verkehr betrafen. Unbearbeitet ist bisher der Nachlass John Knittels, einer Schlüsselfigur auf schweizerischer Seite; Briefe Huggenbergers an ihn scheinen keine erhalten; umgekehrt liegt auch in Frauenfeld nur ein kleiner Brief Knittels vom August 1942 vor, mit dem er sich für die Zeremonie zur Verleihung des Steinbach-Preises entschuldigt; er war offensichtlich eingeladen worden.²

Anfänge, Werbung, Scheitern

Die Idee stammte aus dem Propagandaministerium. Dabei war alles darauf angelegt, die steuernde Hand von Goebbels unsichtbar zu machen. Die Gründung der ESV sollte als Wunsch ausländischer Autoren erscheinen. Seit dem Frühjahr 1941 befasste man sich im Ministerium mit einer Deutschlandfahrt ausländischer Schriftsteller, die in Weimar enden sollte, wo seit dem Herbst 1935 jeweils die Deutsche Buchwoche stattfand, ab 1938 ergänzt um die Grossdeutschen Dichtertreffen.³ Mit dem deutsch-sowjetischen Krieg, von der deutschen Propaganda als europäischer Kampf gegen den Bolschewismus dargestellt, gewann die Erfassung konservativer und deutschfreundlicher Autoren im Sommer 1941 an Dringlichkeit. Ende August orientierte das Auswärtige Amt die Gesandtschaft in Bern («Eilt sehr!») und bat um Vorschläge auch aus der Schweiz, «bekannte Dichter und Schriftsteller, die eine Zusammenarbeit mit Deutschland bejahen».⁴ Die Gesandtschaft schlug Jakob Schaffner, John Knittel und Alfred Huggenberger vor und erbat vom Generalkonsulat Zürich weitere Hinweise. Dort hatte man schon seit dem Frühjahr Informationen gesammelt und nannte Cäsar von Arx, Gottlieb Heinrich Heer (den Sohn von J. C. Heer), Otto Wirz und Ernst Zahn als mögliche Kandidaten. Zahn sei für die Rundreise allerdings zu alt. Gemeinsam mit Hermann Hesse schlug ihn das Generalkon-

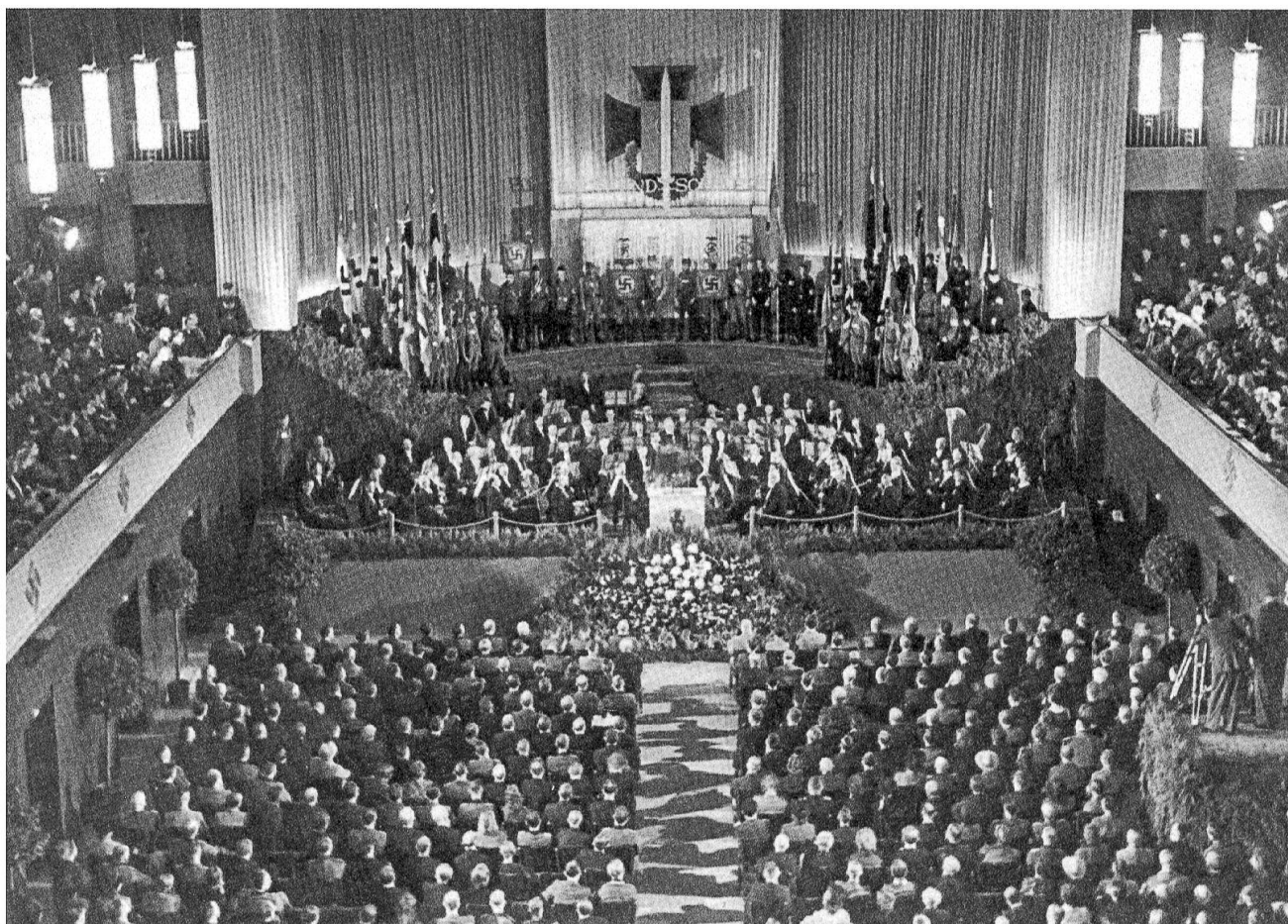
1 Für Einzelheiten siehe Hausmann, Schriftstellervereinigung.

2 KBTG Hu B 525: Knittel an A. H., 13.8.1942; John Knittels Tochter, Frau Margaret Furtwängler (Maienfeld GR), fand keine Briefe von A. H. in Knittels Nachlass, will aber nicht ausschliessen, dass sich an unvermuteter Stelle noch etwas finden könnte (Auskunft vom 4.3.2011).

3 Siehe Stenzel, Buch und Schwert.

4 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller: Auswärtiges Amt an Gesandtschaft, 27.8.1941.

**Abb. 102: Unter dem Motto «Buch und Schwert»:
Eröffnung der Deutschen Buchwoche in Weimar, 26. Oktober 1941.**



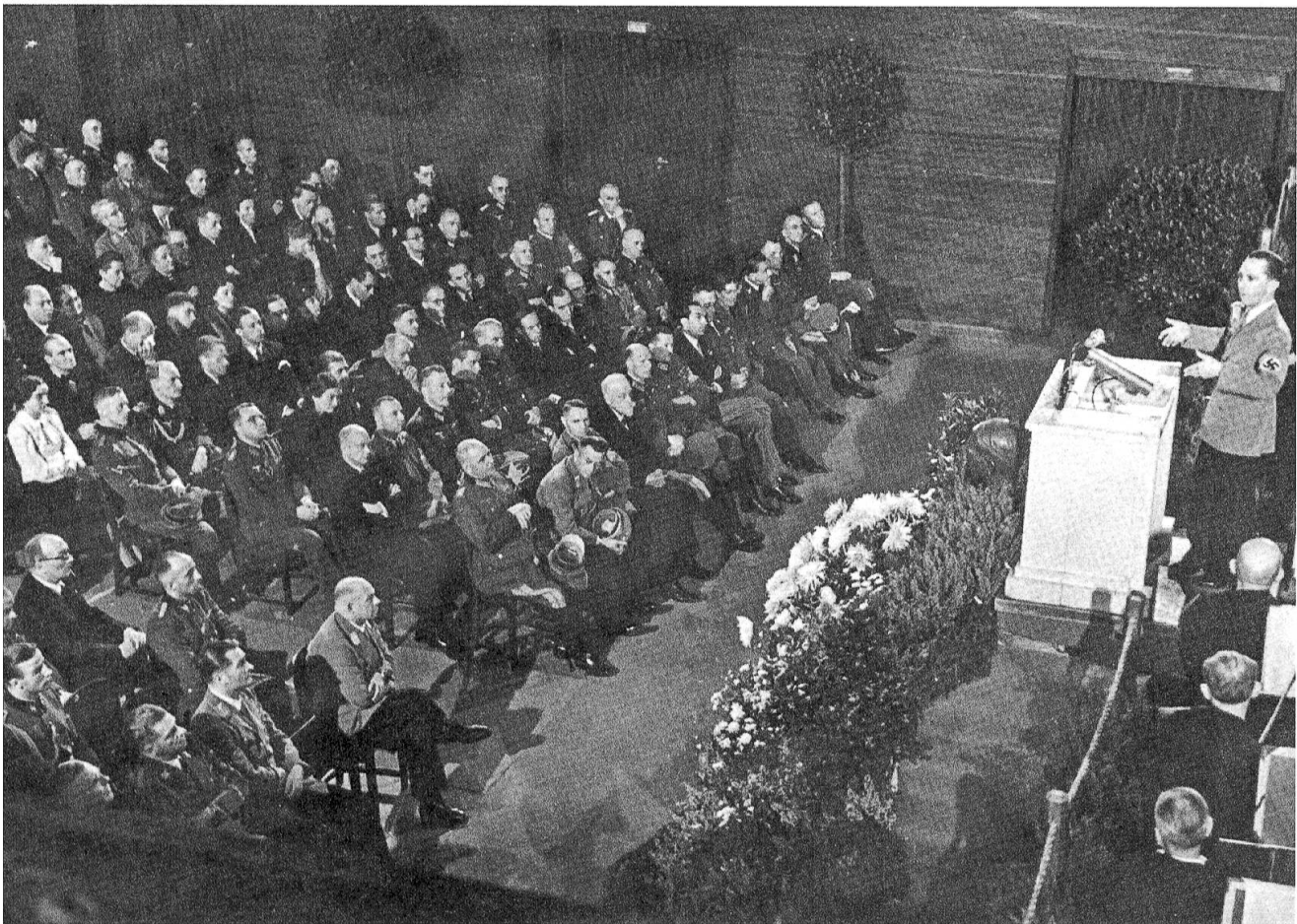
sulat als möglichen Teilnehmer des Weimarer Treffens vor.⁵ Tatsächlich nahm jedoch – aus unklar bleibenden Gründen – kein Schweizer an der Rundfahrt teil. Nur Huggenberger und Knittel reisten nach Weimar, wo der in Deutschland lebende Jakob Schaffner als dritter Schweizer zu ihnen stiess. Für alle praktischen Belange der Reise war Otto Henning vom Propagandaministerium zuständig, den Huggenberger als Organisator seiner Lesetourneen kannte.

Der Ort, die Redner, das Pathos: alles verhielt sich wie an der Grossdeutschen Dichtertagung von 1938. Gesteigert hatte sich seither die Aggressivität der Ansprachen; eine Begleiterscheinung des unerwartet heftigen russischen Widerstands und des im

Sommer 1941 im Osten angelaufenen Völkermords. Gestaltet waren die Anlässe in der üblichen Mischung aus Kitsch und Pathos, welche die Nationalsozialisten liebten. «Buch und Schwert» lautete das Motto seit Kriegsbeginn; die «Frankfurter Zeitung» berichtete am 27. Oktober 1941: «Die Weimarahalle trug ihren Schmuck in Rot und Gold; hinter der Rednertribüne prangte diesmal als Symbol der Zeit ein grosses,

5 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller: Gesandtschaft an Generalkonsulat, 17.9.1941, mit handschriftlichen Notizen von Seiten des Konsulats; auch Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 194.

Abb. 103: Eröffnung der Deutschen Buchwoche in der Weimarahalle, Huggenberger in der dritten Reihe während der Rede von Joseph Goebbels, 26. Oktober 1941.



Strahlen aussendendes Eisernes Kreuz, vor dem sich auf einem Lorbeerkranz ein braunes Buch und ein goldenes Schwert überkreuzten. Nach dem Vorspiel zum dritten Akt von Wagners *«Lohengrin»* sprach Reichsstatthalter Fritz Sauckel die Begrüßungsworte, in denen er sich, mit besonderer Wendung an die Dichtergäste aus dem Ausland, gegen den Versuch verwahrte, das Werk Adolf Hitlers zu den geistigen Grössen Weimars in Gegensatz zu stellen, und die geistige Solidarität Europas im Kampfe gegen den Bolschewismus und das Judentum hervorhob.»⁶ Dem folgte Hanns Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer in der Uniform eines SS-Brigadeführers, der von Deutschlands Kampf sprach; als Höhepunkt

dann Joseph Goebbels. «Als zum Schluss das tosende *«Heil»*-Geschrei hernieder ging», erinnert sich ein deutscher Teilnehmer, «da überschaute ich die Menge mit den vielen bekannten Gesichtern, und erkannte noch Will Vesper als begeisterten Rufer.»⁷ Wie mag Alfred Huggenberger sich verhalten haben in diesem Moment?

Unmittelbar nach der Tagung befahl Goebbels, die der Europäischen Schriftstellervereinigung beitretenden Autoren entschieden zu fördern. «Jene Län-

6 Frankfurter Zeitung, 27.10.1941.

7 Alfred Haering, zitiert nach Stenzel, *Buch und Schwert*, S. 111.

Abb. 104: In der Weimarahalle, 26. Oktober 1941.



der, die heute noch abseits stünden, (z.B. Schweiz) müssten von uns in kältester Form übergangen werden. Der Minister ist der Auffassung, dass die Dichter, die jetzt in Deutschland waren, unter Umständen in ihrer Heimat zum Teil boykottiert werden, so dass man sie gerade durch einen Vertrieb in Deutschland fördern muss.» Das bezog sich zweifellos auch auf Huggenberger, der in der deutschen Presse seit Jahren als Opfer schweizerischen Boykotts hingestellt wurde. Weiter heisst es, der deutsche Buchhandel sei in einer Weise zu informieren, «dass der Leser nicht sofort sieht, dass es uns darauf ankommt, die noch nicht dem Europäischen Schriftstellerverband beigetretenen Autoren ganz auszuschliessen».⁸ In welcher

Weise dies umgesetzt wurde, bleibt offen. Eine entsprechende Förderung kam Huggenberger auf jeden Fall zu; der Absatz seiner Bücher erreichte 1942/43 Rekordwerte; und selbst in der kriegswirtschaftlich höchst angespannten Lage von 1944 erhielt der Verlag – nach der Zerstörung des Leipziger Bücherlagers – Papierzuteilungen für neue Auflagen.

Die Teilnehmer der ausländischen Reisegruppe vom Herbst 1941 erhielten ein umfangreiches Bücherpaket geschenkt, darunter den Band «Lebende Dichter um den Oberrhein», 1942 herausgegeben von Reinhold Siegrist, dem Geschäftsleiter des Deutschen Scheffelbundes. Das 800-seitige Werk demonstrierte alemannische Verbundenheit; unter den 119 Autoren und Autorinnen, die meisten einer älteren Generation angehörend, befanden sich 25 aus der Schweiz. Huggenberger war mit zwei Gedichten und einem Ausschnitt aus dem Roman «Die Schicksalswiese» vertreten. Bemerkenswert ist, dass auch ein Simon Gfeller, der 1937 die Teilnahme an der Verleihung des Hebel-Preises mit politischer Begründung verweigert hatte, bei diesem Werk mitmachte.

Die 1941/42 in Weimar erscheinenden Interessenten repräsentierten ein durchaus vielfältiges Spektrum; neben überzeugten Nationalsozialisten waren konservative und katholische, aber auch etliche jüngere, noch wenig profilierte Autoren erschienen. Es verband sie die Vorstellung eines vereinigten Europa als Bollwerk antikommunistischer, antiamerikanischer und antisemitischer Gesinnung. John Knittel schaffte es im Herbst 1941, die deutschen Gastgeber zu verwirren, indem er vorschlug, auch jüdische Mitglieder aus Ungarn aufzunehmen. Manche der jungen italienischen Gäste vom Oktober 1942 waren ein Jahr später bereits beim kommunistischen Widerstand zu finden. Einzelne von ihnen reagierten denn auch, obwohl

8 BArch Berlin, R 56/I, 102; Reichsschrifttumskammer, Johst, 31.10.1941.

Angehörige eines offiziell mit Deutschland verbündeten Landes, auf das geringe literarische Niveau der Veranstaltung (ganz zu schweigen von der Qualität des Essens). In den Worten des Journalisten und Schriftstellers Mario Sertoli machte das Treffen vom Oktober 1942 «den Eindruck einer mal balkanischen, mal skandinavischen folkloristischen und ethnografischen Versammlung, einer kleinen dörflichen Literatenwelt von bäuerlichen und provinziellen Schriftstellern, eines Wohltätigkeitsbasars für obskure Leute oder einer Festveranstaltung für den «unbekannten Literaten»».⁹ Ehrengast war Adolf Bartels, der beim Festessen vom 10. Oktober rechts neben Goebbels sass, während zu dessen Linken Gauleiter Fritz Sauckel platziert war. Am benachbarten Tisch sass – wenige Meter von Goebbels entfernt und in der Nähe von Sertoli – Huggenberger, der viele der Anwesenden kannte, so Regierungsrat Dr. Paul Hövel, der ihn 1938 und 1941 in Berlin begrüsst hatte, Otto Henning, Hermann Burte, Johannes Linke und eben Adolf Bartels, um dessen Gunst er sich dreissig Jahre zuvor bemüht hatte.

Seit dem Mai 1942 unterhielt die Vereinigung eine Monatsschrift, «Europäische Literatur», die in einer modern wirkenden Aufmachung mit eleganter Antiqua-Schrift bis zum September 1944 erschien. Ihr Verkauf war in der Schweiz verboten, was mit der unentwegten Werbung für europäische Verbundenheit unter deutscher Führung zusammenhängen dürfte.¹⁰ Dieser Zielsetzung halber gab sich die Zeitschrift vergleichsweise kultiviert und moderat, Hakenkreuze waren einzig in den gelegentlichen Inseraten des Parteiverlags zu sehen, auf antisemitische Tiraden wurde verzichtet. Von Huggenberger erschien im Januarheft 1943 – aus Anlass seines 75. Geburtstags – ein kleiner autobiografischer «Lebensbericht», der weitgehend aus älteren Bausteinen zusammengefügt war.¹¹ Die Korrespondenz zur Entstehung fehlt. Der Text weist als einziges im Nachlass befindliches Indiz darauf hin, dass sein Verfasser mit der ESV etwas zu tun hatte. In

der Verknappung noch zugespitzt erzählt er die alte Legende von der mangelnden Anerkennung des Autors in der Heimat, bevor ihm dann die Verse von «Hinterm Pflug» den Weg «zu einem stammverwandten Volke» geebnet hätten. Neben ihm war Emanuel Stichelberger der einzige Schweizer, der eigene Texte beisteuerte.¹²

Die Anwerbung schweizerischer Mitglieder für die Schriftstellervereinigung verlief ausgesprochen zäh. John Knittel hatte sich zum «Sprecher für die Schweiz» ernennen lassen. Vorschläge zur Aufnahme liefen über ihn an den Präsidenten Hans Carossa. Huggenberger selber sollte 1945 angeben, er sei von Knittel angesprochen und zur Reise nach Weimar bewogen worden.

Die deutsche Seite wollte möglichst viele Mitglieder, sorgte sich aber zugleich, womöglich die falschen Leute aufzunehmen. Davon zeugen einzelne Korrespondenzen. So erbat das Propagandaministerium im Februar 1942 beim Deutschen Generalkonsulat Informationen über Julius Schmidhauser, der beizutreten wünsche. Sogar über diesen einstigen Sekretär des Schweizerischen Schriftstellervereins und führenden Ideologen des Frontismus wünschte man nähere Angaben.¹³ Die Gesandtschaft in Bern verdächtigte gar Ernst Zahn der «Judenfreundlichkeit» und musste sich vom Generalkonsulat Zürich beruhigen lassen, dafür gebe es keine Anzeichen.¹⁴ Im Sommer 1942 startete Knittel eine Werbeaktion, indem er diverse Autoren

9 Zitiert bei Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 215.

10 Auf das Verbot weist das Eidg. Departement des Innern hin, siehe BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 26, A.22.18: John Knittel, 22.2.1945.

11 A. H., Lebensbericht, in: Europäische Literatur, Januar 1943, S. 19–20; auch in KBTG Hu Sch 98.

12 Ebd., November 1942 und Mai 1943.

13 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Kult 12, Nr. 7, Schweizer Schriftsteller; Propagandaministerium, 28.2.1942; zu Schmidhauser siehe Breuer/Schmidt, Die Kommenden, S. 409.

14 Ebd.: Generalkonsulat an Gesandtschaft, 18.3.1942.

anschrrieb. Deutschland stand auf dem Höhepunkt der Macht, und bei manchen Schweizern scheint zu dieser Zeit Unsicherheit über die richtige Reaktion bestanden zu haben. Das Generalkonsulat berichtete: «Mein Vertrauensmann, der im Schweizerischen Schriftstellerverein eine Vertrauensstellung einnimmt, fragte, welches wohl die Bedingungen wären, nach denen der Schweizerische Schriftstellerverein offiziell der Europäischen Schriftstellervereinigung beitreten könnte. Die Absatzschwierigkeiten schweizerischer Bücher und damit verbundene geringe Einnahmen der Schriftsteller hätten zahlreiche Mitglieder veranlasst, die Möglichkeit eines Beitritts des Vereins in Erwägung zu ziehen. In diesem Zusammenhang wäre es interessant zu wissen, ob in Deutschland eine unterschiedliche Behandlung beim Import schweizerischer Bücher je nach der Einstellung schweizerischer Autoren gemacht wird.»¹⁵ Die Möglichkeit eines solchen opportunistischen Kollektivbeitritts bestand gar nicht. Wie sich bald zeigen sollte, waren aber auch die individuell Angesprochenen keineswegs so ohne weiteres bereit, diesen Schritt zu tun.

Seit dem Oktober 1942 vermischte sich die Mitgliederwerbung mit ganz anders gelagerten Problemen. Der junge Lehrer und Autor Ernst Otto Marti aus dem St. Galler Rheintal wies als erster darauf hin, dass die Werke der bei deutschen Verlagen publizierenden Schweizer bei Buchausstellungen in der Schweiz nicht mehr berücksichtigt würden. Der Buchhändler- und Verlegerverein behandelte sie offensichtlich nicht mehr als schweizerische Publikationen. Hinzu kam der noch unangenehmere Umstand, dass die Auszahlung der deutschen Honorare mit immer grösserer Verspätung erfolgte. Ernst Zahn schlug ein Treffen bei sich zuhause vor, um sich unter den Betroffenen zu besprechen. Zugleich übergab Knittel die Werbung für die ESV an den eifrigen Marti, nachdem er selber lauter Absagen erhalten hatte. Entgegen der von Frank-Rutger Hausmann vor einigen Jahren geäusserten Vermutung, «dass es

1943 eine ganze Reihe von Schweizer Autoren gab, die der ESV entweder bereits beigetreten waren oder noch beitreten wollten», war John Knittel ein einsamer Prophet geblieben.¹⁶ Hermann Hesse, Emanuel Stickelberger und C. F. Ramuz hatten bereits auf seine Vorstösse vom Sommer 1942 abschlägig reagiert.¹⁷ Soweit erkennbar gelang es nicht, auch nur ein einziges weiteres Mitglied zu gewinnen. Es bleibt bei fünf bekannten Namen: Alfred Huggenberger, John Knittel, Jakob Schaffner, E. O. Marti, Julius Schmidhauser; allenfalls kamen noch Ernst Zahn hinzu sowie Gustav Renker, bei dem es sich um einen in der Schweiz lebenden Österreicher handelte.

Einzig Huggenberger hatte unmittelbar positiv auf die Werbung des ihm persönlich unbekanntem John Knittel angesprochen. Die Aufmerksamkeit dieses international erfolgreichsten Schweizer Autors dürfte ihm geschmeichelt haben. Im Sommer 1942 waren Huggenbergers beim Ehepaar Knittel in Mairfeld eingeladen. Bertha Huggenberger schickte anschliessend ein Geschenkpaket mit Lebensmitteln und einigen der begehrten Rationierungspunkte für Kaffee.¹⁸ Einen Moment lang orientierte Huggenberger sich an diesem neuen Stern, der Rat in schwierigen Zeiten versprach. Einige Jahre zuvor war es Emanuel Stickelberger gewesen, an den er sich hielt. Mitte der 1930er Jahre hatte dieser dafür plädiert, die deutschen Verbindungen zu pflegen, um den Kontakt mit dem deutschen Publikum nicht zu verlieren. Seither aber war Stickelberger, so konservativ er auch dachte, zurückhaltender geworden, wenn er auch

15 PA AA, Gesandtschaft Bern, 3529, Schriftsteller: Generalkonsulat an Gesandtschaft, 27.7.1942. Eine Antwort liegt nicht vor; der Informant bleibt ungenannt.

16 Hausmann, Schriftstellervereinigung, S. 196.

17 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Knittel an Marti, 3.2.1943.

18 KBTG Hu Sch 44: Couvert «Vater an Mutter»: Frances Knittel an Bertha Huggenberger, 8.7.1942.

keine Bedenken zeigte, in der Zeitschrift der ESV zu publizieren. Huggenberger entschied rasch und im Alleingang, bevor überhaupt recht geklärt war, wozu es sich bei der neuen Schriftstellervereinigung handelte. Dies dürfte kaum an der unwiderstehlichen Überzeugungskraft John Knittels gelegen haben. Eher ist zu vermuten, dass er mit seiner Werbung Huggenberger den Entscheid erleichterte, zu tun, wozu er ohnehin neigte. So wählte er den Weg, der ihm persönlich den grössten Vorteil versprach. Der Vorgang erinnert an sein Verhalten 1933, als er in ähnlich schneller Reaktion ohne Rücksprachen dem Reichsverband deutscher Schriftsteller beitrug. So bereitwillig er sich der ESV anschloss, so passiv verhielt er sich danach. Es gibt keinen Hinweis, dass er sich irgendwie an den Werbeaktionen unter den Kollegen beteiligt hätte.

Ein weiterer Umstand verdient Erwähnung. Die deutschen Dichtertagungen in Weimar und die Gründung der ESV wurden in der schweizerischen Öffentlichkeit vollständig ignoriert, obwohl die deutschen Zeitungen tagelang darüber berichteten. Was schon in der weitgehenden Indifferenz gegenüber der Verleihung des Steinbach-Preises sichtbar geworden war, bestätigt sich hier: Die mediale Abkapselung gegenüber dem nationalsozialistischen Kulturbetrieb war inzwischen so stark, dass nicht einmal die kleinste Agenturmeldung von diesen Vorgängen in die schweizerische Presse drang. Wie als Spiegelbild dazu kam auch die Schweiz – als widersetzliches Element – in der Zeitschrift der ESV praktisch nicht vor. Zu deren zweiter Tagung vom Oktober 1942 brachte die «Neue Zürcher Zeitung» eine Notiz unter dem Titel «Rede Dr. Goebbels' in Weimar», die ein deutsches Dichtertreffen erwähnte, vor dem dieser gesprochen habe.¹⁹ Einzig die nationalsozialistische «Front» erwähnte beiläufig den europäischen Charakter des Anlasses und die Anwesenheit von Schweizern, vergass aber Huggenberger und nannte nur Jakob Schaffner und John Knittel.²⁰

Die Interessengruppe der in Deutschland publizierenden Schweizer

Ab Januar 1943 traf sich, bald in Zürich, bald bei Ernst Zahn privat, in unregelmässigen Abständen ein kleiner Kreis schweizerischer Autoren, die mit deutschen Verlagen in Verbindung standen. Dies betraf neben Ernst Zahn, Emil Ermatinger, Alfred Huggenberger, Meinrad Inglin, John Knittel, Ernst Otto Marti, Gustav Renker und Emanuel Stickelberger, Otto Waser (für Maria Waser). Der Inhalt der Besprechungen erschliesst sich über die teilweise erhaltene Korrespondenz unter den Beteiligten, woraus auch hervorgeht, dass Hermann Hesse sich früh schon abmeldete.²¹ Anfänglich ging es noch teilweise um die ESV; bald aber trat die Sorge um die immer zögerlicher ausbezahlten deutschen Honorare in den Vordergrund.

Marti warb weiterhin in unbelehrbarer Verblendung für «den edlen Geistesausaustausch aller europäischen Völker und Kulturen» und die ESV als Notgemeinschaft der europäischen Schriftsteller, in der es auch für die Schweizer Platz habe.²² Seine bildungs-idealistischen Höhenflüge muten befremdlich an und werfen die Frage nach dem Unausgesprochenen auf: dass er nämlich die jüdische Minderheit aus dieser Gemeinschaft der europäischen Völker und Kulturen stillschweigend ausschloss. Ernst Zahn reagierte Mitte Januar mit einer ausführlichen Stellungnahme und brachte seine Skepsis zum Ausdruck. Als erstes vermisste er die gleich den Schweizern neutralen Schweden, dann aber auch England und die massgeblichen Franzosen. Stattdessen finde man unter den prominenten Mitgliedern «lauter dem Nationalsozialismus nahe stehende Männer». Wenn man nun beitrete, werde dies in der Schweiz öffentliches Auf-

19 Neue Zürcher Zeitung, 13.10.1942.

20 Die Front, 22.10.1942 (Von Weimar nach München).

21 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Hesse an Marti, 6.2.1943.

22 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 13.1.1943.

sehen erregen und zu Fehldeutungen Anlass geben. Aus diesem Grund empfahl er: «Nichts zu unternehmen und trotz aller Freude an dem von der E. S. V. angestrebten hohen Ziel den Beitritt noch hinauszuschieben, bis wir uns nochmals miteinander besprechen, und bis wir in Rücksicht auf die Stimmung im Lande und die Zeitverhältnisse mit der zuständigen Amtsstelle in Bern uns über die Ratsamkeit des Beitritts auseinandergesetzt haben.»

Als unterstützendes Argument führte Zahn die Haltung von Huggenberger an. «Als bei unserer jüngsten Begegnung [9. Januar 1943] vom Bunde die Rede war, fiel mir ein leiser, aber deutlich wahrnehmbarer Skeptizismus unseres Freundes Huggenberger, der der E. S. V. angehört und in Weimar war, auf.»²³ Bei seiner Befragung durch den Schriftstellerverband gab Huggenberger 1945 an, die propagandistische Aufmachung der Tagung vom Oktober 1942 habe ihn abgestossen. Er habe seither gewusst, dass sein Platz nicht dort sei und habe auch seine Reisen nach Deutschland in der Folge eingestellt. Zahns Bemerkung offenbart, dass Huggenberger auch in der kleinen privaten Runde meist schwieg. Er lieferte keinen eigentlichen Bericht, wie es denn in Weimar gewesen sei, sondern liess es bei Andeutungen bewenden. Offensichtlich war er nicht begeistert heimgekehrt. Sich offen aussprechen hätte jedoch geheissen, dem beredsamen und temperamentvollen John Knittel entgegenzutreten. Dies lag Huggenberger nicht. Stattdessen schwieg er, wie so oft in Momenten, in denen Zivilcourage erforderlich gewesen wäre.

Die Diskussion um die ESV ging noch eine Zeit lang weiter. Knittel entgegnete auf Zahns Argumente, dass der Bundesrat informiert sei; der Beitritt sei ja freiwillig, aber man solle doch die Kollegen von ihrer «Eigenbrödelei» befreien, «ebenso von dem beschränkten Neutralitätssinn. Wir sollten zur nächsten Tagung in Weimar sechs Mann hoch anrücken können.»²⁴ Emil Ermatinger hingegen hielt überhaupt nichts von der Idee einer Anfrage in Bern. Man werde

angesichts der dort herrschenden Ängstlichkeit sicher abraten, die Anfrage aber registrieren und den Betroffenen bei nächster Gelegenheit unter die Nase halten.²⁵ Obwohl Ernst Zahn Ende Januar in einer seltsamen Kehrtwende seine frühere Position preisgab und nun doch fand, der Beitritt zur ESV sei in jeder Hinsicht zu empfehlen, schief das Interesse bald ein.²⁶ Ermatinger betonte am 3. Februar 1943, dass bei einem weiteren Treffen – es fand am 20. Februar statt – zu unterscheiden sei «zwischen dem Beitritt zu dem E. S. V. und unsern geschäftlichen Interessen beim Vertrieb oder Boykott unserer Bücher in der Schweiz».²⁷ Dies fand auch Stickelberger. In den ersten Februartagen war die Nachricht von der Kapitulation der deutschen Verbände in Stalingrad durch die Presse gegangen. Mit der Entwicklung der militärischen Lage erledigte sich die Diskussion um die ESV von alleine. Eine für den September 1943 geplante dritte Tagung in Weimar konnte wegen der heftigen Luftangriffe nicht mehr stattfinden. Was die betroffenen Autoren nun in erster Linie bewegte, war die materielle Ungewissheit. Anfang 1943 waren die Wirtschaftsverhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland festgefahren, seit dem 15. Januar herrschte ein vertragsloser Zustand, verbunden mit Druck und Drohungen. Zahlungen liefen sämtlich über ein zentrales Clearing, die Geschäftspartner hatten keinen Zugriff mehr. Auch Privatpersonen mussten daher ihre Forderungen bei den zuständigen Bundesbehörden vorbringen, was ein kollektives Vorgehen begünstigte, wie es die Autorengruppe anstrebte.²⁸ Damit wuchs das Ressentiment, das sich

23 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Zahn an Marti, 15.1.1943.

24 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Knittel an Marti, 22.1.1943.

25 Ebd.: Ermatinger an Marti, 23.1.1943.

26 Ebd.: Zahn an Marti, 30.1.1943.

27 Ebd.: Ermatinger an Marti, 3.2.1943.

28 Siehe Frech, Clearing, S. 72–74.

gegen vermeintlich Bevorzugte richtete: «Nur das finde ich beschämend», schrieb Marti an Zahn, «dass die grossen Herren mit ihren gewaltigen Rüstungsgewinnen wieder eher an die Reihe kommen sollen als der Lohnerwerbende; darauf hinaus geht nämlich auch diesmal der Zauber. Die starken Wirtschaftsgruppen haben den Vorrang.»²⁹ Nachdem zunächst eine Eingabe an Bundesrat Walther Stampfli erwogen worden war, ging auf Ende März eine gemeinsam unterzeichnete Eingabe an Jean Hotz, der als Leiter der Handelsabteilung die schwierigen Verhandlungen in Berlin leitete. Im April meldete Zahn, dass nun immerhin die Auszahlung der Guthaben für das letzte Quartal 1942 zugesichert sei. Er sorgte sich, in Erinnerung an die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, um eine künftige Entwertung der deutschen Mark. «Eines Tages wird die Mark gleich null sein», schrieb er im September; er habe aber seine Guthaben des Vorjahrs immer noch nicht ausgezahlt bekommen.³⁰

Huggenberger erging es ähnlich. Grundsätzlich übernahm zwar die Eidgenossenschaft eine Transfergarantie für die Umwandlung der Markbeträge in Franken; allerdings wurde die Wartefrist im Sommer 1943 auf neun Monate, im Mai 1944 auf ein Jahr erhöht.³¹ So erhielt er im Juni 1945 von der Schweizerischen Verrechnungsstelle eine letzte Auszahlung für die zu Ende gegangene Kriegszeit; sie betraf die Verlagsabrechnung für das zweite Halbjahr 1943, die im Frühjahr 1944 bei ihm eingetroffen war. Für 1944 kam nichts mehr.

Der letzte Rundbrief Ernst Zahns vor Kriegsende hatte nichts Gutes zu melden. «Inzwischen ist die Welt zu einem einzigen Trauerspiel geworden, in dem wir Auslandsautoren auch recht düstere Rollen zu spielen haben. Ich persönlich sehe in eine dunkle Zukunft, in der ich vorläufig keinen Weg finde, nachdem mein Verlag und meine Bücher von den Bomben zerstört worden sind.»³² Was auffällt an der Korrespondenz im Kreise dieser konservativen Autoren mit deutschen Verlagen ist die Einseitigkeit der Wahrnehmung:

Während für die meisten Menschen in der Schweiz – wie im übrigen Europa – die bevorstehende deutsche Niederlage eine Quelle der Hoffnung war, nahm man hier so etwas wie Tragik wahr. Bücher waren in Deutschland seit 1933 verboten und vernichtet worden, aber es waren nicht die ihren. Seit 1939 waren Bücher, Bibliotheken und Verlage in weiten Teilen Europas zerstört worden, aber auch dies betraf sie nicht persönlich. Erst in der letzten Kriegsphase, als die Zerstörung auf Deutschland übergriff und auch die dort publizierenden Schweizer tangierte, waren Reaktionen zu verzeichnen.

29 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 8.10.1943.

30 UB Basel NL 75, NL Stickelberger: Zahn an Stickelberger, 20.9.1943; siehe auch KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Rundschreiben Zahn, 6.10.1943.

31 Frech, Clearing, S. 227.

32 KBTG Hu B 1210 in Sch 26: Rundbrief von Zahn, 26.1.1945.

42 Das Ende der deutschen Ära

Im Mai 1942 verzeichnete der Radio-Abhörbericht des Schweizerischen Rundspruchdienstes eine eigenartige deutsche Meldung, sie liegt nur als französisches Resümee vor: «Suisse. On apprend que le célèbre poète suisse Alfred Huggenberger a été invité par le gouvernement du Reich à tenir des conférences sur ses oeuvres du 1er au 12 juin à Dresde, Leipzig, Mulhouse, Cassel, Munich, etc.»¹ Es gibt keine Hinweise, dass eine Reise zu diesem Zeitpunkt stattfand. Die Nachricht deutet aber darauf hin, dass eine neue Planung des Werbe- und Beratungsamts angelaufen war, die zweifellos mit der damals schon absehbaren Preisverleihung in Zusammenhang stand. Ist schon die ausgedehnte Tournee von 1941 schlecht dokumentiert, so fehlen nunmehr in Huggenbergers Nachlass praktisch alle Spuren. Sie finden sich dafür in Deutschland.

Huggenberger ging schon damals äusserst diskret mit diesen Reisen um. Seinem Verleger Sauerländer teilte er mit, er müsse im November noch einmal für zwölf Tage ins Ausland.² Schon Anfang Oktober hatte er geschrieben, er sei nun für einige Tage abwesend. Ab 4. November war er erneut unterwegs. Die Reisedauer und das ihm nachträglich gutgeschriebene Honorar von 1500 Mark lassen auf zehn bis fünfzehn Destinationen schliessen. Der deutsche Bahnverkehr für Zivilpersonen war inzwischen durch die Kriegsbelastung bereits derart beeinträchtigt, dass er morgens um fünf Uhr in Konstanz den Zug besteigen musste, um abends Stuttgart zu erreichen.³ Dort war der Ausgangspunkt, der Abschluss erfolgte am 16./17. November in Mülhausen und Strassburg. Da kam er von Dresden, zuvor war er unter anderem in Dingelstedt (Sachsen-Anhalt) und in Karlsruhe gewesen.⁴ Mehr wissen wir nicht, Otto Hennings Anschlagstafeln erschienen nicht mehr.

Im Elsass, November 1942

Gut dokumentiert ist der Auftritt im besetzten Elsass zum Abschluss der Tournee dank dem Nachlass des Organisators Oskar Wöhrle. Der deutsch-elsässische Autor und Verleger, Empfänger des Steinbach-Preises vom Vorjahr, war Huggenberger schon bei der Verleihung des Hebel-Preises in Freiburg begegnet, vielleicht sogar noch früher während seiner Konstanzer Jahre. Er wusste, wie Huggenberger aussah und konnte auch Albert Schmitt-Claden, Leiter des Goethe-Hauses in Strassburg, entsprechend telegrafisch orientieren: «Huggenberger eintrifft Dienstag Nachmittag 16 Uhr 13. Bitte abholen. Kennzeichen: grosser schwarzer Hut, Tabakpfeife à la Sherlock Holmes [sic].»⁵ Veranstalter der Lesungen in Mülhausen und Strassburg war der Deutsche Scheffelbund mit Sitz in Karlsruhe, diesem alten Zentrum völkischer Publizistik; Wöhrle leistete die Arbeit in Mülhausen. Seine Korrespondenz zeigt, wie aufwendig die Vorbereitung einer solchen Veranstaltung unter Kriegsverhältnissen im besetzten elsässischen Grenzland geworden war. Es brauchte Bewilligungen aller Art, der Postverkehr mit der Schweiz war verlangsamt durch die Zensur, Termine waren schwer zu fixieren. Geplant war der Einbezug von Firmen, deren «Gefolgschaftsmitglieder» Freikarten erhielten. Es war die Rede von oberen Schulklassen, von der Hitler-Jugend, von der «Kreiskriegerführung».⁶ Plakate sollten ausgehängt werden, das «Mülhauser Tagblatt» brachte

1 BAR E 2001 D 1000/1553, Bd. 255: Radio-Abhörbericht, 19.5.1942, 18.30 Uhr.

2 StAAG ZWA 2004.0027/0764: A. H. an Sauerländer, 15.10.1942; auch 28.9.1942.

3 ZB Zürich, NL Job 21.44: A. H. an Job, 26.3.1943.

4 Museum für Literatur/Oberrheinisches Literaturarchiv Karlsruhe: A. H. an Reinhold Siegrist, 4.11.1942.

5 Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, NL Wöhrle: Telegramm, 16.11.1942.

6 Ebd.: Wöhrle, 19.10.1942.

Abb. 105: Porträt Spätherbst 1937, Fotografie von Hans Staub.



eine Vorankündigung. Wöhrle war zuversichtlich, dass Huggenberger beim Publikum besser ankommen werde als der letzte Gast, Wilhelm von Scholz, und bestellte beim Scheffelbund Material über den Autor. Im letzten Moment und aus unklaren Gründen musste der Termin dann verschoben werden, Huggenberger konnte erst am 16. November kommen. Wöhrle verwies auf die «augenblickliche Spannung mit unseren helvetischen Nachbarn» – das bezog sich auf die deutschen Drohungen gegen die Schweizer Presse im Oktober 1942 – und bereitete sich schon darauf vor, die Veranstaltung notfalls mit Sprechern vom Stadttheater zu bestreiten. Die angefertigten Plakate waren inzwischen überklebt, bereits 200 Karten verkauft, der Saal gegen einen grösseren eingetauscht. Der Scheffelbund bemühte sich bei Staackmann um Bücher, die vor Ort nirgends erhältlich waren.

Wöhrle unterstrich, dass die Partei stark Anteil an der Veranstaltung nehme, dass diese «auf Wunsch der Kreisleitung auch eine stark politische Tendenz

haben» solle.⁷ Der Kreispropagandaleiter der NSDAP hatte denn auch bereits über den erwarteten Gast informiert. «Huggenberger ist wohl jedermann bekannt und uns Nationalsozialisten insbesondere deshalb lieb geworden, weil er seit langem einen harten Kampf in seinem eigenen Vaterlande zu bestehen hat, weil er im Führer und in dessen Weltanschauung die alleinige Möglichkeit zur Gesundung Europas sieht und diese seine persönliche Meinung eifrig vertritt. Alfred Huggenberger hat schon verschiedene Auszeichnungen verliehen bekommen und ist zuletzt Gewinner des Erwin-von-Steinbach-Preises geworden. Je giftiger die Juden und ihre Presse in der Schweiz gegen Alfred Huggenberger lästerten, um so mutiger ist er für seine Überzeugung eingetreten. Wir ehren in ihm nicht nur den sehr erfolgreichen Dichter, sondern auch den deutsch bewussten Mann aus der Schweiz.»⁸ Die plakativen Aussagen folgten der seit Jahren in Deutschland praktizierten Politik, Huggenberger als Opfer einer Diffamierung hinzustellen. Was aber dessen angeblich lautstarke Verehrung für Hitler betraf, dürfte der Wunsch ein Vater des Gedankens gewesen sein. Huggenberger wird jede politische Exponierung nach Möglichkeit vermieden haben. Allerdings mag man sich fragen, in welcher Weise er denn auf entsprechende Fragen deutscher Hörer einging, wenn diese am Rande der Lesungen auf ihn zukamen. In einem Land, wo inzwischen Menschen wegen eines unbedachten Worts ihr Leben verloren, war Vorsicht angebracht; auch hinter harmlos scheinenden Fragen konnte ein Denunziant stehen.

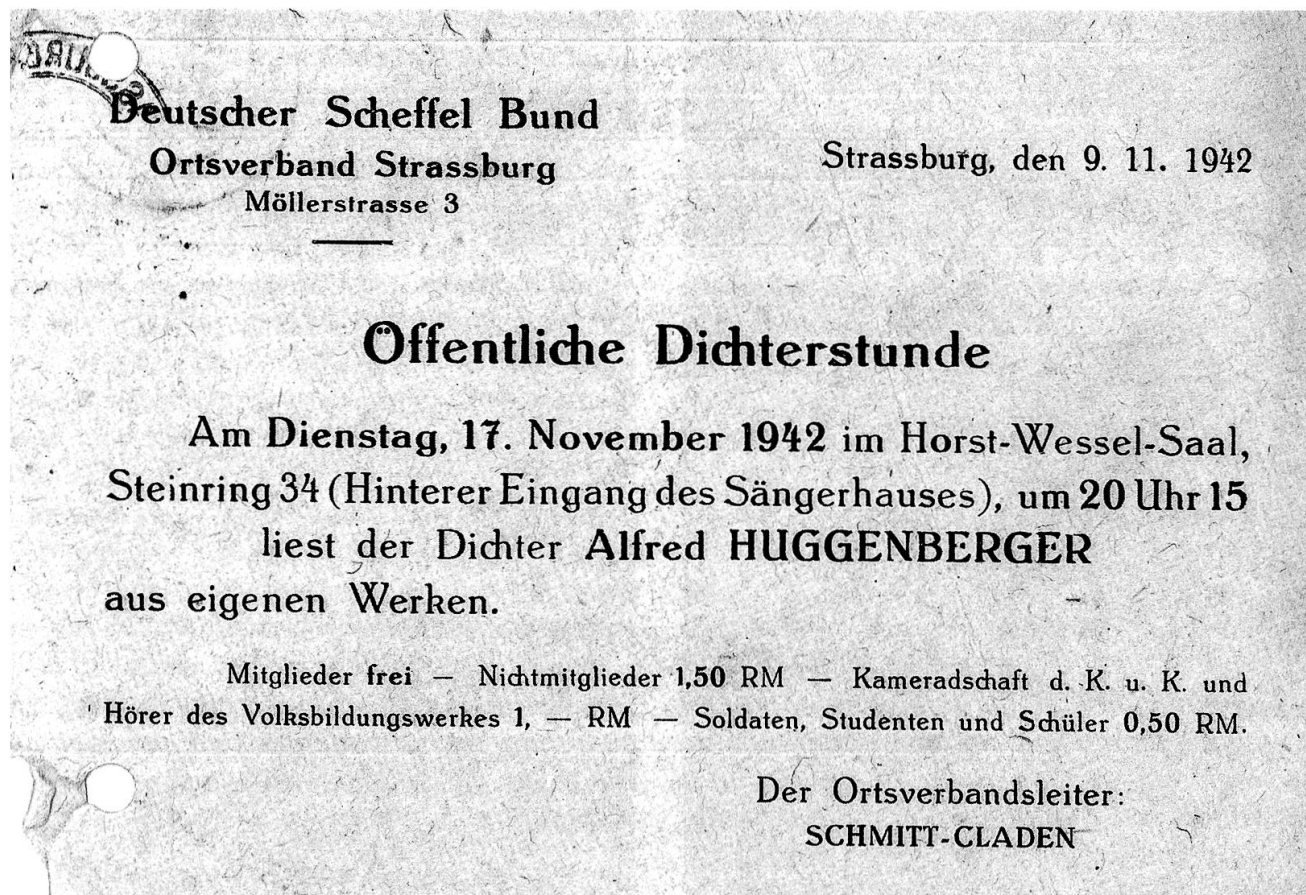
Die Lesung verlief nach dem üblichen Muster, von einem speziell politischen Charakter weiss der Pressebericht nichts.⁹ Dieser realisierte sich denn auch

7 Ebd.: Wöhrle, 3.11.1942.

8 Ebd.: NSDAP Kreispropagandaleiter Rüger, 26.10.1942.

9 Ebd.: Mülhauser Tagblatt, 18.11.1942 (Dr. Walter Schrading, A. H. las in Mülhausen).

Abb. 106: Huggenbergers letzte Lesung im deutschen Machtbereich, Eintrittskarte, Strassburg 17. November 1942.



nicht im Inhalt des Vortrags, sondern im Aufmarsch eines entsprechend vorinformierten Publikums. Als «verwandt in Stamm und Art» hatte Wöhrle den Gast vorgestellt. Der Berichtersteller hielt fest, was das gelenkte Publikum wahrnehmen sollte. «Ein 75jähriger Bauer, ungebeugt von der Last der Jahre, trat uns entgegen. Man glaubte ihn voll heiliger Ehrfurcht säend über den Acker schreiten zu sehen [...]. Ohne dass Huggenberger diese Worte gebrauchte, mussten wir unwillkürlich an die Kraft denken, die demjenigen aus Blut und Boden entgegenströmt, der mit der Erde fest verbunden ist.» Oskar Wöhrle war höchst zufrieden mit dem Abend. «Menschenskind, hat dieser 75-jährige noch eine Gewalt des Worts! Vierhundert Leute waren im Saal, und ein Jeder ist

auf seine Kosten gekommen», berichtete er einem Freund.¹⁰

Am 18. November 1942 kehrte Huggenberger in die Schweiz zurück. Anderntags griff die Rote Armee bei Stalingrad an, die westlichen Alliierten waren zehn Tage zuvor in Nordafrika gelandet; der Krieg hatte sichtbar eine Wende erreicht. Zu weiteren Reisen nach Deutschland sollte es nicht mehr kommen.

Ende Dezember wurde Huggenberger aus Anlass seines 75. Geburtstags zum Ehrensenator der Deutschen Akademie in München ernannt; das war ein reiner Ehrentitel, Reiseverpflichtungen waren da-

10 Ebd.: Wöhrle an Max Rieple, 19.11.1942.

Abb. 107: Lesung in Mülhausen, Elsass, Zeichnung von Paul Hertzog, 16. November 1942.



mit nicht verbunden. Nur kleine Pressemeldungen gelangten in die Öffentlichkeit; auch die Schweizer Gesandtschaft in Berlin nahm Notiz davon. Die Akademie (Vorläuferin der heutigen Goethe-Institute) betrieb Deutschunterricht im Ausland. Zu dieser Zeit hatte Goebbels dort wachsenden Einfluss gewonnen, so dass man auch bei dieser Ehrung die Initiative des Propagandaministeriums im Hintergrund ahnt; definitiv klären lässt sich dies nicht, da die Akten der Akademie im Krieg untergingen.¹¹ «Freue dich Helvetia», spottete die sozialistische «Berner Tagwacht», indem sie aus der «Front» zitierte, die als eine der wenigen

Zeitungen des Landes von dem Ehrensator Notiz genommen hatte: «Es freut uns ganz besonders, dass die heute lebenden besten Geister wie Jakob Schaffner, Alfred Huggenberger, Dominik Müller, die immer völkisch gedacht und empfunden haben, zu unserm Kreis gehören und wir zu ihnen.»¹²

Im Mai 1943 meldete Otto Henning sich noch einmal aus Berlin. Die Überweisung des Honorars vom Vorjahr hatte sich als unmöglich erwiesen. In Absprache mit Huggenberger ging das Geld ans Deutsche Rote Kreuz, «aber (dringlich) ohne Nennung des Namens», wie dieser in einer Notiz festhielt.¹³ Ob Huggenberger noch einmal zu einer Vortragsreise kommen möge, hatte Henning auch gefragt. Wie man seinem letzten Brief vom Juni 1943 entnimmt, hatte Huggenberger dies unter Verweis auf die schlechte Gesundheit seiner Frau für derzeit unmöglich erklärt. Kaum anders dürfte er dem Schweizerverein in München geantwortet haben, der im Oktober 1943 schrieb, man würde sich über seinen Besuch «in dieser ernsten Zeit ganz besonders freuen».¹⁴

Die Zerstörung von Leipzig

Noch im August 1943 hatte Verlagsleiter Baessler von einem exzellenten Verkauf berichtet, Neuauflagen von drei älteren Romanen seien in Vorbereitung und man warte gespannt auf die angekündigte neue Arbeit.¹⁵ Kurz vor dem Jahresende kam das Aus. In den frühen Morgenstunden des 4. Dezember 1943 griff

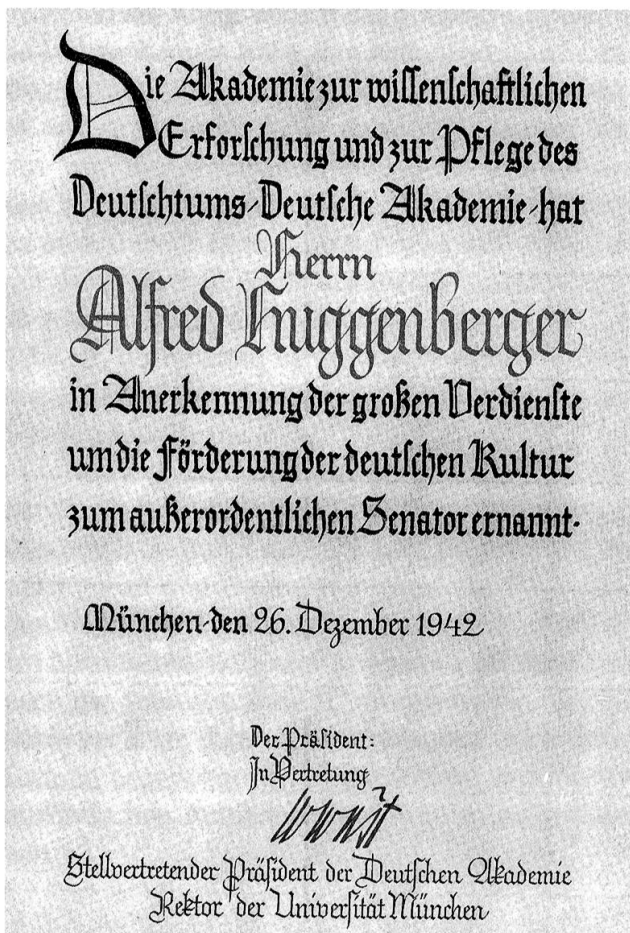
11 Siehe Michels, Deutsche Akademie. Die Ehrensatoren sind dort nicht erwähnt. Ein Dank an den Verfasser für schriftliche Auskünfte.

12 Berner Tagwacht, 9.1.1943; Die Front, 7.1.1943.

13 KBTG Hu B Sch 27: Henning an A. H., 3.5. und 4.6.1943.

14 KBTG Hu B 941: Ernst Grob an A. H., 22.10.1943.

15 KBTG Hu L Sch 64/1: Baessler an A. H., 12.8.1943.



die Royal Air Force Leipzig an und zerstörte grosse Teile der Innenstadt. «Frau Staackmann und die Ihnen bekannten Mitarbeiter des Verlages haben persönlich keinen Schaden genommen; nur meine Wohnung ging verloren», berichtete Baessler.¹⁶ Für Huggenberger sah es zunächst nach einem Teilverlust aus;¹⁷ erst der März 1944 brachte Klarheit. «Über Leipzig kann ich nicht schreiben», berichtete ihm ein dort lebender Auslandsschweizer, «man möchte laut aufschreien! Die Zerstörungen sind auch neuerdings einfach entsetzlich.»¹⁸ Auch der Verlag gestand nun ein, dass die Schäden weit ernster waren. «Zur Zeit des Angriffs befanden sich gerade die meisten Werke von Ihnen zur Auslieferung auf unserem Leipziger Lager; es war

aber leider nicht möglich, die im Täubchenweg vorhandenen Bestände zu retten.»¹⁹ Auch das Verlagsarchiv war verbrannt. Anstelle des einberufenen Baessler kündete Martin Greiner an, der Verlag werde teilweise nach Bamberg ausgelagert und man plane Neudrucke der Romane. Ein Teil davon wurde noch realisiert. Im Frühjahr 1944 bat er Huggenberger um die Genehmigung für eine «Feldpostsonderausgabe» unter dem Titel «Marliese», einer rührseligen, zuerst 1934 in den «Süddeutschen Monatsheften» erschienenen Erzählung. Gedruckt in Grossauflage von 30 000 Stück in Stuttgart, enthielt das schmale Heft in billiger Ausführung neben der titelgebenden Erzählung auch «Der verkehrte Jakob Stockauer» und «Mädeli» aus dem Sammelband «Kampf mit dem Leben» von 1926.²⁰ Angekündigt wurde die Übersendung von 30 Freixemplaren und ein Honorar von 1500 Franken. Beides traf nie ein. Mit Greiners Briefen vom März 1944 brach die Verbindung zum Verlag ab. Greiner wurde noch im selben Jahr verhaftet und in ein Zwangsarbeitslager verbracht; er hatte sich geweigert, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen.²¹ Carl Baessler sollte sich erst 1946 wieder melden.

Zu den letzten im nationalsozialistischen Deutschland gedruckten Werken gehören weitere Kleinausgaben und der Abdruck in einer Anthologie, zu deren Entstehung alle Korrespondenz fehlt. Zu erwähnen sind zwei Büchlein im Ährenverlag, Nachfolger des Verlages Blut und Boden. Sie versammeln Erzählungen und Ausschnitte aus älteren Werken, aber auch aus dem 1942 in der Schweiz erschienenen «Bauernbrot». Auch eine Broschüre von 1943 in der

16 KBTG Hu B Sch 21: Baessler an A. H., 21.12.1943.

17 KBTG Hu B, Sch 7: Dr. Graeser an A. H., 14.2.1944.

18 KBTG Hu B 167: Thomas Camenzind an A. H., 14.3.1944.

19 KBTG Hu L Sch 63/5: Greiner an A. H., 30.3.1944.

20 KBTG Abrechnungen Sch 64/1: Greiner an A. H., 29.3.1944.

21 Siehe Wiemers, Martin Greiner, S. 69–73.

Kleinen Feldpost-Reihe des Bertelsmann-Verlags, «Die Liebe auf dem Lande», enthielt – mit verändertem Titel – zwei Erzählungen aus «Bauernbrot». Ein Gedichtband des prominenten NS-Autors Gerhard Schumann nahm noch 1944 ein Gedicht von Hugenberg auf.²² Die Ausgabe von «Jakob Spöndlis Glücksfall», herausgegeben in Grossauflage²³ von der Deutschen Arbeitsfront in der Reihe «Wiesbadener Volksbücher», zierte ein abwegiges Titelbild mit einem städtisch gekleideten Paar, in der Ferne ein dörflicher Kirchturm. Das Vorwort von Oskar Bischoff lobt einmal mehr den «Bauerndichter» und die «Verwurzelung in Blut und Boden», absurderweise für eine Erzählung über einen nicht-bäuerlichen Helden.

22 Schumann, Lyrik der Lebenden (es handelt sich um: Besuch im Kinderland).

23 Die vorliegende Ausgabe trägt den Vermerk 41.–50. Tausend.

43 Unter Beobachtung

Während des Kriegs erlosch das öffentliche Interesse an Huggenbergers Nähe zum nationalsozialistischen Deutschland. Angesichts der internationalen Dramatik war er zweifellos zu wenig wichtig, darüber hinaus war die Auseinandersetzung auch erschwert durch die Pressezensur. Sein Tun und Lassen kritisch zu beleuchten, hätte es zugleich nötig gemacht, sich mit der deutschen Politik auseinanderzusetzen. Entsprechend engagierte Zeitungen gab es in der Schweiz, doch hatten sie vermutlich wichtigere Themen. Zudem war die deutsche Kulturpolitik in der Schweiz kein Thema mehr.

Neu war, dass Huggenberger ins Visier staatstragender Kräfte aus der gesellschaftlichen Mitte geriet. Dies betraf die Bundesanwaltschaft, die sich nicht für seine Reisen und Ehrungen interessierte, ihn hingegen in Bezug auf innenpolitisch bedenkliche Aktivitäten überwachte. Kurz nach Kriegsende aktivierte sich auch der Schweizerische Schriftstellerverein, der bis dahin vor allem durch seine vorwiegend ablehnende Haltung gegenüber den in die Schweiz emigrierten ausländischen Autorinnen und Autoren aufgefallen war.

Der fichierte Huggenberger

Der erste Eintrag auf den bekannten kleinformatischen grünen Karteikarten stammt vom November 1938. Ein Arzt aus Küsnacht am Zürichsee «sollte an einem Dichter-Abend von einem H. teilnehmen. Vermutet deutsche Propaganda.»¹ Die Aufzeichnungen der Bundespolizei sind knapp, sie füllen insgesamt zwei Karten und konzentrieren sich vor allem auf die Jahre 1941 und 1942. Die Einträge sind mit dem Kürzel C.2 und Hinweisen auf zusätzliche Akten versehen; C.2 steht für Rechtsextremisten.

Seit 1938 unterhielt Huggenberger Kontakte in dieser Szene, die zu seiner polizeilichen Registrierung führten. So war er mehrmals zu Gast an Veranstal-

tungen der in Zürich domizilierten Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens, die Anfang 1938 aus einem Bund der Freunde deutscher Kultur hervorgegangen war. Zum Namenswechsel kam es, wie das Deutsche Generalkonsulat in Zürich berichtete, da der Bund «bei der zunehmenden antideutschen Haltung der Schweiz schon seines Namens wegen eine grössere Bedeutung nicht mehr würde erlangen können».² Die Gesellschaft wurde seit Kriegsbeginn regelmässig polizeilich observiert, da sie als Schlupfwinkel von Mitgliedern der Nationalen Bewegung der Schweiz galt, der Ende 1940 vom Bundesrat verbotenen Organisation schweizerischer Nationalsozialisten. Zudem erhielt sie, von schweizerischen Amtsstellen unbemerkt, erhebliche finanzielle Zuschüsse vom Auswärtigen Amt in Berlin.³ Infolgedessen waren die Vorträge mit 150 Franken recht gut bezahlt. Die Gesellschaft bestand keineswegs aus extremistischen Aussenseitern; ihre ein gebildetes Publikum ansprechenden Veranstaltungen – Referenten waren meist deutsche und schweizerische Professoren – fanden im zürcherischen Zunfthaus zur Meise statt, wo auch Huggenberger las. Ein 1942 gegründeter Ableger, der sich Basler Pfalz nannte, war ebenfalls im rechtsbürgerlichen Milieu gut verankert. Die Basler Regierung mit ihrer starken Linken erklärte die Organisation im Juli 1942 für staatsgefährlich, die Vertreter der Basler Pfalz unterlagen mit ihrer Klage Anfang 1943 vor Bundesgericht. Die Organisation, so meldete die Politische Abteilung des Polizeidepartements Basel-Stadt nach Bern, versuche «vor allem die führenden akademischen Kreise unserer Stadt unter dem Deckmantel eines literarischen Vereines den politi-

1 BAR E 4320-01 (C) 1990/134, Bd. 69: Huggenberger, Alfred.

2 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 60: Generalkonsulat an Deutsche Gesandtschaft, 4.4.1940.

3 Ebd.; siehe auch 17.4.1942 (monatlicher Zuschuss von 1500 Mark).

schen Zielen der «Eidgenössischen Sammlung» [Nachfolgerin der verbotenen Nationalen Bewegung] willfährig zu machen».⁴ Ein Ableger in Bern geriet in politischen Verruf, als mehrere Mitglieder im Sommer 1941 wegen illegaler Tätigkeit verhaftet wurden. Zu Huggenbergers Vortrag im kleinen Saal des Konservatoriums erschienen daher am 19. Dezember 1941, wie die Gesellschaft dem Deutschen Generalkonsulat berichtete, nur dreissig Personen, der Referent sei «von der Leere des Saales sichtlich bedrückt» gewesen.⁵

Im Herbst 1941 erweiterten sich die Organisationen für deutsche Kulturpropaganda um die Studiengemeinschaft für europäische Fragen in Zürich, die der Student Peter Schifferli, später Gründer des Arche-Verlags, ins Leben rief. Sie war, soweit erkennbar, nicht direkt mit deutschem Geld finanziert, stand aber in enger Verbindung zum Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz, mit dem sie offenbar bald weitgehend verschmolz. Die Stadtpolizei Zürich meldete im Januar 1942, «diese politische Organisation [versuche] den Anschein zu erwecken, sie stehe auf wissenschaftlichem schweizerisch neutralem Boden und sie werbe nur für ein besseres Verständnis zwischen der Schweiz und Deutschland».⁶ Im März und November 1942 las Huggenberger in diesem Rahmen (Zunftsaal zum Königsstuhl). Unter den Gästen vom März 1942 machte der Berichterstatte Oberst Gustav Däniker aus, wegen seiner deutschfreundlichen Umtriebe eben aus dem Dienst entlassen, sowie Direktor Rudolf Grob, Leiter im Volksbund.⁷ Huggenberger war mehr als ein gelegentlicher Referent; er bekundete seine Verbundenheit, indem er Mitglied der Studiengemeinschaft wurde und zu anderen Vorträgen erschien, so im November 1941, als Hans Friedrich Blunck, Ehrenpräsident der Reichsschrifttumskammer, im Zürcher Kongresshaus auftrat.⁸ Insgesamt las er 1938 bis 1942 sieben Mal im Rahmen dieser rechtsradikalen und deutschfreundlichen, von schweizerischen Nationalsozialisten durchsetzten

und zum Teil von deutschem Geld getragenen Organisationen. Der Schwerpunkt lag in den Jahren 1941 und 1942, in zeitlicher Parallele zur Gründung der Europäischen Schriftstellervereinigung. Mit der militärischen Wende des Winters 1942/43 versandeten die Aktivitäten. Schon im März 1942 hatte der deutsche Generalkonsul in Zürich auf den hohen Devisenbedarf hingewiesen; bevor man weitermache, brauche es ein solideres «Urteil über den propagandistischen Wert» dieser Veranstaltungen.⁹

Die Polizeiberichte des belauschten Huggenbergerschen Vortragsbetriebs entwerfen ein präzises Bild von Ablauf und Programm. Sie weisen darauf hin, dass das Publikum zu einem Drittel bis mehr als der Hälfte aus Frauen bestand. Sie identifizieren bekannte Anwesende, so Mitglieder des Deutschen Konsulats oder Hans Oehler, Gründer der «Schweizerischen Monatshefte», ab 1935 Herausgeber der frontistischen «Nationalen Hefte»;¹⁰ Huggenberger hatte beide abonniert. Gelegentlich geben die Rapporte, in Überschreitung des amtlichen Auftrags und unbeeinflusst von Höflichkeiten ein ungeschminktes Bild mittelmässiger Unterhaltung. So etwa von der Veranstaltung der «Basler Pfalz» am 9. Dezember 1942 im Restaurant zum Schützenhaus,

4 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95, c.2.74: Politische Abteilung Polizeidepartement Basel-Stadt an Bundesanwaltschaft, 6.1.1943.

5 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 4a, Gesellschaft zur Förderung kulturellen Lebens: Bericht über den Alfred-Huggenberger-Abend, 1.1.1942.

6 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 42: Stadtpolizei Zürich, 22.1.1942.

7 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 42: Stadtpolizei Zürich, 26.3.1942.

8 Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Cb 92.40.51: Notiz Blunck, 15.11.1941.

9 PA AA, Generalkonsulat Zürich, Paket 60: Voigt an Auswärtiges Amt, 17.4.1942.

10 BAR, E 4320(B) 1968/195, Bd. 95: Polizeikorps des Kantons Zürich an Nachrichtendienst, 21.11.1941.

beliebter Treffpunkt der deutsch-freundlichen Kräfte in Basel:

«Herr Ganzoni führte den Dichter Alfred Huggenberger mit wenigen Worten ein. Er begrüßte ihn als Heimatdichter, rühmte seine Verbundenheit mit der Scholle und empfahl den Ankauf seiner Werke als einen aktiven Teil der geistigen Landesverteidigung. Alfred Huggenberger begann sogleich mit der Vorlesung aus eigenen Werken, ohne selbst Worte der Einführung zu sprechen: «Bauerndank im Herbst»; «Die Botschaft des Waldes». Aus seinem neuesten Werk «Hinterm Huus im Gärtli» zwei Mundartgedichte: «dr Mähder»; «s'Dörfli». Anscheinend war das Publikum zu reserviert, was den Dichter zur trockenen Bemerkung veranlasste: «Es ist mit der Heiterkeit nicht gut bestellt». Es folgte eine Erzählung «Die zweite Erziehung», die in Deutsch begann, aber die ergiebigen direkten Reden darin in Mundart wiedergab. Man wurde dabei das Gefühl nicht los, am besten wäre das Ganze in Mundart geschrieben worden. [...] Darauf sollte die Heiterkeit wieder zu Worte kommen in den Mundartgedichten «dr Schwyzer-spiegel», darin erzählte ein Italiener in schlechtem Deutsch eine groteske Geschichte, zu der die Versammlung nur höflich lachte. Ebenso zu einer Reihe – man könnte sagen – Witzen in Versform.»¹¹ Politische Anspielungen konnte der Polizist keine feststellen, das wäre auch aus dem Rahmen gefallen, so vordergründig hatte der Autor keine politische Botschaft zu verkünden.

Die Witze stammten aus der Humoreske «Stachelbeeri». Die vom Polizisten vermerkte Eigenart, Mundart und Schriftsprache in ein und demselben Text zu kombinieren, hatte Huggenberger in seinem eben im Volksverlag Elgg publizierten Büchlein «Bauernbrot. Neue Erzählungen» erprobt, mit dem er im Herbst 1942 Präsenz auf dem schweizerischen Buchmarkt markierte. Seit 1911 hatte er keinen seiner Erzählbände mehr in der Schweiz publiziert. Vier der fünf neuen Erzählungen im ersten Teil waren durch

die Kombination von Mundart und Schriftsprache charakterisiert, ein Versuch, der wenig überzeugt. Er hat ihn auch kein weiteres Mal angewandt. Keinen erkennbaren Sinn machen die vielen gesperrt gesetzten Passagen. In «Der Prozess» verwandelt er einen so abstrakten Vorgang wie einen Gerichtsprozess in ein beseeltes Objekt. Zwei der Texte, «Der Bauernschuster» und «Das Bauerndorf» waren in einer Art Nachdichtung der «Schicksalswiese» nachempfunden. Teilweise tauchen bekannte Figuren auf (David Stängli), das Thema, ja die Sätze wirken wie übrig gebliebenes Material aus dem Roman. Das letzte Drittel des Buchs besteht aus allerlei Beigaben, mit denen der Band auf etwas über 200 Seiten gebracht worden war: eine Jugenderinnerung, eine Glosse, etliche Gedichte. Das ähnelt dem Sammelband «Vom Segen der Scholle», es fehlen aber Quellenangaben. Ein Essay, «Das Bauerndorf», war schon im «Du» und im «Thurgauer Jahrbuch» erschienen.¹² Der Anteil der Mundart war hoch, ebenso der Anteil der moralischen Erbauung.

Gedichte zum Krieg

An den öffentlichen Lesungen war das Zeitgeschehen kein Thema. Auch in den Gedichten, die für Aktualität besonders empfänglich waren, schlug sich dieses weit spärlicher als im Ersten Weltkrieg nieder. Der Krieg wurde nur am Rande, in der Gebrauchs- poesie zu Neujahr und Erstem August, sichtbar, im Sinne vage ausgedrückter Friedenshoffnung. Erst seit dem Sommer 1944 gab es neue Akzente. Von der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe im Juli 1944 um einen Textbeitrag für den nächsten

11 BAR E 4320 (B), 1968/195, Bd. 95: Politische Abteilung Polizeidepartement Basel-Stadt, Bericht 10.12.1942.

12 A. H., Das Bauerndorf, in: Du, September 1941, S. 39–40; Thurgauer Jahrbuch 1941, S. 23–26.

Spendenaufwurf gebeten, reagierte Huggenberger positiv und schickte zwei Gedichte.¹³ «Lindern heisst retten» gehörte vermutlich dazu. «Wer bannt des Krieges entfesselte Macht?/ Gärten hat er zu Wüsten gemacht,/ Städte hat er in Staub gelegt,/ Glück und Wohlfahrt hinweggefegt.// Der Krieg – heut zeigt er sein wahres Gesicht,/ Er wandelt sich finster ins Weltgericht./ Verschollen das Märchen vom Kräftespiel,/ Ausrotten, vertilgen sind Losung und Ziel.»¹⁴ Die Zentralstelle hatte in ihrem Appell an seine Hilfsbereitschaft einige Stichworte genannt – unter sorgfältiger Ausparung der Tatsache, dass es vor allem um Opfer jüdischer Herkunft ging. «Zehntausende der bei uns lebenden Flüchtlinge trauern um ihre Angehörigen, die deportiert oder ausgerottet wurden oder in Gefängnissen und Konzentrationslagern schmachten.» Die Presse der Schweiz hatte im Frühsommer 1944 so breit wie noch nie über die Deportation der ungarischen Juden berichtet. Von «ausrotten, vertilgen» spricht auch Huggenberger; doch lässt die vorangehende Bezugnahme aufs «Kräftespiel», womit das zwischenstaatliche Verhältnis und nicht die Verfolgung von Gruppen der Zivilbevölkerung gemeint ist, den Zusammenhang zweifelhaft werden. Von einem «Gleichgewicht der Kräfte» mochten auch die Alliierten nichts mehr wissen, die «Austilgung» von Nationalsozialismus und Faschismus war deklariertes Ziel. Gut möglich, dass Huggenberger auch darauf anspielt. Sein Gedicht klingt aus in einem Appell, an die Opfer zu denken und nach Möglichkeit zu helfen: «Lindern heisst retten. Versäumtes wird Schuld.»

Am Tag nach der deutschen Kapitulation erschien am 9. Mai 1945 ein Gedicht in der Presse, das er offensichtlich für diesen Moment vorbereitet hatte. «Friedensglocken» erteilte lärmender Festfreude eine Absage und rief angesichts der Schrecken des beendeten Kriegs und des Wunders der schweizerischen Bewahrung zu ernstem Gedenken auf:

«Das ist die Last, an der wir schweigend tragen,
 Zu lang sah'n wir dem Graun ins Angesicht.
 Kein Weiser gibt Bescheid auf unser Fragen,
 Wir sind erschüttert. Wir verstehen nicht.
 Was nie geschehen sollte, ist geschehen,
 Die Menschlichkeit ward in den Staub gedrückt,
 Millionen mussten schuldlos untergehen,
 Und keine Sintflut hat uns Gott geschickt.
 Mög' sich der Friede dieser Welt erbarmen,
 die nie so tief im Bann des Schreckens stand!
 Der Geist der Liebe mög' aufs neu' erwarmen,
 Der immer noch den Weg zum Heiltum fand!»¹⁵

Der Schluss geriet etwas schwerfällig und hilflos, der Begriff des Heiltums wirkt gesucht; doch spricht Huggenberger zuvor die Verbrechen gegen die Menschlichkeit so deutlich an wie nirgends sonst. Sie waren in diesem Moment allgegenwärtig bewusst. In den vorangehenden Wochen, kurz vor Kriegsende, waren die ersten grauen und verwischten Fotografien aus befreiten Konzentrationslagern in einem Teil der Presse erschienen, zu Skeletten abgemagerte Häftlinge und Haufen entstellter nackter Leichen. Die Bilder hatten grosses Aufsehen erregt, niemand in der Schweiz hatte je etwas derart Entsetzliches gesehen.

Wenn Huggenberger in seiner Reaktion auf den Kriegsausgang vor Festfreude warnte, so standen vielleicht auch solche Eindrücke dahinter. Vor allem fand er damit instinktiv zur selben Lösung, mit der schweizerische Behörden, namentlich auch der Bundesrat, auf den Übergang vom Krieg zum Frieden reagierten: Man wollte keine neutralitätswidrigen Siegesfeiern, keine alliierten Fahnen, kein Volksfest.¹⁶

13 KBTG Hu B 1218: zwei Briefe; Gedicht «Flüchtlingskinder» in Sch 98.

14 KBTG Hu Sch 98: Der Freisinnige, ohne Datum (August 1944).

15 Thurgauer Zeitung, 9.5.1945.

16 Siehe Gysling/König/Ganz, Schweiz im Friedensjahr, S. 87 ff.

Zum 1. August 1946 griff Huggenberger die Thematik nochmals auf und beschwor erneut im Zeichen stiller Einkehr die Kräfte, denen die Schweiz ihre Bewahrung zu danken hatte. «Den Brand, der Welten arm gemacht,/ Der Völker zwang in Not und Acht,/ der Berge Wall hat ihn gebannt,/ Der alte Bund, er hielt ihm stand.// Wir danken still der höchsten Macht,/ den Männern, die das Haus bewacht./ Kein Böllerlärm, kein Festgelag/ entweihe unsern Feiertag!»¹⁷ Dem Schutz der Berge, der Armee und Gottes Vorsehung hatte die Schweiz ihr Überleben zu danken. In dieser Sicht der jüngsten Vergangenheit ging Huggenberger einig mit den konservativsten Kräften der Schweiz, die keinesfalls von den realen Abhängigkeiten des Landes und ihrem eigenen Verhalten in den zurückliegenden Jahren reden wollten. Grosse Teile vor allem der jüngeren und städtischen Bevölkerung hatten anders reagiert und sich zum Kriegsende einen Moment lang, ohne grosse Hintergedanken, spontan der Freude überlassen. Vor allem gedachten sie auch der Kriegsanstrengungen und immensen Opfer der Alliierten, welche die Schweiz vor dem ihr zgedachten Schicksal als erbärmlicher Vasall des Grossdeutschen Reichs bewahrt hatten.

Ein scheiterndes Tribunal im Schriftstellerverein

Am 9./10. Juni 1945, einen Monat nach der deutschen Kapitulation, tagte der Schweizerische Schriftstellerverein in Luzern. Überall in der Schweiz wurde zu dieser Zeit nach Säuberung gerufen, nach Massnahmen gegen die im Land befindlichen ausländischen und schweizerischen Parteigänger der untergegangenen Regime. Nicht ganz überraschend erfasste die Bewegung auch den Schriftstellerverein.¹⁸ Adolf Saager beantragte den Ausschluss von John Knittel und eventuell weiterer Mitglieder, die durch «Teilnahme an nationalsozialistischen Veranstaltungen» das Ansehen des Verbands gefährdet hätten.¹⁹

Ernst Zahn fragte erzürnt, wer denn dieser Saager sei, dass er sich anmasse, über Kollegen zu Gericht zu sitzen: Es handelte sich um einen im Tessin lebenden, antifaschistisch engagierten Autor von Romanen und Sachbüchern.²⁰ Die Versammlung verlangte vom Vorstand eine klärende Untersuchung. Verbandssekretär Franz Beidler schickte der Bundesanwaltschaft ein Verzeichnis der Mitglieder und bat um deren kollektive Überprüfung auf antidemokratische oder nationalsozialistische Betätigung. Im Verband selber seien neben John Knittel namentlich Alfred Huggenberger, Max Eduard Liehburg, Julius Schmidhauser, Emanuel Stichelberger, Gustav Renker und Klaus Peter Wieland genannt worden.²¹ Später fielen noch ein paar weitere Namen, darunter auch Zahn. Der Sekretär erschien kurz darauf bei Werner Balsiger, Chef der Bundespolizei, und musste sich von diesem eine Rechtsbelehrung erteilen lassen, die Balsiger in Stichworten festhielt: «Übereinstimmung: Gesinnung + Gedanken sind frei. Nur staatsgefährliche oder strafbare Handlungen fallen ins Gewicht. BA [Bundesanwaltschaft] gibt keine Auskunft über Gesinnung oder persönliche Beziehung etc. Vorschlag: Schriftsteller Verein gibt den angegriffenen Mitgliedern Gelegenheit Stellung zu nehmen, stellt präzise Fragen. Stellen sich Widersprüche ein oder Zweifel über bestimmte Tatsachen (Zugehörigkeit zu einer nat. soz. Organisation) sind wir unter Vorbehalt bereit auf bestimmte Fragen tatsächl. Natur zu antworten.»²² Entspre-

17 KBTG Hu L 8/2, Kladde «Post, vom 10.8.1946 an»: Gedichtsentwürfe ab Juli 1941, Zur Bundesfeier (1946).

18 Niederer, Geschichte des SSV, S. 180–182; Amrein, Literatur- und Theaterpolitik, S. 540–543; Höhn-Gloor, John Knittel, S. 54 ff. (insgesamt wenig über A. H.).

19 Zitiert nach Amrein, Literatur- und Theaterpolitik, S. 540.

20 KBSG Vadiana VNL 17, NL Marti: Zahn an Marti, 15.7.1946.

21 BAR E 4320 (B) 1968/195, Bd. 95, c.2.10109, Schweiz. Schriftstellerverein: SSV (Beidler) an Bundesanwaltschaft, 23.6.1945.

22 Ebd.: Notiz Juli 1945, signiert B.

chend ging man nun vor; die Bundesanwaltschaft blieb aus dem Spiel.

Am 2. August 1945 war Huggenberger zur Befragung nach Zürich geladen. Er hatte einen Fragebogen erhalten, der Auskunft verlangte, ob er Mitglied der Reichsschrifttumskammer oder der Europäischen Schriftstellervereinigung gewesen sei oder an entsprechenden politischen Veranstaltungen teilgenommen habe. Beidler hielt in Bleistiftnotizen das Resultat des Gesprächs fest: «Weimar 1941 und 1942. John Knittel hat dazu eingeladen. Schlechter Eindruck. Hat seit da deutschen Boden nicht mehr betreten. Carossa Präsident, Goebbels anwesend. Da hat er gewusst, da gehöre ich nicht hin. Hat bei seinen Vorträgen nur aus seinen Werken gelesen. Nie Politik. Bei allen Schweizerkolonien gesprochen, zumeist auf eigene Rechnung. Hat dadurch Deutschland gesehen. Auch in England und Holland bei Schweizervereinen. Verweist auf sein Werk. Habe keine Unehre eingelegt für die Schweiz.»²³ Ob er der Schrifttumskammer angehört habe, wisse er nicht, Korrespondenz habe er mit dieser keine gehabt und auch keine Beiträge entrichtet. Dazu lässt sich anmerken, dass die Frage, weshalb er denn 1942 noch ein zweites Mal nach Weimar gefahren war, unbeantwortet blieb. Der Schrifttumskammer war er durch Beitritt zum Reichsverband deutscher Schriftsteller angeschlossen; dass er damit eine Loyalitätserklärung gegenüber dem Regime abgegeben hatte, blieb ungesagt. Auch hatten die Lesungen bei den Schweizervereinen nur einen Teil seines Reiseprogramms ausgemacht, er las auch bei der Hitler-Jugend, bei bäuerlichen und anderen nationalsozialistischen Organisationen, die wir nicht alle kennen. Beidler erbat nicht einmal eine Zusammenstellung von Orten und Veranstaltern der deutschen Lesetourneen.

Huggenberger hatte Schlimmeres erwartet. Drei Tage später dankte er Beidler für seine «grosse Freundlichkeit und Güte. Sie haben mir einen Stein vom Herzen genommen.»²⁴ Offensichtlich war das

Gespräch bald einmal zu Huggenbergers Werken übergegangen; verbunden mit weiteren freundlichen Briefen versorgte er Beidler mit Büchern und fragte dann wie nebenbei, halb unschuldig, halb berechnend: «Es ist mir nachträglich noch eingefallen, dass ich den zugestellten Fragebogen wahrscheinlich doch werde einreichen müssen. Wenn dem so ist, bitte ich um kurzen Bericht.» Das sei nicht nötig, antwortete Beidler und bedankte sich für das Buchgeschenk.²⁵ Huggenberger war keineswegs so naiv, wie es scheinen mochte. Als er im Mai 1945 im «Vorwärts», Zeitung der linksradikalen Partei der Arbeit, gemeinsam mit Meinrad Inglin und anderen unter dem Titel «Säuberung auch in der Literatur» attackiert wurde, holte er sich juristischen Rat bei alt Bundesrat Heinrich Häberlin. Dieser riet ihm ab von einem rechtlichen Vorgehen, das Huggenberger erwogen hatte.²⁶ Ob er sich auch im Vorfeld der Untersuchung im Schriftstellerverein rechtlichen Rat einholte, wissen wir nicht.

Der Vorstand des Schriftstellervereins setzte eine Viererkommission ein, die sich mit dem gesammelten Material befasste. Die Meinungen zu Huggenberger waren nicht einhellig, wie im Telegrammstil festgehaltenen Notizen zeigen. Hermann Weilenmann befand, dass Huggenberger «kein Nazi» gewesen sei, sondern eben ein Bauer, dem es vor allem ums Geschäft ging. Man könne ihn «nicht ernst nehmen – ein Verirrter, der nichts wusste». Präsident Henri de Ziegler fand seine Haltung verfehlt, aber keinen Grund zum Ausschluss. «Wie konnte er dazu kommen als Schweizer Bauer?» Huggenbergers Alter wurde angesprochen, aber auch darauf hingewiesen,

23 SLA, SSV, ehemalige Mitglieder, Huggenberger (Sch 59): Notiz von Beidler, 2.8.1945.

24 Ebd.: A. H. an Beidler, 5.8.1945.

25 Ebd.: A. H. an Beidler, 7.8.1945; Notiz Beidler, 15.8.1945.

26 Vorwärts, 10.5.1945; StATG 8'611'12: Häberlin an A. H., 25.5.1945.

dass man von einem Schriftsteller ein Stück politische Einsicht erwarten könne, «dass er merkt, was man mit ihm will». Stattdessen habe er sich benutzen lassen, wie nochmals Weilenmann betonte: «Er war Objekt der Nazi, sie konnten ihn ausgezeichnet brauchen.» Die Diskussion endete mit dem Befund, dass Huggenberger vor allem «den Absatz seiner Bücher» habe heben wollen; man bedauerte aufs tiefste, «dass er sich [habe] verleiten lassen», war aber überzeugt, dass kein Mangel an nationaler Gesinnung im Spiel gewesen sei.²⁷ So war es denn ein Stück weit Huggenbergers bäuerlicher Beruf, dank dem er sich aus der Affäre ziehen konnte. Die ihm zugeschriebene Eigenschaft des Bauerndichters, mit der er so oft gehadert hatte, wirkte sich genau in der von ihm befürchteten Weise aus, als mildernder Umstand nämlich: Man sah ihn in der Rolle des geschäftstüchtigen, sonst aber halbwegs unzurechnungsfähigen Bauern, der neben seinem Geld an nichts gedacht hatte. Er dürfte diesen Eindruck durch die gewundene, wenig selbstbewusste Art seiner Auskünfte begünstigt haben. Von seinen tieferen Motiven, die nicht finanzieller Art waren, sondern in seinem Hunger nach Anerkennung, in seiner Empfänglichkeit für Schmeichelei und Ehrungen wurzelten, war nie die Rede. So oder so war seine Ehre tangiert: In diesem Sinn zahlte er einen hohen Preis, auch wenn er glimpflich davon kam.

Eine Diskussion im Kollegenkreis hatten weder Huggenberger noch ein anderer der Betroffenen zu bestehen. Den ganzen Krieg hindurch war er nie zu den Verbandstagen erschienen. Im Mai 1946 kam er jedoch zur Jahresversammlung nach Chur. Er muss vorweg informiert worden sein, dass die Angelegenheit in Stille begraben werde. Für die Kommission referierte Hermann Weilenmann, Vizepräsident des Vereins und Leiter der Zürcher Volkshochschule. «Die nachträgliche Begründung eines Gesinnungsdelictes», so betonte er, «hat für uns keinen Sinn.» Relevant sei einzig die Frage, ob die schweizerische De-

mokratie gefährdet wurde. «Ein klarer politischer Tatbestand» sei der Beitritt zur Europäischen Schriftstellervereinigung. Dies gelte einzig für John Knittel, der mit seinem mittlerweile erfolgten freiwilligen Austritt die Konsequenzen gezogen habe. «Es gab auch einen Ehrensator der Deutschen Akademie», erklärte Weilenmann unter Anspielung auf Huggenberger. «Alle diese Fälle sind höchst bedauerlich, aber der Irrtum im Verhalten oder Gesinnung wird heute von den Betreffenden selbst bedauert, und der Bestand der Demokratie wurde dadurch nicht gefährdet. Der Vorstand beantragt der Generalversammlung, einen Strich unter das Vergangene zu ziehen, keines seiner Mitglieder auszuschliessen und zur Tagesordnung überzugehen.» Dem folgte die Versammlung mit einer Resolution, die – etwas schärfer formulierend – erklärte, dass «nur ganz wenige [...] Mitglieder ihre Pflichten als Schweizer und Schriftsteller vor und während des Krieges missachtet und mit Bewegungen sympathisiert haben, die unserem eidgenössischen Staatsideal von Grund auf widersprechen».²⁸

Mit Händen zu greifen ist John Knittels Rolle als Sündenbock, der dafür als Aussenseiter und erfolgreichster Autor der Schweiz doppelt geeignet war und mit seinem freiwilligen Rückzug ein scheinbares Schuldeingeständnis geliefert hatte. Die Kommission hatte ihn in ihrem internen Bericht als «das bei weitem am schwersten belastete Mitglied» identifiziert, «ja er müsse als deutscher Agent bezeichnet werden».²⁹ Die Festschrift des Schriftstellervereins von 1987 verschärft die Anklage und spricht von Aktivitäten, «die in Ausmass und Gewicht als verbrecherisch bezeichnet werden müssten».³⁰ Einzig Ernst Otto

27 SLA, SSV, Sch 345, Säuberungskommission: undatierte Notizen zur Beratung über A. H.

28 Ebd., Protokoll 1946; Sch 261, Resolution.

29 Zitiert nach Niederer, Geschichte des SSV, S. 182.

30 Literatur geht nach Brot, S. 77.

Marti hatte sich an der Generalversammlung verteidigend vor ihm gestellt, wie er Ernst Zahn berichtete. Namentlich die Mitglieder aus der Romandie seien jedoch ganz unnachgiebig gewesen. «Die vom Vorstand vorgeschlagene Resolution wurde durch verschiedene Redner der Linken schärfer formuliert. Mir fiel ferner auf, wie sehr die Redner der Linken ins Zeug gingen, während der bürgerliche Flügel mehr oder weniger schwieg, auch ein Zeichen der Zeit.»³¹ Geschwiegen hatte auch Huggenberger, der überaus gut wegkam. Der Vorstand deckte ihn, indem er Knittel als einziges Mitglied der Europäischen Schriftstellervereinigung hinstellte. Wie auch immer man dessen Haltung beurteilen will: Nationalsozialist war er genau so wenig gewesen wie Huggenberger. Seine Beteiligung an der Gründung in Weimar hatte er dem Politischen Departement pflichtschuldig gemeldet; Bundesrat Marcel Pilet-Golaz hatte sie gutgeheissen. Wirklich geklärt war wenig, der Rest waren Gerüchte und unbewiesene Verdächtigungen.³² Was ebenfalls unerwähnt blieb: Neben Knittel hatte auch Emanuel Stickelberger dem Verband empört den Rücken gekehrt, da er den ihm zugestellten Fragebogen «als schwer beleidigend» empfunden hatte.³³

Es hatte viele Wege und Möglichkeiten gegeben, den Blendungen des Nationalsozialismus zu erliegen. Die Hinwendung konnte partiell und zeitweilig oder langfristig und intensiv ausfallen. Rechtsbürgerlich und reformiert stand für erhöhte Anfälligkeit; eine Bereitschaft zum Antisemitismus oder zumindest vollständige menschliche Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden gehörten zwingend dazu. Mit der machtpolitischen Expansion des lange Zeit erfolgreichen deutschen Regimes ergaben sich zahlreiche Gelegenheiten, aus der Situation Nutzen zu ziehen. Opportunismus und Überzeugung gingen nunmehr eine schwer trennbare Mischung ein. Aus ähnlichen Konstellationen heraus erfolgte in der zweiten Kriegshälfte, als sich die deutsche Niederlage abzeichnete, die Absetzbewegung. Angesichts eines

vom Krieg verwüsteten Kontinents und der vor aller Augen offen liegenden Untaten der deutschen Diktatur wollte 1945/46 niemand mehr dabei gewesen sein. In diesem Spielraum bewegte sich auch das Denken und Verhalten Huggenbergers, zwischen Opportunismus und Irrglauben, verführbarer Naivität und nüchterner Nutzenrechnung.

Huggenbergers Schweigen in all diesen Belangen setzt der präzisen Erfassbarkeit Grenzen. Überaus klar wird zudem, dass niemand willens war, ihn ernsthaft dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Den Verantwortlichen im Schriftstellerverein war es erkennbar unangenehm gewesen, ihn mit Fragen zu bedrängen. Ihm selber aber ging die Affäre noch lange nach. Noch 1949 entwarf er einen Brief an Felix Moeschlin, den früheren Präsidenten des Schriftstellervereins, und behauptete erneut, als ob es darauf noch angekommen wäre: «Ich bin nie Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen, ob schon ich, wie mir szt. mitgeteilt wurde, in einer Ausgabe des Kürschner als solches irrtümlich angeführt wurde.»³⁴ Solche Vorwürfe machte längst niemand mehr. Der Vorstand hatte ihm 1947 freundlich zum 80. Geburtstag gratuliert. Der Zürcher Schriftstellerverein überschlug sich schon beinahe: «Wir freuen uns mit Ihnen, dass es Ihnen nach einem Leben voll fruchtbarer Arbeit am bäuerlichen Nährgrund unsres Volkstums und in der dichterischen Verklärung dieses Lebens im Wort vergönnt ist, diesen Tag in Gesundheit und Frische zu geniessen. Wir sehen darin die herrlichste Bestätigung der kernhaften Gesundheit Ihres Schaffens an der Scholle und am Wort, an der wir uns seit Jahrzehnten miterlebend gefreut haben. Es ist Ihnen wie uns allen in

31 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Marti an Zahn, 27.5.1946.

32 Höhn-Gloor, John Knittel, S. 54 ff.

33 ZHB, NL Zahn, Ms. N.37: Stickelberger an Zahn, 6.5.1946.

34 KBTG Hu B 891: Briefentwurf, 2.4.1949 (unklar, ob abgeschickt).

diesen wilden, unruhigen Zeiten nicht alles nach Wunsch gegangen. Doch hoffen wir, an Ihrem Ehrentag [...].»³⁵ Niemand wollte ihm übel, auch wenn er selber das immer noch befürchtete.

Huggenberger war längst zu einer öffentlichen Institution geworden, er war eingegangen in ein Sehnsuchtsbild der Liebe zur überschaubaren ländlichen Heimat, in der sich die hoch industrialisierte, weltweit finanziell engagierte Schweiz gern wiedererkannte: Vermeintliche Schlichtheit und Echtheit standen gegen die Kompliziertheit der Welt. Die konservative Schweiz liebte sich selbst in diesem Mann.

35 KBTG Hu B Sch 44: Zürcher Schriftstellerverein an A. H., 23.12.1947.

44 Nach der Katastrophe. Nachrichten aus Deutschland

Mit der bedingungslosen deutschen Kapitulation vom 8. Mai 1945 brach der Postverkehr zwischen der Schweiz und Deutschland ab. Alfred Huggenberger hatte seit 1944 nichts mehr aus Deutschland gehört und war im Ungewissen, wie es den vielen Bekannten in der letzten Kriegsphase ergangen war.

Als erstes Lebenszeichen erreichte ihn im Januar 1946 ein Hilferuf aus Kühlenbronn im südlichen Schwarzwald. Die ihm fremde Absenderin, Maria Würger, hatte den Brief einer Schweizer Bekannten mitgegeben. Ihr Sohn, selbst Verfasser von Gedichten, hatte 1937 mit Huggenberger Kontakt gehabt und war seit Anfang 1943 in Russland verschollen. Die Mutter gab sich der Hoffnung hin, er könne vielleicht noch leben, Huggenberger irgendwie helfen. Gross war ihr Zorn: «Wir in unserem Schaffen konnten nicht wissen wie schlecht unsere Oberen Mitmenschen waren, welche uns zwangen, alles das scheussliche mitzumachen, wovon wir keine Ahnung haben konnten. 1000 und aber mal 1000 Fluch über die Scheusale in Menschengestalt.»¹ Ob und wie Huggenberger darauf antwortete, wissen wir nicht. In dieser frühen Nachkriegszeit geriet er in eine ungewöhnliche Situation. Eine bald einmal wachsende Zahl von Nachrichten aus Deutschland erreichte ihn. In Gerlikon sammelte sich eine Fülle von Informationen über die Situation im geschlagenen Nachbarland, über die Befindlichkeit der Besiegten, wie sie zu dieser Zeit kaum eine Privatperson in der Schweiz besessen haben dürfte.

Ein unermüdlicher Helfer

Der Krieg war noch nicht zu Ende, als Huggenberger mit Hilfeleistungen begann. Im Januar 1945 verschickte er zwei Lebensmittelpakete zu je 56 Franken (das entsprach dem halben Wochenlohn eines gelernten Industriearbeiters) an das Ehepaar Leiner und an Professor Franz Beyerle in Konstanz, den Laudatio-

redner von 1942. Die Sendungen kamen nie an.² Auch nach Kriegsende blieben die legendären Liebesgabenpakete eine ungewisse Sache. «Von den Paketen, die ich nach Deutschland senden liess, sind bis jetzt nur 19 ans Ziel gekommen, ungefähr die Hälfte», schrieb Huggenberger im Dezember 1946 an Karl Cajka, der sich im Frühjahr als überlebender Kriegsheimkehrer aus Österreich gemeldet hatte.³

Huggenbergers erster Gedanke galt jenen, die im Oktober 1942 an seiner Ehrung in Konstanz teilgenommen hatten, Ludwig Finckh, die Professoren Franz Beyerle und Friedrich Metz. Im Weitern gedachte er der leitenden Personen des Staackmann-Verlags, auch für die verwitwete Clara Staackmann in Leipzig (sowjetische Zone) ging ein Paket auf die Post; es war ein halbes Jahr unterwegs.⁴ Das war nicht ungewöhnlich, es konnte bis zu einem Jahr dauern, ehe Postsendungen ihr Ziel erreichten. Wegen der fraglichen Erfolgsaussichten individueller Hilfeleistung beteiligte sich Huggenberger zusätzlich an staatlich koordinierten Aktionen. So zahlte er schon im März 1945 hundert Franken für die eben gegründete Schweizer Spende ein. Es folgte das Hilfswerk für die deutschen Notgebiete, dem er sich im Herbst 1945 als Mitglied anschloss.⁵ Der Versand von Paketen mit normiertem Inhalt ging erleichtert vonstatten. Die von Huggenberger immer wieder beauftragte, konfessionell neutrale «Christliche Nothilfe» bot Unterschiedliches an. Ein «Grenzlandhilfswerk» warb gezielt in der Ostschweiz und setzte sich mit möglichen

1 KBTG Hu B 1202: Maria Würger an A. H., 18.1.1946; siehe auch Hu B 1203: Philipp Würger an A. H., 17.5.1937.

2 KBTG Hu L, 8/2: Heft «Post, vom 10.8.1946 an»; Eintrag unter 13.8.1946.

3 KBTG Hu Sch 140: A. H. an Cajka, 9.12.1946.

4 KBTG Hu Sch 66: Christliche Nothilfe, Liebesgabenpakete (signierte Quittungen über den Empfang und weitere Materialien).

5 KBTG Hu B 442: Hilfswerk für die deutschen Notgebiete: 10.9. und 26.10.1945.

Einwänden gegen eine Hilfe an Deutschland auseinander: «Deutschland braucht einen Denkkzettel! Einverstanden! Wenn sich ein begabtes Volk derart seinem braunen Vogt beugte und sich zu solchen Überfällen in Reich und Nachbarschaft aufpeitschen liess, darf es der Sühne nicht ausweichen.» Doch müsse man auch an die zahlreichen Opfer der Diktatur in Deutschland und an die Kinder denken. Huggenberger zahlte ansehnliche Beiträge, mied aber die Öffentlichkeit. Jedenfalls unterzeichnete er nicht den entsprechenden Aufruf, wie dies der ehemalige Bundesrat Heinrich Häberlin, der Thurgauer Regierungsrat Jakob Müller sowie zahlreiche Lehrer und Pfarrer taten.⁶

Im Herbst 1946 trafen die ersten Briefe ein, sie wurden immer häufiger. Es meldeten sich manche, mit denen Huggenberger kaum je ernsthaft zu tun gehabt hatte. «Ob Sie sich noch erinnern an die Tafelrunde im Hause Alfred Staackmann, an Delpy, Franz Winter und meine Wenigkeit?», fragte Professor Paul Burg-Schaumburg und bat um eine Liebesgabe oder wenigstens ein paar Stumpfen.⁷ «Heute leben wir von den «Kalorien» und den Hoffnungen, die jedoch hier im Lande bei den meisten recht schwach sind. Ich habe noch nie so deutlich erfahren, wie im Gefangenenlager und jetzt, wie doch der Charakter der Menschen in den allermeisten Fällen eine Magenangelegenheit ist»,⁸ schrieb ein ehemaliger Radio-Mitarbeiter aus Stuttgart, mit dem Huggenberger 1937 zu tun gehabt hatte. Auch er erhielt sein Lebensmittelpaket. Ein anderer schrieb: «Schreibpapier, Bücher, Hemden oder Schuhe – es fehlt mir an allem.»⁹ Huggenberger tat, was er konnte; wir dürfen annehmen, dass auch seine Frau dahinterstand, obwohl sie nirgends namentlich in Erscheinung tritt. Aufnehmen könne man niemand, schrieb er im Mai 1946, da seine Frau durch eine chronische Krankheit des Kniegelenks gehbehindert sei und nur mit Mühe den Haushalt besorge.¹⁰

Das Ausmass der Not übertraf die individuellen Möglichkeiten; Huggenberger fühlte sich überfordert

und begann zu klagen. «Eine Sache gibt mir heute zu denken, und ich möchte gern mit Ihnen darüber Rat halten und Ihre Meinung hören», schrieb er nach seinem 80. Geburtstag Anfang 1948 an Thaddäus Abitz-Schultze, den langjährigen Vorsitzenden der Raabe-Gesellschaft. «In den Glückwünschen aus Deutschland und Österreich kann ich oft aus einem Unterton etwas heraushören, das nicht misszuverstehen ist. In andern Schreiben ist die Bitte um irgend eine Unterstützung klar ausgesprochen. So einfach ist halt leider die Sache nicht. Ein Paket oder 100 Pakete sind zweierlei. Die Leute sind vielfach über meine Verhältnisse falsch unterrichtet.»¹¹ Er sei keineswegs so wohlhabend wie vermutet und lebe seit Jahren weitgehend vom Ertrag seines kleinen Guts.

Gebrochene Rückblicke

Die einlaufenden Berichte kündeten von Elend und Schrecken. In manchen Fällen war nur der Tod mitzuteilen. Edmund Starkloff, ehemaliger Staackmann-Mitarbeiter, Autor zahlreicher Artikel und Herausgeber eines Buchs mit Beitrag von Huggenberger 1936,¹² war in Russland gefallen, wie Huggenberger von der Witwe erfuhr. Tot war auch Johannes Linke, Herausgeber des Geburtstagsbändchens von 1937, den er zuletzt in Weimar im Oktober 1942 gesehen hatte. Von Otto Henning, Organisator seiner deutschen Reisen, verlautete nichts mehr; die Russen hatten ihn 1945 in Berlin festgenommen; er blieb sieben

6 KBTG Hu Na Sch 66: Grenzlandhilfe, vierseitiger Aufruf, November 1945.

7 KBTG Hu B Sch 4: Burg-Schaumburg an A. H., 21.7.1946.

8 KBTG Hu B 571: Wilhelm Kutter an A. H., 23.3.1947.

9 KBTG Hu B 529: Dr. Fritz Koberg an A. H., 6.2.1948.

10 KBTG Hu B Sch 140: A. H. an Cajka 3.5.1946.

11 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

12 Starkloff, Du aber bist das Leben.

Jahre inhaftiert (und schlug dann eine neue erfolgreiche Laufbahn als Kulturmanager in West-Berlin ein).

Manche der deutschen Briefschreiberinnen und Briefschreiber rangen, über die unmittelbaren Tagesnöte hinaus, spürbar um Selbstvergewisserung. Und viele bekannten, dass ihnen Huggenbergers Bücher eine Stütze im harten Alltagskampf seien. «In all den schweren Jahren waren die lieben Bücher von Ihnen – sorgsam im Keller vor Bomben geborgen – ein Trost, Freund und Helfer!»¹³ So klang es in manchen Briefen, welche die Schweiz als bewahrte Friedensinsel rühmten. Der Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek, Josef Rest, versicherte Huggenberger, dass seine Bücher noch in vielen südbadischen Volksbüchereien vorhanden seien und zu den begehrtesten zählten.¹⁴ Sehr selten waren Zusendungen von Personen, die sich als Gegner oder Opfer des Nationalsozialismus bekannten, Briefe, in denen von Berufsverbot, Drangsalierung und Konzentrationslager die Rede war. Im Mai 1949 meldete sich Georg Gustav Wiessner aus Nürnberg wieder, neuer Direktor der Volkshochschule, der Besuch aus der Schweiz hatte: «Eben spreche ich mit Herrn [Fritz] Wartenweiler von Ihnen und freue mich zu erfahren, dass es Ihnen gut geht. Ob Sie sich meiner noch erinnern? Ich habe einmal alle Ihre Bücher voll Freude durch meine Presse begleitet. Jetzt ist meine ganze Bibliothek in Asche, aber der Geist ist trotz 13jährigen politischen Verfolgenseins lebendig geblieben.»¹⁵ Politik spielte sonst kaum eine Rolle; das Jahr 1933 war kein Bezugspunkt des Denkens. Es gab eine Zeit vor und eine Zeit nach der «Katastrophe»; und das bezog sich auf die deutsche Niederlage von 1945. Clara Staackmann, einst gläubige Hitler-Verehrerin, sprach von «Deutschlands Untergang», der ihrem verstorbenen Mann glücklicherweise erspart geblieben sei.¹⁶

Nachdenklichere Geister, so etwa Hans Teichmann, der anderthalb harte Jahre russischer Gefangenschaft überlebt hatte – in den 1930er-Jahren hatte er für die Nationalsozialistischen Kulturgemein-

den den Kontakt mit Huggenberger gepflegt –, hungerten nach Information.¹⁷ Bei anderen machte sich nach einer ersten Phase der Verstörtheit 1947/48 trotzige Abwehr breit. Wenn die wirtschaftliche Lage in Deutschland und Österreich katastrophal war, so lag dies vor allem an den Fehlgriffen der Besatzungsmächte. Heftigen Verdross erregten deren Massnahmen zur Entnazifizierung, so etwa ein Publikationsverbot für Kulturschaffende, «weil man ihnen irgendwelche Veröffentlichungen in der vergangenen Zeit sehr übel angekreidet hat».¹⁸ Die Betroffenen fühlten sich durchweg unschuldig und fanden es empörend, dass sie sich rechtfertigen sollten. Je tiefer sie der Gewaltherrschaft verbunden gewesen waren, desto unverfrorener der Auftritt. Als Huggenberger im Juli 1948 Hans Friedrich Blunck schrieb, dem ehemaligen Präsidenten der Reichsschrifttumskammer und eine Schlüsselfigur der NS-Preispolitik, erhielt er mit der Antwort eine längere, im Durchschlag vervielfältigte Rechtfertigungsschrift. «Ich habe mich in meinem Leben wenig mit Politik beschäftigt», lautete der erste Satz; der Verfasser sah sich vor allem als Advokat der Völkerversöhnung.¹⁹ «Ich habe nichts getan als meine Pflicht gegenüber meinem Volk und gegenüber der Wissenschaft», schrieb Friedrich Metz, ein Nationalsozialist der frühen Stunde mit vielfältigen Verantwortungen, der von seiner Professur in Freiburg entlassen worden war. Metz wusste auch von Alfred Toepfer, dem Stifter des Steinbach-Preises, zu berichten. «Es geht ihm in jeder Hinsicht wieder gut und er wurde restlos entlastet. Für uns eine

13 KBTG Hu Briefe Sch 41: Lotte Reyer-Hüpfner an A. H., Dezember 1947 (ohne genaues Datum).

14 KBTG Hu Briefe Sch 23: Rest an A. H., 30.12.1947.

15 KBTG Hu B 1183: Wiessner an A. H., 4.5.1949.

16 KBTG Hu B Sch 21: Staackmann an A. H., 25.12.1946.

17 KBTG Hu B 1021: Teichmann an A. H., 11.1.1948.

18 KBTG Hu B 263: K. F. Finus an A. H., 10.7.1948.

19 KBTG Hu Sch 131: Varia, «Rückschau 1933–1947», undatiert; siehe auch Schütt, Germanistik und Politik, S. 211.

Selbstverständlichkeit – aber das Selbstverständliche versteht sich eben heute nicht mehr von selbst.»²⁰

Huggenbergers Antworten fehlen zumeist; manchmal lassen sie sich aus einem Gegenbrief erahnen. «Möge doch Ihr Wunsch sich erfüllen [...], Gott möge dem schwer geprüften deutschen Volk bald wieder bessere Zeiten schenken», schrieb eine Liesel Spichalsky Anfang 1948.²¹ Die Rede von der schweren Prüfung nahm Begriffe aus deutschen Zusendungen auf und spielte sie zurück; Huggenberger hatte aber auch schon auf die Niederlage von 1918 mit der Leerformel reagiert. Hing die floskelhafte Unverbindlichkeit mit der Sorge um die Postzensur zusammen? War sie ein Ausdruck der Ratlosigkeit? Oder war einfach nur Gedankenlosigkeit im Spiel?

Es gibt benennbare Gründe, weshalb er wortkarg blieb. «Was soll ich nun den Bittenden sagen?», schrieb er an Abitz-Schultze. «Ich kann ihnen doch nicht des Langen und Breiten von meinen Verhältnissen erzählen. Ich würde wahrscheinlich mehr Verstimmung als Glauben ernten.»²² Und Cajka gegenüber bekannte er im Juli 1948: «Leider gehöre ich auch zu den Leidtragenden dieser schweren Zeit. Fast mein ganzes Lebenswerk liegt wie in einer Gruft begraben in Leipzig. Ganze Auflagen sind vom Krieg vernichtet worden. [...] Dass ich seit 6 Jahren ohne jede Einnahme blieb, ist nicht das Schlimmste, das Schwere ist, dass die Bücher in Vergessenheit geraten und von heute auf morgen von neuen überstrahlt und an die Wand gedrückt werden.»²³ Das war sehr übertrieben, die letzte Zahlung von Staackmann war im Juni 1945 eingetroffen, die weiterhin laufenden Einnahmen von Sauerländer waren nicht unbeträchtlich und seine Publikationsfreiheit in der Schweiz war nicht beeinträchtigt. Und dennoch steckte ein Stück Wahrheit in seiner Klage: Seine Aussage bezeichnete den schmerzlich empfundenen Abstand zwischen der erträumten eigenen Bedeutsamkeit und dem Absturz infolge der deutschen Niederlage. Das verband ihn mit der Wahrnehmung jener vielen Deutschen,

denen erst der «Zusammenbruch» und die folgende Nachkriegsnot als schrecklich erschienen, was eine vollständige Ausblendung der vorangehenden Jahre der deutschen Gewaltherrschaft über Europa voraussetzte. «Sie dürften [sic] aber nicht glauben», schrieb er wiederum an Cajka, «dass nicht auch wir der Entwicklung der Dinge mit schwerem Herzen entgegensehen. Man merkt nicht viel von Zuversicht; denn die Zukunft ist ja auch für uns unberechenbar.»²⁴ Die allgemeine Stimmungslage war zu dieser Zeit, August 1948, überschattet von der ersten grossen Konfrontation des Kalten Kriegs, der russischen Blockade West-Berlins; sonst aber genoss eine Mehrheit in der Schweiz den wirtschaftlichen Aufschwung, mit dem die Entbehrungen der zurückliegenden Jahre nun allmählich zurücktraten. Die Zukunft wurde wieder heller. Es dürfte seine ganz persönliche Wahrnehmung der Weltlage gewesen sein, die Huggenberger daran hinderte, der «deutschen Katastrophe» mit mehr als einer Klage über eigene unerfüllte Lebenserwartungen zu begegnen. Er reihte sich ein ins deutsche Opferbewusstsein und griff dazu, wenn es sein musste, auf frei erfundene Zusammenhänge zurück. «Schon die schwere Inflationszeit nach dem ersten Kriege hat mich um die Früchte jahrzehntelangen Schaffens gebracht [...]»²⁵

So kann es nicht überraschen, dass Huggenberger weder in der persönlichen Botschaft noch in der künstlerischen Gestaltung zur deutschen Situation etwas zu sagen hatte. Die reiche, ihm zukommende Dokumentation in Gestalt so aussagekräftiger Briefe

20 KBTG Hu B 701 in Sch 15: Metz an A. H., 21.4.1948.

21 KBTG Hu B 963: Spichalsky an A. H., 12.1.1948.

22 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

23 KBTG Hu Briefe Sch 140: A. H. an Cajka, 6.7.1948.

24 Ebd.: A. H. an Cajka, 10.8.1948.

25 DLA, A:Raabe, 76.747/33: A. H. an Abitz-Schultze, 25.2.1948.

blieb ungenutzt. Zur Jahreswende 1946/47 erhielt er eine von seinem Porträtisten Ernst E. Schlatter gestaltete Neujahrskarte, auf der ein Vers von Paul Ilg abgedruckt war. «Noch bange lassen wir die Blicke schweifen/ Hinüber, wo wir Stätten, Freunde wissen,/ Verarmte Hände, die nach unsern greifen,/ Vergränte Seelen, schuld- und leidzerrissen./ Wie ist miteins der grosse Zorn verlodert,/ Die grimmen Zweifel, die wir selbst uns schufen!// Und wieder sind wir – wie's die Gottheit fordert – / Zum Hasse nicht, zur Liebe aufgerufen.»²⁶ Ilg hatte zum deutschen Regime stets Abstand gewahrt, die damit verbundenen Rückschläge im Einkommen hingenommen und sich nie in derselben Weise wie Huggenberger kompromittiert. Diesem aber hatte es die Sprache verschlagen.

Ende 1946 schrieb Huggenberger an Carl Seelig, der im «Tages-Anzeiger» seinen jüngsten Gedichtband «Abendwanderung» besprochen und nebenbei eine Bemerkung über die Auseinandersetzungen zurückliegender Jahre gemacht hatte. Obwohl er Seeligs Aussage berechtigt fand, bat er ihn, künftig dazu nichts mehr zu sagen. «Die Zeit ist noch viel zu aufgewühlt, als dass eine ruhige Auseinandersetzung irgend [ein] vernünftiges Ergebnis zeitigen könnte. Die Zeit wird aber kommen. Jetzt eine Polemik zu rufen, wäre durchaus verfrüht, da die Menschen wie gesagt noch brettervernagelt sind.»²⁷ Kurz zuvor hatte Huggenberger in seiner Postkladde die Überweisung von zehn Franken an einen Bund ehemaliger KZ-Häftlinge festgehalten. Als ob er selber sich über die Existenz eines bis dahin ignorierten Phänomens vergewissern wollte, fügte er in einer Klammer den ausgeschriebenen Begriff hinzu: Konzentrationslager.²⁸

26 KBTG Hu B 870 in Sch 19; zu Ilg siehe Bosch, *Bohème am Bodensee*, S. 352–357.

27 RWZ, NL Seelig, B-02-Hugg: A. H. an Seelig, 23.12.1946.

28 KBTG Hu L 8/2: «Post, vom 10.8.1946 an»: Eintrag unter 29.11.1946.